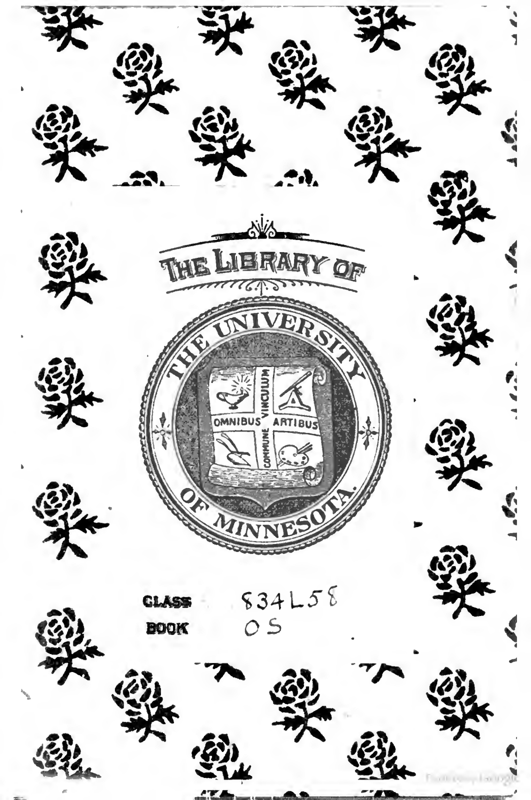
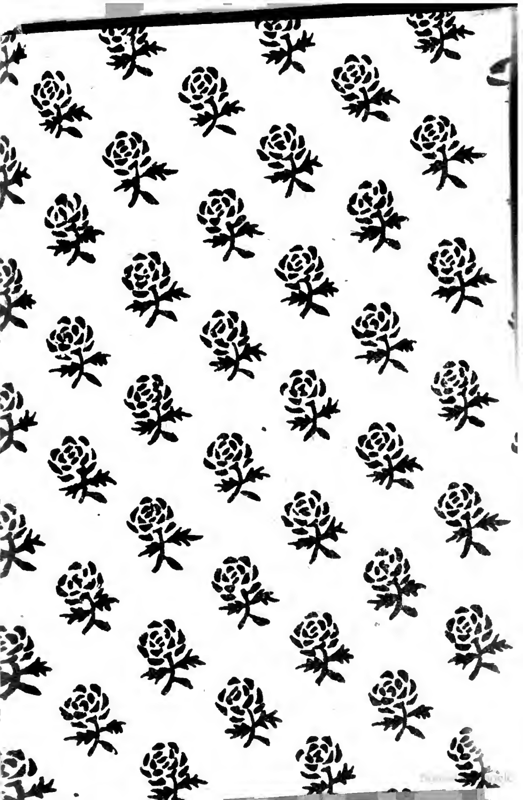


Stuttgart und Leipzig-
Deutsche Verlags-Anstalt.


THE LIBRARY OF
THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS
COMMUNE VINCULUM
CLASS 834L58
BOOK OS



Bibliothek
zeitgenössischer Autoren



Zweite Auflage

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1905

Zuerst erschienen 1904 in der
Deutschen illustrierten Zeitung
„Über Land und Meer“

Papier und Druck
der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Sylvia

Roman

von

Emmi Lewald (Emil Roland)

1

Sylvia sank ihrer Freundin Irene lächelnd in die Arme. Der Berliner Zug, der nur eine Minute Zeit für Weimar hatte, war bereits weitergesaust, und noch immer lösten sich die beiden Gestalten nicht aus ihrer Umschlingung. Natürlich! Viele Wiedersehen sind schön, aber besonders schön jene von jungen Wesen, die einmal etliche Winter gemeinsam in einer Garnison durchtanzt haben und so viele Leutnants gemeinsam kennen. Briefe genügen nachher doch nicht, „das Schlimmste und das Dümmste“ behält man ja immer für sich . . .

„Wie famos du dich konserviert hast!“ sagte Irene, die Freundin endlich loslassend und sie mit ein wenig Neid betrachtend, „noch gerade so frisch wie damals, als Carlos dir so den Hof machte — das Scheusal! Reich zu heiraten! Es ist einfach gemein!“

Sylvia zuckte die Schultern: „Ich kann dich versichern — mir war's vollkommen gleichgültig.“

Der Diener, der mit abgezogenem Hut dicht dabei stand und alles hören konnte, bat sich den Gepäckschein aus. Die beiden Mädchen schritten zum Ausgang. Jenseits der trivialen Durchgangshalle öffnete sich ein weiter Ausblick. Unter dem

zartblauen Schimmer eines Frühlingstages, von weißen Wolken überschwebt, lag die Stadt an den sanften Berglehnen, von jungem Grün umsäumt, die seltsame kleine Stadt mit dem großen Nimbus . . .

Rechts vor dem Bahnhof hielt ein Krümperwagen, aus dem gerade zwei Offiziere sprangen. Irene musterte sie mit raschem Blick. Auch Sylvias Augen wendeten sich nach der gleichen Richtung.

„Es ist Brankenberg," erläuterte Irene, „weißt du, der mit der Emailnase; die rechte ist ihm mal im Duell abgeschlagen. Der andre junge Dachs ist bloß Reserve. Man sieht es gleich. So ganz das Wahre ist es doch nie."

Sylvia fand, daß Weimar sehr interessant sei — gleich an der Schwelle ein so beachtenswerter Anblick!

Der Diener erschien und öffnete die Tür des hübschen Landauers. „Bloß ein gemieteter," sagte Irene. „Zu mehr reicht's nicht. Sonst müßten wir das Reisen lassen, und ein bißchen Schweiz alljährlich ist doch zu schön. Sieh mal, da links kommt das Museum. Na, damit sollst du nicht geplagt werden. Museen von außen, ist mein Grundsatz. Aber weißt du: ins Goethehaus mußt du! Mama wird's verlangen. Doch ängstige dich nicht — wir machen's rasch — einmal 'rum und dann wieder 'raus."

Sylvias schöne Züge nahmen bei dieser Eröffnung einen etwas gelangweilten Zug an; sie starrte gleichgültig auf die Straßen und Bauten, die an den Dahinfahrenden vorüberflogen.

„Vor allem müssen wir uns ordentlich aus-

sprechen!" plauderte Irene weiter. „Ich sage dir: ich habe enorm viel erlebt in diesen vier Jahren, seit wir uns nicht sahen. Noch sommers in Mürren. Einen Engländer haben wir da kennen gelernt — alle Achtung! Nein, so was in Stiefeln! Prima! Solch braunes Leder in dieser Vollendung gibt's auf dem Kontinent gar nicht! Und zum Diner hatte er Lackschuh, ausgeschnitten, mit Agraffen darauf — wie ein Traum — jeden Tag andre —" Und Irene lächelte verklärt in der Erinnerung.

„Ich glaub' schon, daß solche Reisen interessant sind!" sagte Sylvia. „Mich mopst es nachgerade, daß wir jedes Jahr zu Onkel aufs Land müssen. Als Fettweide ist's ja ganz gut. Aber weißt du, die Gegend da bei Neutomischl ist grauenhaft. Es ist überhaupt gar keine Gegend."

„Aber letztes Jahr warst du doch in Pyrmont mit deiner Mama?"

„Damenbäder kann man doch nicht rechnen."

„Na freilich — sieh mal! Da sind übrigens Goethe und Schiller."

Der Wagen rollte über den Theaterplatz. Sylvia warf einen verlorenen Blick auf die beiden Großen, deren bläuliche Schatten scharf auf den stillen Platz fielen. Irene fügte hinzu: „Papa sagt immer, Goethe würde doch sehr überschätzt."

„Das mag wohl sein," erwiderte Sylvia.

„Aber sieh mal, die netten Läden. Konfektion doch wirklich ganz anständig. Ich nehme auch zuweilen hier — alle drei Jahre spendiere ich mir aber ein tailor-made von Jureit-Frankfurt, weißt du. Mit dem übrigen passe ich und bezieh' es fromm aus Weimar."

„Das Graue, das du anhast, ist sehr hübsch,“ sagte Sylvia, „und die schönen Straußenfedern auf deinem Hut!“

„Ja, und trotzdem sehe ich nicht halb so gut aus wie du!“ klagte Irene. „Du brauchtest gar nicht mit Straußenfedern und Jureit nachzuhelfen. Du bist so hübsch! Papa sagt immer, du wärst exquisit.“

Sylvia zuckte die Achseln. „Ich find' es nicht mehr,“ sagte sie aufrichtig, „ich seh' doch viel zu blaß aus. Das Leben ist auch so angreifend. Immer diese Tanzwinter! Und sommers ruiniert man sich mit Tennis.“

Die Belvedere-Allee warf ihre Schatten über den Wagen. „Siehst du, da ist unsre Villa,“ rief Irene und deutete auf ein etwas stilloses, doch recht behaglich ausschauendes Haus. „Da kommt Papa auch schon über den Kies gestiefelt, und Mama gießt den Tee auf.“

Oberst a. D. von Reifenstein, früher ein Beau und einst der längste und bestaussehende Offizier seines Regiments, Prinzessinnentänzer und mehrfacher Fürstenadjutant, klemmte das Monocle gespannt ins Auge. Er hatte stets ein Faible gehabt für die kleine blonde Sylvia! ‚Si jeunesse savait,‘ dachte er.

Sie quittierte sein Wohlgefallen mit sehr unbefangener Herzlichkeit und ließ sich ruhig von ihm auf Schulter und Backen klopfen. Er führte sie ins Haus, nahm ihr den Reisemantel ab und rieb sich vergnügt die Hände.

Frau von Reifenstein hatte nicht ganz die reine Freude an dem schönen Gast. Sie sah nicht ein, weshalb ihre Tochter, ein so vermögendes Mädchen,

so viel schlechter von der Natur behandelt war als die kleine unbemittelte Offiziersgöre aus Gnesen. Aber trotz dieser wehmütigen Betrachtung hatte sie das Mädchen gern und drückte sie zärtlich ans Herz.

„Komm, ich zeig' dir dein Zimmer," sagte Irene und zog Sylvia mit sich fort.

Reifenstein rieb sich noch immer die Hände. „Daß das Mädchen noch keinen Mann hat!" sagte er dann. „Sie muß jetzt wenigstens vierundzwanzig sein."

„Aber lieber Alfred, das ist doch ganz natürlich! Drei Kinder sind da, und es war doch eine Liebesheirat. Wenn ich nicht irre, war der Schwiegeralte sogar völlig verkracht."

„Ach was, zuweilen findet sich doch immer noch einer, der den Geldpunkt übersehen will oder kann. Nein, da liegt's nicht allein. Das Schlimme ist, daß sich solche ausgesprochenen Schönheiten so leicht zwischen zwei Stühle setzen. Da sind dann drei Courmacher, zwei, die weniger als nichts haben — das heißt Schulden — und ein dritter, ein handfester Ehrenmann mit soliden Absichten — vielleicht nicht so fesch wie die andern, kein Blender. Und solch ein dummes kleines Gör tanzt strahlend mit den beiden Windhunden und schneidet ein resigniertes Gesicht, wenn der Solide sie engagiert. Ich hab' immer gesagt, an solch resigniertem Fratzenschneiden kann zuweilen ein Mädchenlos hängen, und es ließe sich gewiß statistisch nachweisen, daß ein hoher Prozentsatz aus solchen Gründen zwischen zwei Stühlen sitzen bleibt. So kann's auch mit der Sylvia gehen. Nun schiebt die jüngere Schwester von unten nach, will nächsten Winter auftreten — ganz in der ersten Blüte ist

Sylvia auch nicht mehr — kurzum, ich beurteile ihre Chancen sehr pessimistisch."

„Nicht mehr ganz jung? Mit vierundzwanzig? Da taxierst du Irene auch wohl schon aufs alte Register?"

„Ach was! Irene kann warten. Die kann sich noch immer einen aussuchen. Das weiß sie ganz genau, und darum ist sie auch wählerisch. Dann ist sie auch weit gescheiter als Sylvia. Sylvia hat doch wohl den echten, rechten Hohlkopf — nichts drin, außer etwa die neueste Militärrangliste. Und die Irene, wenn sie auch gar nicht hübsch ist, wird sich viel besser halten. Solch zarte, wie in Pastell gemalte Blondinen à la Sylvia, die sind wie Blumen, die rapide welken. Irene ist mehr Dauerapfel."

„Ich glaube, du unterschätzest Sylvia. So hohl ist ihr Kopf gar nicht; sie hat bloß enorm wenig gelernt. Ich finde auch gar nicht, daß sie verblüht aussieht."

„Na, na! Ein bissel schon! So was Müdes um die Augen. Etwas enttäuscht und etwas abgetanzt. Kenne die Mischung."

„Ja, du Frauenkundiger!" seufzte Frau von Reifenstein. Sie hatte nach ihrer Meinung nie Grund gehabt, einer einzelnen wegen eifersüchtig zu sein — aber ihr Mann war in das ganze weibliche Geschlecht verliebt; und das erforderte Geduld.

„Aber still, die Mädels kommen!"

Zwei Stunden später saßen Sylvia und Irene in der Rammerschen Konditorei und aßen Nußeis. Eigentlich hatten sie den Park durchwandern und berühmte Stätten besuchen sollen, aber Rammer war doch ein stärkerer Magnet.

„Es ist wirklich nicht recht von Mama," sagte Irene, „nun hat sie uns so mit ihrem Königskuchen vollgepfropft, daß ich für mein Teil nichts Festes mehr vertragen kann. Bloß Flüssiges geht noch. Willst du Schlagsahne?"

„Nein — ich mag keine Schlagsahne mehr."

Irene sah sie staunend an: „Keine Schlagsahne mehr? Du hast satt, wofür du einst so geglüht hast?"

Sylvia lächelte. „So geht es wohl mit jeder Leidenschaft!"

„Carlos und Schlagsahne — beide entthront und vergessen? Damals, vor vier Jahren, waren's doch deine Ideale? Sag mal offen, gab's schließlich eigentlich einen regelrechten Krach mit Carlos?"

Sylvia wurde rot und sah etwas befangen aus dem Fenster. „Ich rede nicht gern davon," versetzte sie. „Ich hab' seinethalben zuviel Schelte bekommen. Weißt du, es wurde das daraus, was man eine ‚Hinhängerei' nennt — eine durch vier Jahre! Und dann solch kleines Nest wie Gnesen, wo man Tag für Tag zusammenkam. Mama sagt, er hätte alle andern Partien von mir abgeschreckt und mich ‚am steifen Arm verhungern lassen'. Du erinnerst dich wohl noch — Mama kann recht drastisch werden, wenn sie sich ärgert. Denkst du denn noch oft an eure Jahre im Osten?" fügte sie ablenkend hinzu.

„O ja! Zum Beispiel an Reinhardt III. Nein, wie ich für den schwärmte! Das war aber auch eine Verirrung. Er soll jetzt in New York Oberkellner sein. Siehst du, Papa will immer mal nach Amerika. Aber darum möchte ich nicht mit — wenn ich mir dächte, er brächte mir plötz-

lich in einem Café eine Limonade — das überlebte ich nicht. Dazu hab' ich ihn doch zu sehr geliebt. Ach ja, die Probepfeile! Was die oft für merkwürdige Carriere machen —"

„Aber ich dächte, deinen Posener Vetter hättest du noch mehr geliebt," erinnerte Sylvia. „Weißt du noch, wie der mal zu euch geritten kam? Der Totenkopfhusar — auf Achmed mit dem braunen Fell. Wie famos er zu Pferde saß —"

„Ach ja, Kavallerie!" seufzte Irene. „Ich will ja nicht leugnen, Weimar hat allerhand Nettes, aber daß keine Ulanen oder Husaren hier liegen, entbehre ich doch furchtbar. 's ist nun doch mal nicht dasselbe, ob einer Parade läuft oder reitet. Schusters Rappen ist immer etwas kommun. Und wird hier mal einer Adjutant und reitet dann — na, dann ist der Gaul auch danach."

Beide löffelten nachdenklich im Eis und sannen über die Mängel der irdischen Verhältnisse nach.

„Weißt du, Asta schwärmte ja auch für Reinhardt III. Nachher, wie er um die Ecke war, hat sie Reinhardt II. genommen, einen ganz kleinen Affen mit roten Haaren."

„Was es doch für Mädchen gibt!" sagte Sylvia. „Wo mag wohl Hochfeld hingekommen sein?"

„Mörchingen. Strafversetzt. Er hat seinen Burschen mit einem Regenschirm geprügelt. Aber Landeck, der hat Carriere gemacht — tanzte so furchtbar, weißt du noch, konnte nicht mal Galopp, und hat sich nun doch als Springer entpuppt. Den liebte ja die Ellen Schmidt hoffnungslos — die Nichte vom General zur Löwen. Nein, wie die doch damals geschimmelt hat — wie altes Brot. Wo mag das Wurm nur hingekommen sein?"

„Das kann ich dir ganz genau sagen. Sie studiert in Zürich Philosophie. Weißt du, mit der ging's mir sonderbar. Sie war doch ziemlich häßlich und mürrisch dazu, und niemand mochte sie recht. Aber wenn sie so verlassen im Ballsaal saß, da hab' ich ihr zuweilen Tänzer angeschleppt, weil sie mir leid tat — denn häßlich sein ist doch auf Bällen 'ne üble Zugabe. Und als zur Löwens versetzt wurden, machte Ellen Schmidt bei keinem Abschiedsbesuch, weil sie niemanden hatte leiden können. Nur zu mir kam sie und bedankte sich; ich sei immer so nett mitleidig gegen sie gewesen, sagte sie, nun würfe sie ihre Existenz als Mauerblümchen endgültig von sich; sie hätte es satt, den Kampf um Leutnantsgunst und Kotillonbuketts weiterzufechten, bloß aus Gehorsam für Onkel und Tante, wie sie's bisher getan. Auf dem Parkett blühten ihre Lorbeeren doch nicht; sie wolle sich frei machen und nach Zürich gehen und ihren philosophischen Doktor machen. Philosophie sei immer ihr Steckenpferd gewesen, aber das hätte in Gnesen niemand verstanden — höchstens Landeck, aber für den sei weiblicher Geist nur dann anziehend, wenn er in einer schönen Hülle stecke. Ganz ruhig sagte sie das alles, und ordentlich hübsch sah sie dabei aus."

„Hübsch? Mit dem Nasenerker? Ich danke!"

„Ja, es hatte doch was Merkwürdiges, wie sie so ganz ruhig sagte, sie wolle sich ‚frei machen'."

„Nein, die Ellen Schmidt! Und so etwas entpuppt sich in Gnesen. Ich bin nur neugierig, ob noch mal ein großer Schopenhauer aus ihr wird. Sag mal, bleibt ihr wohl noch lange in Gnesen?"

„Bis Papas Bezirkskommando abläuft, und nachher —"

„Zieht doch nach Weimar!"

Sylvia schüttelte den Kopf. „Nein, Mama hat andre Pläne. Dann ziehen wir nach Delft. Mama ist ja aus Delft und hat noch ein Haus dort. Da wohnt man dann gratis."

„Nach Delft? In die Porzellanstadt? Das ist ja schaudervoll! Und wie soll sich da dann Ella verheiraten?"

„Ella gehört zu den Reellen. Ein paar Tanzwinter werden ja noch für sie herauskommen. Die ist nicht wie ich; die ist für Sperlinge in der Hand."

„Sie ist wohl sehr hübsch?"

„Ja, so ähnlich wie ich. Etwas derber und darum blühender. Ziemlich frech ist sie — auch gegen mich. Sie tut immer, als hätte ich mit meinen vierundzwanzig Jahren gar kein Recht mehr, mich zu amüsieren."

„Na, ich danke meinem Schöpfer," rief Irene, „daß da bei uns nicht so'n kleiner Balg ist, der hinter mir nachdrängt. Das könnte mir grad' passen! Dann bist du wohl froh, daß du Reiseurlaub hast? Sag mal, wer ist das denn eigentlich, den du in Jena besuchen sollst?"

„Eine Jugendbekannte von Mama, mit der wir uns letztes Jahr in Pyrmont trafen. Eine Bremer Dame."

„Wohl klotzig reich? Was so in Bremen sitzt, wühlt ja alles Reichtümer zusammen. Aber was will die Dame in Jena? Studiert sie auf ihre alten Tage?"

„Ihr Sohn ist dort Kunstprofessor, den besucht sie."

Irenes und Sylvias Blicke kreuzten sich. Sie schwiegen einen Augenblick. Jede balancierte eine Eiswaffel zwischen den Lippen.

„Ach so," sagte dann Irene leise.

„Ja," versetzte Sylvia.

„Kennst du ihn schon?"

„Ich soll ihn eben kennen lernen."

„Das haben die beiden alten Ladies wohl zusammen ausgeklügelt? Wirst du ihn nehmen?"

„Wenn er mir gefällt. Andernfalls werde ich Hausdame oder Diakonissin, denn eine Gnesener Saison mach' ich nicht wieder mit. Uebrigens hat Onkel auch gesagt, daß er mich jederzeit aufs Gut nehmen würde."

„Ist denn der Onkel irgendwie — na, attraktiv?"

„Nein, aber auch nicht das Gegenteil. Er ist so mittel."

„Sonst können Onkels recht nett sein. Mamas Bruder zum Beispiel. Du weißt ja, Mama war Seife, als Papa sie heiratete. Onkel hat die Fabrik noch. Seife ist so was Sicheres. Mit andern Gegenständen ist's oft schlimm, da wird dann plötzlich was Neues erfunden — aber Seife ist was Bleibendes. Die hat die Menschheit immer nötig. Wenigstens hoffentlich! Dabei fällt mir ein: famos rein sehen doch alle Engländer aus! Ja, ich möchte behaupten, ein gut gewaschener Engländer ist noch viel reiner als ein gut gewaschener Deutscher. Die Rasse hat so was aus dem Ei Gepelltes. Da war einer in Mürren —"

„Ja, der mit den Lackschuhen — du erzähltest schon —"

„Ach so — na ja — und dann einer in Zermatt. So etwas an vollendetem Smoking gibt's

nicht wieder. Und eine Krawatte! selbstgebunden, ganz wie Marmor. Sie binden alles selbst. Papa bildet sich auch ein, schick zu gehen, aber neben diesem jungen Mann verblaßte er ganz. Gesicht taugte übrigens nicht viel — der Mund stand ihm vor Dummheit halb offen ... Aber du, wir müssen zahlen."

Die Dämmerung war bereits angebrochen, als die Freundinnen Rammer verließen. Auf der Schillerstraße herrschte abendliches Flanieren. Wie viele Köpfe auf jungen und alten Schultern drehten sich nach Sylvia um! Im Zwielicht und dem Schein der vereinzelten Laternen sah sie wie sechzehn aus, so sanft und erfahrungslos, die süße Torheit der Jugend im Gesicht.

Irene bemerkte jeden Blick. „Na, ich finde, Carlos müßte doch eigentlich alle Tage die Wand herauflaufen vor Aerger, daß er dich nicht gekriegt hat," sagte sie.

Sylvia zuckte die Achseln. „Er hat dafür andres. Er ist jetzt nach Berlin kommandiert. Nun kann er täglich im Savoy-Hotel lunchen, was er immer so verlockend fand, und sich Pferde halten und seine Stiefel aus Wien beziehen."

„Ja — und Kaviar pfundweise essen," fügte Irene tadelnd hinzu. „O diese Leutnants, die im Kadettenalter zu viel gehungert haben — das rächt sich!"

2

Sylvia war auf keine Andeutung in betreff Carlos' näher eingegangen, aber um Mitternacht, als ganz Weimar im Schlafe lag, nur sie noch

nicht, und Irene auf ihrer Bettkante saß, da redete sie sich ihr Leid doch von der Seele, das typische Leid der höheren „ausgehenden" Tochter.

„Ach Gott," begann sie, „Carlos war immer so riesig nett. Mal starb ihm eine alte Tante und er erbte was. Aber für die Kaution reichte es natürlich nicht. Da pumpte er seine sämtlichen Onkels an, um die Summe zu vermehren. Der eine schickte vierzig Mark, die andern bloß salbadrige Briefe. Und schließlich schrieb er die ganze Geschichte an seinen Bruder und fragte den um Rat. Halb verlobt waren wir ja schon; nur geküßt hatten wir uns noch nicht. So auf Vorschuß — nein, das fiel mir nicht ein. Dann kam der Kasinoball, und ganz unerwartet, auf zufälliger Dienstreise, der Bruder. Ich merkte gleich, er sollte mich besehen. Dieser Bruder! Ich sage dir! einen Kopf größer als Carlos. Schnurrbart fünf Zentimeter länger. Augen doppelt so groß. Dazu Garde! Und nun denke dir, was mir Merkwürdiges passierte! Ich bildete mir doch immer ein, ich schwärmte für Carlos; aber was Rechtes kann's doch nicht gewesen sein, denn dieser Bruder stach ihn ganz bei mir aus. Ich war einfach weg in den. Andre auch, zum Beispiel die Lili Eschenmark. Er tanzte zwei Tänze mit mir. Er sah mich immer an — so merkwürdig."

„Unverheiratet?" rief Irene gespannt.

„Bewahre. Fest verheiratet. Na, also der Ball verging. Nächsten Nachmittag, wie ich aus der Stickstunde komme, begegnet mir Carlos. Er redet mich an; er hätte ein Kommando in Jüterbogk bekommen und wolle mir Lebewohl sagen. Zwei Wochen später trifft seine Verlobungsanzeige

ein — Häuserbesitzerstochter in Schöneberg. Na, das Faktum ging mir gar nicht so nah — ich war überhaupt schon ein bißchen abgekühlt. Aber eins boste mich. Das war Mamas Empörung, Lilis sichtliche Verachtung, das Mitleid der ganzen Stadt. Aber das boste mich bloß. Etwas jedoch machte mich völlig mürbe. Du erinnerst dich doch noch an meinen kleinen Bruder Alack? Der war damals noch nicht im Korps und hatte alles miterlebt. Und er guckte mich immer an mit so großen braunen, merkwürdigen Augen. Und ich fühlte es, der kleine Bengel verstand die ganze Geschichte — trotz seiner zwölf Jahre. Der hatte regelrechtes Mitleid. Der hatte mich lieb, und es ärgerte ihn, daß mein Verehrer abgeschnappt war."

Sylvia brach in Tränen aus. Irene beugte sich zu ihr nieder. „Nein, du armes Wurm," sagte sie, „das Mitmachen ist wirklich oft mehr Durchmachen."

„Und bald darauf," schluchzte Sylvia weiter, „erschien einer und hielt um mich an, einer, der Mut gekriegt hatte durch mein Fiasko, der es vorher nie gewagt haben würde — ein ganz gewöhnlicher Koofmich in Woll- und Strickwaren . . ."

Sie schluchzte lauter.

„Infam!" rief Irene.

„Und natürlich sagte ich nein, und Mama redete zu, und Lili auch, und nachher mukschten sie mit mir. Und eines Abends, wie ich ganz allein auf meinem Zimmer sitze, kommt jemand. Es war Alack. Ganz leise schob er seine kleine, weiche Hand in meine und streichelte mich und

sagte: ‚Du darfst dich nie verheiraten, Sylvia, du mußt später zu mir ziehen.‘ Und siehst du, Irene, das tat mir so wohl und auch so weh.“

„Nein, der kleine Alack!“ rief Irene. „Ich sehe ihn noch so deutlich vor mir, damals in Gnesen. Er mußte doch immer einheizen bei euch, weil ein Dienstmädchen gespart werden sollte, und wie wir da einmal vom Ball wiederkamen — weißt du, Papa hatte schon seinen Abschied genommen, und ich wohnte noch bei euch — so um drei Uhr morgens war's — schon fahles Frühlicht — wir tasteten die Treppe herauf, und da kam eine kleine Gestalt im Hemd mit Kohlenkasten und Schaufel über den Vorplatz —, das war Alack, der zeitig einheizen wollte, damit es dann zum Frühstück warm sei. Und wir schrien auf vor Schreck, nervös vom Tanzen, wie wir waren — und davon bekam er solche Angst und fing an zu brüllen. Na, so acht Jahre war er damals — und nun schon so reif! Ja, das kommt wohl so in Häusern vor, wo eine Tochter ausgeht.“

„Alack hatte immer Interesse für so was. Er begoß mir die Kotillonbuketts und war auch so geschickt im Pappen. Alle Tanzkarten hat er mir in ein Buch geklebt; ich glaube scrap-book heißen solche Dinger. Und wenn jemand am Haus vorbeiritt, so sagte er's immer zeitig an, und kam Carlos um die Ecke, so brachte er mir gleich das Opernglas . . .“

„So was bildet natürlich,“ lächelte Irene.

Sylvia schluchzte noch einmal auf. Die Erinnerung an Alacks Teilnahme überwältigte sie.

„Na, und dieser Filou von einem Bruder,“

schalt Irene, „hat der Kerl ihm denn wohl die Häuserbesitzerssache eingerührt?“

„Laß doch! Der Bruder ist soweit ganz gut. Der hat's eben mit gesundem Menschenverstand beurteilt. Und er kannte Carlos auch, und wußte, daß der nicht gut sparen kann. Er hat dann einen langen Brief an Carlos geschrieben, in dem ich sehr gut wegkam. Da stand auch drin, daß Carlos so einer wie mir, die von Rechts wegen auf Samtteppichen schreiten müßte — ja, so schrieb er — nicht zumuten könne, das Los einer Kautionsehe auf ganz knapp zu teilen. Carlos gab mir nachher den Brief, auch auf der Straße, wie ich aus der Stickstunde kam.“

„Hör mal, diese Stickstunden scheinen ein sehr geschicktes Unternehmen gewesen zu sein!“

„Ich hab' sie dann aufgegeben. Lili ist jetzt in den Zyklus eingetreten.“

„Hast du den Brief noch? Hast du ihn vielleicht mit?“ fragte Irene begierig.

Sylvia schüttelte den Kopf. „Ich hab' ihn verbrannt. Niemand hat ihn gelesen — nur Alack. Er meinte auch, der Bruder hätte ganz recht. Immer platt liegen und Erbswurst zu Mittag oder Bouillon von aufgelösten Tafeln — das mag ja auf die Dauer ermüdend sein.“

„Na und ob!“

„Alack und ich haben alles verbrannt, was an die Zeit erinnerte, auch die Kotillonsträuße. Es ist vielleicht ganz gut. Am Ende wären doch nur Würmer hereingekommen.“

„Weißt du, wie Papa das nennt, aufbewahrte Buketts und so was? Sentimentales Gemüse!“

Sylvia lächelte, indem sie sich die Tränen aus

den Augen rieb. „Dann besteht eben der ganze Zauber der Jugend und des Mitmachens aus sentimentalem Gemüse," sagte sie philosophisch.

Irene kreuzte nachdenklich die Arme. „Und wen hat denn dieser Bruder zur Frau?"

„Eine Kohlenwerkstochter aus Westfalen, Overbeck, glaube ich."

„Was? Die Milliardärin? Na, hör mal, da hätte der wohl Erbarmen fühlen und Carlos was abgeben können! Wie oft hört man doch so schöne Geschichten erzählen, wo so jemand — Krupp oder Stumm oder was weiß ich — bei geldlosen Neigungsheiraten großmütig was auf den Tisch des Hauses legt. 'ne Million mindestens. Gleich ganz, um auch noch das jährliche Dankenmüssen zu ersparen. Na, erlaube, den Bruder find' ich ruppig."

Sylvia wehrte ab. „Das Geld wird wohl wie immer bei solchen Heiraten festgelegt sein, daß er nicht 'ran kann. Und dann hat er ein paar Töchter, und die Frau ist sehr kränklich und verreist eine Menge. Viel Taschengeld zu freier Verfügung mag er wohl nicht haben — und von den alten Overbecks war's doch nicht zu verlangen, daß sie Carlos und mich auch noch so nebenbei mit ernähren sollten."

„Und bei Carlos' Appetit! Ist sie denn wohl hübsch, die Overbeck?"

„Nein. Ich wundere mich, daß du von der Heiratsgeschichte nichts gehört hast, sie ist doch eigentlich so bekannt. Weißt du, sie liebte ihn, und er wollte nicht, obwohl ihr Vater ihm die größten Avancen machte. Er hatte wohl irgend wen sonst im Kopf. Schließlich ließ er sich versetzen.

Und sie bekam Bleichsucht vor Liebe, und fast wurde Schwindsucht draus. Und der alte Overbeck, der seiner Tochter immer alles gekauft hatte, was sie sich nur irgend wünschte, schrieb an ihn und trug ihm die Tochter ganz formell an. Und er — na, halb rührte es ihn wohl, daß eine sich seinetwegen so abrackerte. Nun — und dann der Mammon! Es war wohl stärker wie er — und da hat er's denn getan —"

„Sich kaufen lassen — pfui!"

„Vielleicht aus Gutmütigkeit gegen das Mädchen —"

„Na, er hätte euch doch was abgeben können," beharrte Irene.

„Ich glaube, Geld, so recht klotzig viel Geld wirkt immer demoralisierend," sagte Sylvia nachdenklich. „Wer nicht viel hat, ist stets weit eher bereit, von seinem Bißchen noch etwas abzugeben. So mag's wohl auch hier sein."

„Hoffentlich ist dein Kunstgelehrter nicht auch so!" sagte Irene. „Wenn er nachher mit dem Taschengeld knausert!"

„Aber Irene!" rief Sylvia. „Gelehrte denken ja gar nicht an so was."

„Woher willst du das wissen? Hast du denn jemals schon einen gesehen? Paß auf, das wird eine ganz neue Nummer für dich sein, wie sie in Gnesen nicht wächst. Na, Professor ist gar kein leichter Fall. Da muß man schon riesig gescheit tun, wenn's einem glücken soll."

„Er wird mich wohl rasend ungebildet finden."

Sylvia blickte sinnend ins Leere.

„Ich will dir mein kleines Lexikon mitgeben, damit du dich nicht zu sehr blamierst. Unter

diesen Umständen wollen wir aber doch ordentlich ins Goethehaus. Solche Leute quetschen einen nach so was immer am ersten."

Sie gähnte, küßte Sylvia und ging.

Sylvia starrte noch lange ins Licht. Ihr graute vor diesem Besuch in Jena.

Die beiden Freundinnen durchwanderten das Goethehaus.

„So einfach, nicht?" sagte Irene. „Man sollt' es kaum glauben! Und damals fand man das schon elegant. Wie bescheiden doch der alte Goethe war! Sieh mal, das ist hübsch, das Salve auf dem Fußboden. Das macht Stimmung; das betone nur recht, wenn der Bremer Sohn dich fragt; so was macht sich. Gott, so viele Mineralien! Ueberhaupt, was für Zeit er so mit Sammeln vergeudet haben soll! Wenn er doch statt dessen lieber mehr geschrieben hätte!"

„Aber er war doch ganz fleißig?"

„Wie lang hat er aber auch gelebt! Nein, wenn er sich besser drangehalten hätte, würde noch mehr dabei 'rausgekommen sein."

„Man redet hier wohl noch immer sehr viel von ihm?"

„Und ob! Das heißt, Papa nicht. Der sagt, das Thema wäre genau so abgetreten wie das vom Wetter. Bei uns zu Haus darf es gar nicht aufs Tapet der Unterhaltung."

„Ja, das hab' ich angenehm empfunden," sagte Sylvia. „Offen gestanden, fürchtete ich, dein Papa würde mich etwas examinieren. Darum las ich auf der Herreise Iphigenie noch mal

durch, die ich total vergessen hatte. Aber wenn ich offen sein soll, da ist mir. Ekkehard oder ein recht guter Tauchnitz doch zehnmal lieber — wenn man's auch wohl anstandshalber nicht bekennen darf."

„Mir kannst du alles sagen; ich vertrage schon einen Puff. Papa erzählt immer von dem preußischen König, der in der Iphigenie war und nachher sagte, ‚der jroße Goethe sei so langweilig, daß ihm die Knochen knackten'. Und Papa knacken sie auch, und darum geht er nie ins Theater, sondern lieber in den ‚Elefanten' zum Dämmerschoppen. Papa sagt überhaupt, die wahre Vornehmheit bestände darin, von möglichst wenig Dingen etwas zu wissen. Na, ich denke darin anders, denn ohne Neugier bin ich auch nicht."

„Dann muß ich sehr vornehm sein," sagte Sylvia. „Was ich in der Schule lernte, davon weiß ich nichts mehr. Ich glaube manchmal, ich habe mir mein ganzes Gedächtnis fortgetanzt."

„Siehst du, das ist Aldobrandinis Hochzeit."

„Wessen Hochzeit?"

„Ja, ich weiß nicht. Wohl von einem Ehepaar Aldobrandini. Das hat Goethe wohl auch geschenkt gekriegt. Ja, was er so alles bekam! Sehr oft Eßbares. Einer aus Berlin schickte ihm immer Teltower Rüben, und eine bei Frankfurt — Artischocken. Das war damals was sehr Seltenes. Und Münzen ließ er sich schenken, und wenn er sie nicht geschenkt bekam, nahm er sie sich so. Sehr sympathisch ist mir der ganze Goethe überhaupt nicht. Und dann so unpatriotisch!"

„Und immer so viel gewissenlose Courmachereien," sagte Sylvia. „Das weiß ich doch noch

aus der Literaturstunde. Ja, wenn ein Leutnant so ist, redet die ganze Stadt darüber, und strafversetzt wird er auch noch. Und der bracht's richtig zum Minister. Na, in Weimar müssen die Verhältnisse sehr anders gewesen sein als jetzt in Preußen."

„Sieh mal, ein Bild von ihm!" rief Irene. „Ach ja, die Augen, die haben so was ... da begreift man schon, daß Fürstinnen, Hofdamen, Schauspielerinnen und Köchinnen sich darein verliebten."

„War die Bora denn eine Köchin?" fragte Sylvia erstaunt.

Irene lachte hell auf. „Gerechter Himmel, das war ja Luther seine! Laß das den Professor nicht merken. Der kriecht die Wand herauf vor Schreck, und die Mutter mit!"

Sylvia errötete. Hätte der alte Goethe sie so gesehen in ihrem ganzen jungen Reiz, trotz ihrer geistigen Mängel wäre er bezaubert von ihr gewesen.

„Am Ende nehme ich dein kleines Lexikon doch mit nach Jena," sagte sie.

Sie verließen das Haus, Sylvia bedrückt und etwas verängstigt.

„Wenn ich nur wüßte, was in Jena alles passiert sein mag, so Geschichtliches, und wer da Denkmäler hat?"

Irene sah auch etwas ratlos drein. „Na, die große Schlacht war da, wo die Franzosen siegten —"

Sylvia blieb stehen. „Weißt du auch ganz bestimmt, Irene, daß die Franzosen siegten?"

Irene wurde unsicher. „Ja, wer denn sonst?" meinte sie nachdenklich. „Weißt du, den Kopf kann ich mir natürlich nicht drauf abschlagen lassen.

Wir wollen mal Papa fragen — das heißt, der ist vielleicht zu vornehm, es zu wissen. Mußt du denn wirklich heut schon fort?" setzte sie ablenkend hinzu.

„Ja, aber ich komme wieder. Wenn Mutter und Sohn mir geistig zu sehr auf den Kopf steigen ... Vermutlich sind sie auch nach zwei Tagen schon total enttäuscht von mir. Verdenken wollte ich's ihnen absolut nicht. So ein Logierbesuch ohne jedes Wissensfundament ..."

„Na, ich bin bloß neugierig," murmelte Irene.

3

Als Sylvia mit dem Nachmittagszug von Weimar abfuhr und die winkende Irene bei der ersten Biegung des Zuges ihren Blicken verschwand, wurde ihr seltsam beklommen zu Mut. All das Neue dieser Reise beängstigte sie. Ja, wenn es sich um Lanciers oder Tennis gehandelt hätte, aber es war eine absolute Unsicherheit, in die sie da hineinfuhr — so, als trete sie auf ein schwankes Brett hinaus, das kein sicheres Geländer hatte, sondern eine rätselvolle Tiefe unter sich, wer ahnte, wie tief?! ... eine von jenen Tiefen, in die kein Senkblei hinabreicht, die unzugänglich sind für irdische Messungen, die man nur begreifen kann, wenn man ganz in sie hinabtaucht — und für immer.

Sie erinnerte sich, wie Frau Thomsen sie letzten Sommer in Pyrmont oft so seltsam angesehen hatte mit jener liebenswürdigen Verliebtheit, wie

alte Damen sie zuweilen für junge Mädchen fühlen können. Sie wußte, wie hübsch Frau Thomsen sie fand, und ahnte dunkel, daß sie von der sonst so klugen Frau überschätzt werde, liebevoll überschätzt dank der freundlichen Illusion, daß das Innere auch dem Aeußeren entsprechen müsse.

Auf dem Gute von Sylvias Onkel, nahe bei Neutomischl, stand am Waldrand ein kleiner Sommerpavillon im Empirestil, hübsch und anmutig, kokett fast und so verwunderlich in der trüben Monotonie der polnischen Landschaft.

Dorthin war sie so oft gewandert. Aus der Ferne erschien das kleine Chalet wie eine romantische Vision. Der elegante polnische Edelmann, dem das Gut einst gehört, ein schöner Taugenichts mit einem feudalen, auf „irsky" endenden Namen, hatte es dahin gebaut, einer französischen Freundin zuliebe, die es an die Pavillons der Tuilerien erinnern sollte.

Aber wenn man sich näherte, kam die Enttäuschung. Dann sah man durch leere Fenster in öde Räume, nichts darin, kein Fresko, keine Säule, kein Kamin, harter, weißer Kalkanstrich — eine verlassene Oede . . .

Sylvia hatte bei dieser plötzlichen Erinnerung die perfide Empfindung, daß sie auch ein solcher Pavillon sei — hübsch von außen und leer von innen.

Für Leutnantsverkehr und dergleichen hatte das ja genügt. Aber wie sollte es nun werden?! —

Neben dem sausenden Zuge reckten sich jetzt Tannen empor, an grünen Berghalden und wogenden Feldern. Berge hoben ihr Haupt in die sommerliche Bläue, und auf tat sich das süße Thüringtal

mit seinen holden Schattenhängen, mit Mühlen im kühlen Grunde, und der alten, baumreichen Landstraße, die sich von Weimar nach Jena wand — jener Straße, auf der einst der junge Goethe in so manchen Sommernächten dahingeritten, wenn er von Kochberg kam und der Nachtwind ihm in die Locken fuhr und an seinem Mantel zerrte.

Sylvia starrte gedankenlos hinaus. Der alte Pavillon von Neutomischl wollte ihr nicht aus dem Sinn.

Und dann ragten blaugraue, duftumzitterte Türme über roten Dächern auf und kahle Bergesscheitel darüber. Sie stürzte vor den halbblinden Spiegel des Coupés, schob ihren Schleier zurecht und ihr schönes Stirnhaar, warf einen Blick über ihr ganzes Ich und dann hinaus. Der Zug hielt, und da stand auch Frau Thomsen schon mit ihrem freundlichen, gütevollen Lächeln — und gottlob, noch ohne Sohn.

Und Sylvia atmete auf und sank der alten Dame mit großer Grazie und der reizendsten Anmut ans Herz. —

Sie tranken zusammen den Abendtee auf einer Veranda über der Saale, Frau Thomsen und Sylvia. Die Lichter von Jena blitzten aus den Bäumen am jenseitigen Ufer. Dunkle Umrisse der Berge zogen sich durch das tiefe Blau der Nacht. Fernher klang Musik, tönten Studentenlieder oder Stimmen aus den vorüberziehenden Nachen, melodisch zusammenklingend mit dem Schlag der Ruder.

Dazu die Behaglichkeit der verhangenen Lampen, des summenden Samowars, die Atmosphäre von Luxus und Gepflegtheit, die in der ganzen kleinen

Villa lag, das harmlose Gespräch über Sylvias Mutter, ihre Geschwister, über Pyrmonter Erinnerungen und das beruhigende Gefühl, daß der Sohn mit einem andern Professor über Land gegangen war.

Sylvia empfand es als Wohltat, einmal nicht mehr von Carlos reden zu hören, von abgeschwenkten Verehrern und vom „Sitzen zwischen zwei Stühlen". Sie fühlte sich wie in eine andre Welt entrückt.

Und dann kam die Minute, in der der Sohn in diese Welt hineintrat, plötzlich in den Bereich der Lampe. Sylvia starrte ihn halb erschreckt an. Und er sie mit aufrichtigem Erstaunen.

„Ich wußte ja gar nicht, daß du einen Gast erwartetest," sagte er, seiner Mutter die Hand küssend.

„Ja, ich habe immer meine kleinen Ueberraschungen," lächelte Frau Thomsen, „aber ich denke, du weißt, wer mein Gast ist. Sie steht ja schon lange als Photo auf meinem Schreibtisch."

„O gewiß, ich kombinierte es gleich. — Nun, wie gefällt Ihnen die Sommernacht an der Saale?" wandte er sich zu Sylvia. „Sie kommen doch direkt aus dem Osten?"

„Nein, ich war einen Tag bei Freunden in Weimar."

„Da haben Sie mit dem Studium Thüringens ja sehr kunstgerecht angefangen," lobte er und setzte sich neben sie. „Nicht wahr, es ist doch eine seltene Luft, die man dort atmet! Nur muß man sich immer hüten, wenn man von Weimar redet, nicht in die abgegriffenen Wendungen zu verfallen. Es gibt so viel Schlagworte über Weimar, und etwas

Triviales verdient doch gerade diese Stadt am wenigsten."

„Das ist wahr," sagte sie schüchtern.

„Und über das Goethehaus sollte man erst recht nicht reden!"

„Das wäre schade," widersprach Frau Thomsen, „dann kämen wir ja ganz um Fräulein Sylvias Erzählungen. Im Gegenteil, man kann nie genug davon reden und hören. Was hat denn Ihnen zum Beispiel am besten im Goethehaus gefallen?"

Sylvia wurde blutrot. Wie ein feindliches Geschoß schwirrte diese direkte Frage in ihr Unverständnis. Mutter und Sohn sahen sie erwartungsvoll an. Die Kunstpause wurde bereits bedenklich lang. Sie konnte sich nicht recht entschließen, Irenes Anweisung zu folgen — schließlich ließ sie den guten Vorsatz fahren.

„Das Salve an der Schwelle," sagte sie, „es ist solch stimmungsvolle Einführung."

Herr Thomsen lächelte zustimmend. Es fiel ihr auf, wie eigentümlich sein Lächeln war, so nachsichtig und so seltsam sympathisch.

„Sie haben vollkommen recht," sagte er.

Frau Thomsen stellte ihrem Sohn eine Tasse Tee hin und schaute zufrieden darein.

„Wo wart ihr nur, du und Herrmann?"

„Wir sind auf der Lobdaburg herumgestiegen und haben dort, auf herabgestürzten Säulenschäften sitzend, lange darüber gegrübelt, ob es Euripides eigentlich Genuß gewährt haben kann — schmerzlichen Genuß —, den olympischen Göttern in seinem Herakles so den Text zu lesen, wie er's getan hat, ob es ihm nicht vielmehr die eigne Seele fast zerreißen mußte, die höchsten Wesen so hart zu kriti-

sieren — in einer Zeit, die höhere Autoritäten nicht kannte."

Sylvia schwindelte es.

„Nun bitte ich dich nur, diese Frage jetzt ad acta zu legen, denn sonst bedeutet sie eine schlaflose Nacht für dich, es ist ohnehin schon so spät. — Fräulein Sylvia fängt gewiß an, müde zu werden."

Sylvia schnellte dankbar empor. Der Gedanke, Geistesblitze von sich geben zu sollen, ängstigte sie. Sie reichte dem Professor die Hand. Er gab ihr die seine — gar nicht „pschütt", nicht mit nach oben gezwängten Ellbogen, und doch fiel ihr auf, wie ritterlich er sich verabschiedete, obwohl er kein Leutnant, sondern ein „Zivilgesicht" war.

Als Frau Thomsen, nachdem sie Sylvia fortgeleitet hatte, wieder die Veranda betrat, saß ihr Sohn in ein Buch vertieft am Tisch. Er hatte sich den Euripides hervorgesucht und war bereits ganz in den alten, oft durchblätterten Band versunken.

„Nun," sagte sie, „wie gefällt dir meine kleine Freundin?"

Er sah zu ihr auf, mit jener gewissen Kinderunschuld im Blick, die kein Ereignis seines Lebens bisher vermocht hatte auszulöschen.

„Bildhübsch!" antwortete er aufrichtig.

„Siehst du, diesmal habe ich doch nicht übertrieben."

„Ja, Mama, junge Mädchen sind ja nun einmal von jeher deine Schwäche gewesen."

„Eine Schwäche, die ich mit allen normal empfindenden jüngeren Männern teile."

„Mama, soll ich wieder eine Standrede über

mein sogenanntes ‚Fischblut‘ bekommen, nur, weil ich von solcher Schwäche frei bin? Deine Betrachtungen klingen fast wie die Einleitung dazu."

„Nein," entgegnete sie. „Ich wollte durchaus keinen Hieb führen. Gegen ‚Fischblut‘ würde das ja auch nichts helfen. Dagegen gibt es nur ein Heilmittel: Erlebnisse!"

Er lächelte. Er kannte seine Mutter und wußte genau, was dieser hübsche Besuch bedeuten sollte. Sylvia war ungefähr das fünfte Muster vom Artikel „junge Mädchen", das ihm so auf dem Präsentierteller entgegengebracht wurde.

Jena, Juni 189..

„Geliebte Irene!

Nein, wie schön war's mit Dir — dies himmlische Aussprechen bis auf den letzten Grund — diese köstlichen Stunden bei Rammer! Und dann abends im Bett! Ich entbehre Dich so — aber das muß ich sagen: nett ist's hier! Alles so urbehaglich, und die alte Dame so riesig gut. Sie hat den unteren Stock der Villa gemietet, in der oben der Sohn wohnt und die zufällig für den Sommer freistand. Die Villa liegt an der Saale. Paradies heißt die Gegend.

Ich brauche gar nichts zu tun. Das ist so angenehm. Wenn ich denke, wie ich zu Haus immer Staub wischen mußte, und Wäsche recken, und abends Strümpfe stopfen.

Hier lebe ich wie eine Prinzessin. Wir fahren täglich spazieren, und den Sohn sehe ich nur bei

den Mahlzeiten. So ist dieser einzige Haken auch nicht so schlimm, als ich dachte. Das heißt, Haken ist ungerecht, denn er ist eigentlich sehr nett. Natürlich willst Du wissen, wie er aussieht. Ziemlich lang erstens. Besinnst Du Dich noch auf Hadersleben in Gnesen, der am Gestüt? So ähnlich, das heißt, das Schneidige mußt Du Dir wegdenken, denn er hat natürlich gar nichts Militärisches, nicht mal gedient, wegen Kurzsichtigkeit. Also nicht mal Reserve! Tanzen mag er nicht, und was Tennis ist, weiß er, glaub' ich, nicht mal.

Hadersleben trug den Schnurrbart ja immer ausgezogen. Seiner geht geradehin, aber hübsch blond und dicht wie auch das Haar. Ueberhaupt ist's eigentlich ein hübscher Mann, bloß, daß er sich nicht recht in Szene zu setzen weiß. Und alle Gelehrten, wohl von wegen des Krümmens über Büchern, halten sich schlecht. Er muß enorm gelehrt sein. Dinge, von denen unsereins keinen blassen Schimmer hat, bearbeitet er. Dafür bin ich aber überzeugt, daß er nicht weiß, wieviel Armeekorps das preußische Heer besitzt, oder ob Oberstleutnant vor Oberst kommt. Er ist ein absoluter Ignorant in militärischen Dingen und würde sicher durch das leichteste Kriegsschulexamen durchfallen.

Nur Augen hat Herr Thomsen andre als Hadersleben; sie sind sehr grau und sehr klar und forschend — so wie Augen, mit denen einer allzu gründlich in alte Folianten geblickt hat. Aber flirten kann er mit diesen Augen nicht, wie er überhaupt gar nichts von einem Courmacher an sich hat und sicher nicht auf die Idee kommen wird, sich in mich auch nur eine Spur zu ver-

lieben. Aber das ist mir gerade recht. Am liebsten würde ich eigentlich Gesellschaftsdame bei seiner Mutter — denn nach Gnesen mag ich so bald nicht zurück. Sie erhoffen dort natürlich bald ‚was Reelles‘, wie Lili das in ihrer brutalen Art nennt. Mama, die zu fein ist, so etwas schriftlich zu berühren, deutet mir auch zwischen den Zeilen an, daß ich mir nur nichts ‚verschütten‘, nicht zu ‚militärblind‘ erscheinen soll.

Ach, Irene, wie gut hast Du's doch, daß Deine Eltern Dich nicht so gewaltsam auf den Heiratsmarkt schieben und keinen baldigen Schwiegersohn von Dir verlangen! Alle Welt denkt immer, es wäre so leicht, junges Mädchen zu sein, hält es für das angenehmste Stadium des ganzen Lebenslaufs — ach! und wie schwierig segelt sich's gerade im Gesellschaftsmeer, da gibt's Charybdis und Scylla zu Dutzenden. Siehst Du, ich rede ganz klassisch. Das macht die Luft dieses Hauses.

Aber sehr schön ist's, mal in andrer Luft zu sein. Da sieht man, wieviel Lebensgebiete und Situationen es in der Welt gibt — außer dem Osten! Man weiß ja eigentlich immer nur, was man selbst kennt. Und dies Gefühl, allerhand unerquicklichen Dingen für eine Zeit entronnen zu sein, das genieße ich so, und in der Hinsicht lebe ich wirklich im Paradies! Im übrigen denke ich an mein altes Motto: ‚Wie's kommt, so kommt's!‘

Grüß Deine Eltern! Zu nett war Dein Papa! Es küßt Dich tausendmal

Deine

Sylvia.“

Die Veranda über der Saale wurde Sylvias Lieblingsplatz. Sie liebte es nicht, durch die Stadt geführt zu werden. Für Studententum hatte sie keinen Sinn, und die vielen Gedenktafeln mit Namen berühmter Männer beängstigten sie nur. Der Blick von der Veranda aus wurde durch keinen Gegenstand unerfreulich gemacht, der zu einem geistigen Hereinfall Anlaß geben konnte. Da sang die Saale, der süße Strom. Weiden und Akazien rauschten am Ufer. Langsam bewegten die Kastanien ihre schweren, blütenreichen Kronen, und Sonnenduft kleidete die Berge in zitterndes Blau.

Es gefiel ihr, in die Wellen hineinzusehen und zu träumen. Die Saale war der erste schöne Fluß, dessen nahe Bekanntschaft sie machte. Was da in der Gegend von Gnesen floß und bei Neutomischl, das waren dunkle Wasser, schwer und schleppend, die melancholisch durch die Ebene zogen, deren Rauschen wie einförmige Klagelieder klang. Und ein Gefühl der Ruhe kam über sie, sobald sie dem Sang der Saale lauschte, ein Gefühl, als könne sie sich hier ganz erholen vom Tanzen und Tennisspiel und von Leutnantsschmerzen.

Als Professor Thomsen einige Tage nach Sylvias Ankunft mittags aus einem späten Kolleg kam und in das Zimmer seiner Mutter trat, fiel sein Blick gerade auf die weiße Gestalt da draußen im Rahmen der hellen Veranda. Er besaß großen Schönheitssinn, wenn dieser auch im ganzen nur an marmornen Göttinnen geschult war. Seinem

ästhetischen Gefühl schmeichelte daher der liebliche Anblick, und er setzte sich zum ersten Male aus freiem Entschluß zu Sylvia.

„Wissen Sie," fragte er, „daß Sie hier ganz gefährlich thronen in diesem Sonnenlichte? Es ist jetzt Geisterstunde!"

„Ich denke, die ist um Mitternacht?"

„O nein, die ist ebensogut zur Mittagszeit, wenn das Himmelslicht im Zenith steht. Aber die Menschen haben tagüber immer so viel zu beschicken und zu hetzen, und daher keine Zeit, in der Jagd der hellen Stunden auf Geisterstimmen zu lauschen. Um die zwölfte Stunde pflegt man zu essen, Besuche zu machen — was weiß ich —, und den Geistern gesteht man nur Berechtigung zu, um Mitternacht zu erscheinen, wenn man nichts mehr zu tun hat. Die Griechen wußten es besser. Die ahnten, daß auch die Tageshöhe ihre Geister hat. Denen erschien das Mittagsgespenst, die bleiche Hekate, in erschreckenden Verwandlungen plötzlich am Kreuzweg — und die Erde tat sich auf — und Seelen der Verstorbenen flatterten ins Licht. Finden Sie nicht, daß solche Erscheinungen weit aufregender sind als irgend ein nächtlicher Spuk?"

„Ja," sagte Sylvia, „aber es ist nicht angenehm, so etwas zu denken."

„O doch," erwiderte er und senkte sinnend die Augen. „All diese Ideen sind reizvoll, weil sie ihren Ursprung in etwas so Fernem und Hohem haben — im griechischen Mythos. Aber verzeihen Sie, ich rede hier mein Kolleg weiter; ich komme nämlich gerade von meiner Vorlesung, heute über Sirenen und Harpyien."

Er stützte den Kopf in die Hand. ‚Himmel,‘

dachte sie, ‚ist das schwer, sich so zu unterhalten! Wenn er mich nur nicht im nächsten Moment auf eine Wissenslücke stößt!‘

„Ja,“ fuhr er fort, „‚die Geisterwelt ist nicht verschlossen‘. Waren Sie einmal im Hochgebirge? Da hab' ich mich letzten Sommer mal verstiegen. Bei Cortina war's — am Antelao. Ich hatte regelrecht den Weg verloren, keinen Führer mit, war ganz allein. Und die Sonne stand scheitelrecht über mir. Kein Laut ringsum, denn Tannen waren da oben nicht mehr, die hätten rauschen können. Und es war so furchtbar still, so beklemmend ... und ich wünschte immer, wenigstens den Pfiff eines Murmeltiers zu hören — oder daß irgendwo eine Lawine niederginge. Aber nichts ... die große Einsamkeit war's, die mittägliche Geisterstunde. Ich fürchte mich nicht leicht. Aber da graute mir doch. Vor nichts. Und das war das Unheimlichste.“

Sie horchte gespannt. Es begann sie zu interessieren, was er sprach. Wie aus einer geheimnisvollen Welt tönten seine Worte zu ihr herüber — aus Gedankenkreisen, deren Vorhandensein sie nicht geahnt.

„Ich war nie in den Bergen,“ sagte sie, um nur etwas zu entgegnen.

„Auch nicht in Italien?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber Sie möchten wohl hin?“

„O, gewiß!“

„Gestern schlug ich etwas in Goethes Italienischer Reise nach. Seltsam, wie er doch, in gewissen Ideen befangen, über die Alpen kam ... daß ihm Palladio so als die höchste Vollendung

erscheint — dann, wie er in Assisi nur die griechischen Tempelsäulen sucht und ganz blind bleibt gegen die grandiosen Spuren des Mittelalters und die Wunder von San Francesco."

Sylvia glaubte, daß diese Worte einen Tadel für Goethe bedeuten sollten, und ganz harmlos und froh, etwas Eignes vorbringen zu können, sagte sie: „Ja, es ist richtig, Goethe wird wohl überhaupt überschätzt."

Zwei erstaunte Augen ruhten groß auf ihr. „Ja," fuhr sie fort, etwas unsicher werdend, „und so sehr fleißig ist er auch nicht gewesen — wenn man so die Länge seines Lebens bedenkt — er hätte noch viel mehr arbeiten können."

„Goethe, der der Welt den Faust gegeben hat, der soll nicht fleißig genug gewesen sein?"

„O, er hat doch sehr viel Zeit mit Sammeln verplempert."

Er lachte ein wenig ingrimmig. „Ich weiß jetzt nicht, Fräulein Sylvia, ob Sie mich necken wollen oder ob Sie noch sehr — jung sind."

Sie wurde ganz ratlos. „Er ist mir überhaupt nicht sehr sympathisch — so seine Köchin zu heiraten."

„Seine Köchin?" rief er. „Glauben Sie, daß Christiane eine Köchin war?"

„Nun — ja doch — so was Aehnliches."

„Ich will Ihnen sagen, wer Christiane war," sagte er mit erhobener Stimme, „die einzig mögliche Frau für Goethe. Man mag ihr nachsagen, was man will — jeder Mensch hat seine dunkeln Punkte. Aber für ihn war sie gut, war sie die Rechte. Ihr Literaturlehrer, gnädiges Fräulein, muß keine Leuchte der Wissenschaft gewesen sein." Er war

sehr erregt, und eine leise Glut färbte ihm die Wangen. Seine Augen blickten vorwurfsvoll auf das Mädchen — auf das schöne Bild, das ihm mit einem Male „ohne Gnade" erschien.

Sie erschrak ordentlich. „Ich habe Sie aber gar nicht kränken wollen," besänftigte sie ihn. „Warum identifizieren Sie sich denn so mit Christiane? Ich will ja meine Behauptungen auch gar nicht aufrecht erhalten, aber ich kann nur sagen: in Weimar spricht man so."

„Mit der Creme der Goethekenner können Sie dann aber nicht verkehrt haben."

Sie sah ihn ängstlich an. „Ich war bei meiner besten Freundin," sagte sie entschuldigend.

Ulrich Thomsen wurde es in diesem Moment klar, daß er ein schöneres Mädchen nie gesehen habe. Die scheue Aengstlichkeit, mit der sie zu ihm aufsah, gab ihrem sonst etwas leeren Blick solch feuchte Tiefe. Und er sagte sich, daß sie in ihrer Art etwas Ideales war — etwas ganz Erlesenes, das ansehen zu dürfen jeder froh sein konnte.

Der Gong zum Mittagessen ertönte. Der Bann der Geisterstunde war gebrochen. Sylvia atmete auf. —

Am Abend fragte Frau Thomsen ihren Sohn wiederum: „Ulrich, was sagst du zu ihr?"

„Sie ist außergewöhnlich hübsch."

„Und hat sie nicht ein merkwürdiges Talent, zuzuhören?"

„Ja, und mit dem Zuhören tut sie auch viel besser als mit dem Reden — denn unwissend ist das Mädchen zum Händeringen."

„Aber Ulrich, ich bitte dich — Gnesen und Neutomischl, wo soll's da herkommen! Und

Aelteste von drei Geschwistern — das ist in knappen Verhältnissen kein Posten, der Zeit zu Extrastudien läßt. Die Mutter kenne ich doch ganz genau — die war in ihrer Jugend auch so still und bescheiden und hatte doch geistige Interessen, wenn man's ihr auch nicht weiter anmerkte. Aus der Sylvia wäre alles zu machen — das ist meine feste Ueberzeugung — und ein unverbildetes Material ist doch das beste. Das ist ja wie eine schöne Stimme, an der noch kein mäßiger Lehrer etwas verdorben hat und die man rein in die Hand bekommt. Und solch reizenden Charakter hat das Mädchen! Du solltest sie nur von ihrem jüngsten Bruder sprechen hören."

Ulrich stand auf und legte seiner Mutter die Hände auf die Schultern.

„Mama!" sagte er, „ich glaube schon, daß dein Gast bildungsfähig sein mag und alles mögliche Gute! Aber ich frage dich: was geht es mich an? Ich habe doch nicht die Absicht, sie zu bilden, und gottlob auch nicht die Verpflichtung dazu! Hübsch ist sie, und wäre sie ein getöntes Relief, so würde ich mir's gleich kaufen und in mein Zimmer hängen. Du weißt ja, ich liebe die grazilen Erscheinungen mit dem Madonnenanflug. Aber da sie nicht getönt und kein Relief ist, habe ich keine Verwendung für sie. Das bitte ich dich ernstlich im Auge zu behalten, liebste Mama! In meiner Seele wohnt ein Wunsch als Alleinherrscher, und der bezieht sich auf mein Buch. Und über diesen Wunsch breite ich schützend meine Hände, daß nichts sonst ihm Abbruch tut, denn all mein Hoffen und Sehnen steht und fällt mit diesem Buch."

Frau Thomsen sah ihn tiefbekümmert an. „Ulrich, du bist bereits Mitte der dreißig. Denk doch an deinen Bruder, wie schwer er sich entschlossen hat, eine Häuslichkeit zu gründen, und jetzt ist er der aufrichtigste Verfechter des Ehestands und hält ihn für das einzig Beglückende."

Ulrich seufzte. „Richard ist ein Prachtmensch," sagte er, „aber eine Ehe wie die seine wäre nicht mein Geschmack. Deine Schwiegertochter ist ja in ihrer Art auch eine Prachtfrau, aber ich würde umkommen neben jemand mit solchem Horizont! Sie gehört zu jenen, die mit Scheuklappen durchs Leben gehen, und hätte Dante sie in der Hölle zu plazieren gehabt, so würde er sie dahin gesetzt haben, wo die Lauen sitzen. Und die Lauen waren mir stets besonders schrecklich. Sie hat den Horizont der Contrescarpe. Im Kinderwagen ist sie dort immer herumgefahren. Sie hat Bremen nie verlassen, außer dem einen Schweizer Pensionsjahr. Sommers, statt in fremde Länder zu reisen, sitzt sie in Blumenthal oder Lesum, wovon das Gesichtsfeld auch nicht weiter wird. Einen Vetter hat sie geheiratet. Nun werden ihre Kinder wieder um die Contrescarpe gefahren. Hausfrau ersten Ranges — gelbe Johannisbeeren ohne Steine eingemacht — Fenster holländisch blank — Zukunftshoffnung, die Kinder wieder mit Vettern zu verheiraten. Ach, Mama, an solcher Enge würde ich mir ja die Stirn täglich wundstoßen! Nein, Richard ist für mich keine Autorität auf diesem Gebiet."

„Du bist immer ungerecht gegen ihn," sagte Frau Thomsen vorwurfsvoll, „du siehst auf

ihn herab, weil er kein Gelehrter ist, sondern Geschäftsmann."

Ulrich seufzte tief. „Mama, sage doch so etwas nicht. Du glaubst es ja selbst nicht. Ich habe doch Richard zeitlebens genug angestaunt, daß er zu werden vermochte, was ich nicht fertig brachte zu werden. Aber der Beruf ist nun einmal Geschmackssache — ich tauge nicht zu Geldgeschäften, und griechische Kultur ist mir von jeher ein verlockenderes Gebiet gewesen als das ‚stockbrokern'."

Frau Thomsen strich ihm liebevoll über die Hände. „Ich bin so alt schon," sagte sie bittend, „und mich zieht's nun doch mal immer nach Bremen hin, der Enkelkinder wegen — du weißt schon ... Und Thüringen erscheint mir doch immer wie die Fremde, so schön es ist. Aber wenn ich nicht bei dir bin, sorge ich mich immer um dich, daß du's nicht ordentlich hast, zu wenig an deine Gesundheit denkst und zu viel an deine Arbeit. Und das plagt dann solch eine arme alte Frau wie mich. O, ich würde so beruhigt sein, wenn jemand um dich wäre, der mir oft Nachricht von dir gäbe, öfter als du es tust."

„Du bist noch gar nicht alt," wehrte er lachend ab. „Du kannst noch ganz kräftig quälen! Warte nur einstweilen noch, bis mein Buch fertig ist, dann verspreche ich dir auch, die Heiratsfrage einmal ernstlich ins Auge zu fassen; und wenn ich dann als gefeierter Autor nach Bremen komme, führst du mir die neuen Muster vor, und dann können wir ja weiter sehen."

Sie lachte und tröstete sich. Er verstand es immer so gut, sie zur Ruhe zu reden, der Lieb-

lingssohn, der so ganz aus der Thomsenschen Familienart geschlagen war.

Thomsen entzog sich der mütterlichen Gewalt, so gut es ging. Er hielt seine Arbeitsstunden mit gewohnter Genauigkeit ein und sah Sylvia eigentlich nur bei den Mahlzeiten. Selbst die üblichen Abendwanderungen mit seinem Freunde, dem Historiker Herrmann, kürzte er um keine Minute. So störte nichts die ruhige Geschlossenheit seiner Lebensführung.

Bei Burgau schatteten die Kastanien am Rand des Wirtshausgartens. Unter ihnen bog silbernes Weidengestrüpp sich hinab zur Flut, die unter der Bogenbrücke dahinschoß, rasch und jung, und die Ufer von jenseits abspiegelte, die holdgeschweiften Höhen, an die altes Gemäuer sich lehnte, oder lichtgrüne Wälder von Akazien.

Die Freunde hatten lange schweigend nebeneinander gesessen, den Sonnenringen zuschauend, die zwischen den Blätterschatten tanzten.

„Wissen Sie, daß ich mich gestern fast mit Hauser gezankt habe?" sagte Professor Herrmann. „Wir kamen darauf zu sprechen, wie wohl Goethes Entwicklung geworden wäre, wenn er Lili Schönemann doch geheiratet hätte? Er meinte: ‚das würde seine Natur veredelt haben' — und sehen Sie, das hat mich so geboſt, daß ich ihm fast meinen Krug Lichtenhainer an den Kopf geworfen hätte. Jawohl, die Schönemann! damit er ewig im Frankfurter Familienhalseisen gesteckt hätte und neben einer hübschen, eleganten Patrizierstochter als korrekter Salonmensch hätte einher-

wandeln müssen. Und veredeln? Der brauchte doch wahrlich nicht erst veredelt zu werden, das war doch ein Wein, der keinen Zusatz irgendwelcher Art nötig hatte, der überhaupt aus Trauben erster Sorte gekeltert war! Nachher rührte es mich ordentlich, daß Hauser überhaupt von einer ‚veredelnden Ehe‘ zu reden wagte — bei seinen speziellen Verhältnissen."

„Ich glaube, Sie unterschätzen Frau Hauser," sagte Thomsen; „Menschen wie er sollten ja überhaupt lieber im Zölibat bleiben, aber wenn nicht, so ist eine kreuzbrave Wirtschafterin mit dem Herzen auf dem rechten Fleck doch eigentlich noch das Beste. Sie stört ihn nicht, sorgt für ihn und kann nicht kündigen — drei große Tugenden."

Herrmann legte seine Zigarre hin. „Die Heiratsfrage ist ja nun einmal die am schwersten zu lösende," sagte er, „ich meine für Männer wie wir. Ein Landrat oder ein Hauptmann, ja, die wissen, was sie brauchen; die haben auch etwas zu bieten, was einer Frau Spaß macht. Aber wir! Wenn eine uns liebt, kann sie uns doch nur einen Gefallen tun, nämlich den, möglichst still durch unser Haus zu wandeln, uns in nichts hereinzureden und unsre Arbeit zu hüten als das Allerwichtigste im Leben. Und diese platonische Selbstlosigkeit kann man doch eigentlich nur von jemand verlangen, der nicht gebildet ist. Darum bleibt die Wirtschafterin doch das Ideal der Ehefrau für unsereinen — ein Ideal, das sich nebenbei auch noch am besten mit jenen frühen vernarbten Leidenschaften verträgt, die doch in jedem Männerschicksal einmal da waren."

„Und Sie trauen diese Selbstlosigkeit keiner höheren Tochter zu?“ fragte Thomsen.

„Nein,“ versetzte er, „die würde ja auch bei denen ganz unmöglich sein, da die doch alle selbst viel zu viel zu wissen glauben. Ich bitte Sie, was pfropft man jetzt alles hinter Mädchenstirnen!“

„Aber wenn Sie nun ein Wesen fänden, das mit dem sozialen Stand der ‚höheren Tochter‘ die Unwissenheit einer tieferen Gesellschaftsklasse verbände, würden Sie dann das große Risiko weniger bedenklich finden?“

„Solch erfreuliche Mischung gibt's heutzutage gar nicht mehr,“ versetzte Herrmann. „Ja, wenn sie 's gäbe — wenn dann auch der eine Punkt wegfiele, der mich bisweilen immer noch vom Fall Wirtschafterin zurückgehalten hat — —“

„Und der wäre?“

„Es heißt doch: ‚auf daß die Welt schön sei‘ — aber ältere, schöne Wirtschafterinnen, den Artikel gibt's gar nicht. Und sehen Sie, ich könnte es auf die Dauer nicht ertragen, bei meinen verdammten Ansprüchen an Aesthetik, wenn dann so ein fremdes Weib täglich auf meinem Sofa säße, das vielleicht alle Vorzüge der Rücksicht, der Ruhe, der Entsagung hätte und dabei unhübsch wäre — vielleicht mit einer Nase bewaffnet, die den Illusionen widerspricht, die ich mir immer über schöne Nasen gemacht habe — oder zu dick — oder zu dünn — oder Fischaugen — oder aufgesprungene Hände. Dagegen so eine feine, schlanke, mit anmutigen Bewegungen und vollkommenem Profil —“

Thomsen saß eine Zeitlang in Gedanken verloren; dann warf er ein: „Aber würde die Un-

wissenheit einer solchen schönen Puppe Sie nicht doch von Zeit zu Zeit reizen oder erzürnen?" Aber Herrmann blieb bei seiner Meinung:

„Bewahre! Gar nicht heranlassen würde ich sie an meine Ideen! Bilden und gestalten kann man doch nur für sich allein. Wie sollte ich es denn ertragen, wenn da jemand immer bei mir wäre, der mir womöglich in meine heiligsten Ueberzeugungen hereinreden wollte oder gar alles besser wissen will? Meine Nerven würden ja einfach revoltieren!"

Sie brachen auf und wanderten die Straße nach Jena zurück. Der blasse Himmel wölbte sich in gelbem Schein über der Erde. Die Sonne war dem Sinken nahe, und vereinzelte Nebelschleier umschwebten schon die Saaleweiden. Die weiten Linien der Täler und die sanften der Höhen flossen in ein Zwielicht zusammen, aus dem sich in der Ferne die ersten Lichter der Stadt freundlich blinkend hoben. Die beiden Hinschreitenden schwiegen. Da rollte hinter ihnen ein Wagen. Sie schauten unwillkürlich um, denn so still war sonst die Landstraße. Frau Thomsen und Sylvia waren es, die von der nachmittäglichen Spazierfahrt heimkehrten. Der Kutscher hielt.

„Wir haben noch zwei Plätze frei," sagte Frau Thomsen — „aber Sie haben wohl Ihr Pensum noch nicht abgewandert?"

„Nein, Mama," entgegnete Ulrich, „wir dürfen doch nicht fahnenflüchtig werden von unsrer Kilometerzahl."

Der Wagen rollte zwischen den Pappeln weiter. Nun hüllte der Staub des Weges ihn ein.

„Donnerwetter!" sagte Herrmann lakonisch.

„Wie meinen Sie?"

„Das war ja der reine Fiesole, was da im Wagen bei Ihrer Frau Mutter saß."

„Es ist ein Hausbesuch meiner Mama," versetzte Ulrich kühl, „übrigens eigentlich die eben erwähnte Spezies: höhere Tochter und doch ‚von allem Wissensqualm entladen'."

Sie schwiegen eine lange Zeit. Schließlich schlug Herrmann mit seinem Spazierstock kräftig gegen eine Pappel.

„Na," brummte er in seinen großen, verwilderten Gelehrtenbart, „wenn die Dinge so liegen und wenn ich Sie wäre, so wüßte ich, was ich täte."

In dieser einen Minute brachte der Freund fertig, was Frau Thomsens Anempfindungssystem nicht geglückt war. Zum erstenmal trat der Gedanke an eine Heirat für ihn in das Bereich der Möglichkeit — einer fernen, blassen zwar nur, die ihn aber doch plötzlich zu bannen und zu beunruhigen vermochte.

Als er Sylvia dann beim Tee gegenübersaß, betrachtete er sie wiederholt mit Spannung. ‚Etwas,' dachte er, ‚muß doch in jedem Hirne sein. Was aber steckt in diesem?'

„Welche Dinge sind es eigentlich, die Sie hauptsächlich interessieren?" fragte er ganz unvermittelt über den Tisch hinweg.

Frau Thomsen blickte befriedigt von ihrer Arbeit auf. Jetzt wußte sie: ein kleiner zündender Funke hatte doch eingeschlagen. Sylvia erschrak. Sie fühlte sich wie ein Sünder dem Großinquisitor gegenüber. „Wie meinen Sie?" fragte sie unsicher.

„Nun, zum Beispiel, sind Sie sehr musikalisch?"

„O nein — das heißt, Klavierstunden hatte

ich natürlich. Und bis zu einem Bravourstück brachte ich's auch. Das war der ‚Husarenritt‘. Den mußte ich immer im Kränzchen spielen.“

„So! Und wer ist denn Ihr Lieblingsmaler?“

„Ach — so Thumann — und dann auch Achenbach — und noch einer — aber warten Sie — ich hab' den Namen vergessen — Aquarelle machte er — und mit Luther war's was —“

„Und Lieblingsschriftsteller?“ quälte er weiter.

„Freytags Ahnen — und dann —“ Eigentlich wollte sie Eschstruth sagen, aber ein richtiger Instinkt leitete sie davon ab. „Ompteda,“ hauchte sie, ihrer Unzulänglichkeit sich bewußt.

„Aber Ulrich,“ fiel Frau Thomsen ein. „Soll ich dir ein ‚Erkenne dich selbst‘ schenken? Du fragst ja ganz nach der Schablone. Nun sage noch: ‚Deine unüberwindliche Abneigung‘ und ‚wer möchtest du sein, wenn nicht du‘ — dann hast du den ganzen Unsinn durch.“

Sylvia sah sie dankbar an für diesen hilfreichen Beistand.

„Ich meine, haben Sie nicht irgendwelche besonderen Neigungen? — Liebhabereien?“ beharrte er weiter.

Frau Thomsen verließ, um sich angeblich neues Häkelgarn zu holen, die Veranda.

„Herr Professor!“ begann Sylvia mit einer gewissen Energie, „ich bezweifle nicht, daß ich Ihnen stets sehr dumm vorkomme, aber ich glaube manchmal, so töricht, wie ich Ihnen erscheine, bin ich in Wahrheit doch nicht. Ueberhaupt bin ich wohl mehr ungelehrt als töricht.“

Sie sah ihn ernsthaft an, während sie diesen Satz vorbrachte; er war keine Improvisation;

sie hatte ihn gründlich vorher überlegt, um ihn einmal bei geeigneter Gelegenheit an seinen Gelehrtenkopf zu werfen. Und das Geschütz wirkte gut. Es entwaffnete ihn, ja es rührte ihn fast, so daß er plötzlich nach ihrer Hand griff. Beinah hätte er ihre Finger geküßt, aber in der Mitte der Absicht ließ er sie dennoch fahren. All die billigen Flirtmanieren lagen ihm so fern . . .

Er starrte in die Nacht hinaus. Herrmanns Prinzipien fielen ihm ein und alles, was der gelehrte Mann über Professorenehen gesagt.

Sylvia war es, die mit einer Art Kraftanstrengung das Gespräch wieder aufnahm.

„Mein Hauptinteresse ist doch wohl meine Familie," sagte sie, „besonders mein jüngster Bruder — den hab' ich sehr lieb. Eigentlich sollte er das Gymnasium durchmachen, aber Papa hat ihn letztes Jahr doch aufs Korps getan. Das Griechische fiel ihm so schwer. Er ist mehr für Sport veranlagt . . . ja, und sonst ist nicht viel bei uns im Osten, wofür man sich interessieren könnte. Ueberhaupt hat die ganze Unkultur, die in unsern Gegenden herrscht, etwas Deprimierendes" — hier zitierte sie den Onkel aus Neutomischl — „und vieles ist so langweilig. Zum Beispiel Zuckerrüben. Und jetzt bringen sie wenigstens noch etwas ein. Aber wenn erst mal die Einfuhr aus Amerika anfängt, werden die Preise sinken und kaum mehr herauskommen, was man an Arbeitslöhnen in die Ernte hineinsteckt —"

Sie sah so rührend aus in dem ehrlichen Bestreben, Interessen zu beweisen. Ihm schien,

als gebe sie sich Mühe seinetwegen — vielleicht auch nur um seiner Mutter willen —, aber immerhin, reizend war es doch.

Am nächsten Abend las er Goethe vor — terra incognita für Sylvia.

Sie saß an der Balustrade, in die Nacht hinausschauend. Er sah beim Aufblicken gerade ihr Profil. Es war etwas angestrengt Lauschendes darin. Er hatte die Empfindung, als finge sie an zu begreifen.

„Ihm sinne nach, und du begreifst genauer: Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben —" las er. Ach, der ‚farb'ge Abglanz', an dem *sie* das Leben hatte, das waren Leutnantskragen!

Während er las, schweiften ihre Gedanken weitab in die östliche Garnison. Sie sah das Regiment durch die Straßen von Gnesen ziehen, am Dom des heiligen Adalbert vorbei — schwarzblaue Schatten warfen die Kirchenwände über die bunten Töne der Soldatenkragen und Helme. Sie hörte Pferdegetrappel, das Leitmotiv in den Melodien so vieler Mädchenträume. Bekannte Gesichter tauchten auf, die ganze Reihe einst befreundeter Walzertänzer — der schöne Carlos dazwischen, der soi-disant-Schöne, der eigentlich ziemlich banal dreinschaute in seiner Dutzendschönheit und trotzdem ihr „Probepfeil" gewesen war — oder vielleicht gerade darum —, der Ungetreue, der ihr so viel Schmerz gemacht.

Was er wohl sagen würde, wenn sie sich verlobte? Und was die Geschwister sagen würden? Es gab so vieles, was sie in Gedanken an die Rückkehr schaudern machte — so viel

Prosaisches in der Art ihrer Existenz — der tägliche Kampf, mit zu wenig Geld auszukommen, der ihren Vater so gereizt, ihre Mutter so elegisch gemacht hatte — die Knauserei hinter den Kulissen — gewisse Details, die sie immer wieder zu reizen vermochten, die Schokolade, die ihre Geschwister als Mittagessen bekamen, wenn sie mit den Eltern in Gesellschaften fuhr, der ewige Hunger des kleinen Alack, der oft zwangsweise „satt gesprochen" wurde, was er in Wahrheit niemals war — und dies Parfüm im Haus von benzingewaschenen Handschuhen und grüner Seife. Es wurde so viel gewaschen bei ihnen. Die holländische Mutter hatte die Reinmachewut ... Solange Sylvia in der ersten Jugend war und mit Wonne „mitmachte", fiel ihr das alles nicht auf. Jetzt, da sie sah, wie behaglich ein Milieu sein kann, graute ihr vor der Rückkehr in die alten Bande ...

Thomsen hatte aufgehört zu lesen. Sie war so in sich versunken, daß sie es nicht merkte. Er trat an sie heran: „Sie sehen so traurig aus, Fräulein Sylvia?"

Sie schrak zusammen.

„Machen schöne Verse Sie vielleicht traurig? Es gibt ja solche Menschen —"

„Vielleicht," lächelte sie.

Sie ging bald.

Thomsen trat vor seine Mutter hin.

„Mama," sagte er entschieden, „sie hat eine unglückliche Liebe —"

„Aber nein!"

„Aber doch, Mama! Du treibst ein sehr gefährliches Spiel — riskierst, daß ich mir hier

vielleicht die Flügel verbrenne, und weißt gar nicht, ob ich überhaupt in einem gewissen Fall die geringsten Chancen hätte —"

„Aber frag sie doch selbst, ich bitte dich, frag sie doch selbst!"

Wo blühen die schönsten Rosen in der Welt? Vermutlich in Schiras. Aber das können ja die wenigsten beurteilen. Es gibt Menschen, die den Ort zu wissen glauben. Die sagen dann: im Prinzessinnengarten von Jena. Ob es raffiniert ausgesuchte Rosenexemplare sind, kostbare Seltenheiten der beglückenden Spezies, oder nur die herkömmlichen süßen, wohlbekannten, das wüßten diese Menschen vielleicht selbst kaum zu sagen — erhöhen doch den Rosenzauber dieses wundersamen Gartens allerhand Umstände, die gar nicht in das Gebiet der Botanik hineingehören. Jenes gewisse Etwas schwebt dort in der Luft, das so manchem Thüringer Erdenfleck gleichsam einen geistigen Ritterschlag verleiht: Goethe-Nimbus! „Er" ist so oft über diese Kieswege gegangen, zwischen den blühenden Rosenreihen vergangener Sommertage, und seine Augen, jene großen, wunderbaren Augen, haben so oft an der schimmernden Ferne gehangen, die von dem Garten aus über Fluß und Bergen blaut — zitternd im Sonnendunst die alte Kunitzburg dort drüben — Waldwege, verschwiegene Halden und weiße Wolkengebilde darüber, schaukelnd im Aether —

Mit starker Gewalt beherrscht diesen Garten der Genius des Ortes, der eine so schöne Erden-

wohnstatt hier hat zwischen vielen hundert Rosen. So still ist es — Sonntagsfrühe —, drunten in der Stadt verklingen die Kirchenglocken. Silbern blitzt vor dem kleinen Palais der schlanke Strahl der Fontäne. Rechts steht ein Lindenbaum, breitästig, im ersten Stadium des Blühens, eine Bank darunter, zu der vom nahen Beet rosige Gloires de Dijon betäubend emporduften.

Dorthin hatte Frau Thomsen ihren Sohn und Sylvia dirigiert, in weiser Voraussicht, daß ein sonniger Sonntag, Stille und der Duft der ersten Lindenblüten wohl imstande sein würden, langsame Gefühlsprozesse zu beschleunigen.

Thomsen hielt einen Band Goethe in der Hand, aber er spielte nur in den Blättern. Ihn selbst gelüstete es nicht, zu lesen, mehr das Mädchenherz zu sondieren, das da neben ihm schlug, und plötzlich fragte er sie, ganz unvermittelt, ob sie eigentlich eine Liebe im Herzen trage?

Sie erschrak so, daß sie von der Bank aufsprang. „Aber nein!“ rief sie, „wie kommen Sie nur darauf? Aber nicht im mindesten!“

Sie sah ihn so aufrichtig an, daß er ihr glaubte. „Verzeihen Sie,“ fuhr er fort, „aber es wäre doch nur natürlich. Sie haben doch schon so viele Bälle mitgemacht, noch dazu Garnisonsbälle, und man braucht ja gar kein großer Frauenkenner zu sein, um zu wissen, daß junge Mädchen fast immer dem Kriegsgott einen Zoll zahlen. Das ist doch so selbstverständlich, wie daß es jährlich Sommer wird und im Lenz die Veilchen blühen. Aber meine Frage erschien Ihnen wohl sehr indiskret?“

Sie hatte sich wieder neben ihn gesetzt. „Mögen Sie keine Leutnants?“ fragte sie, vom Persönlichen ablenkend.

„O doch — sogar sehr; schon, weil sie alle möglichen guten Eigenschaften besitzen, die uns Gelehrten abgehen. So bewundere ich es zum Beispiel unendlich, daß sie morgens so früh aufstehen, zu einer Stunde, wo wir noch von Hirngespinsten träumen, daß sie durch Wind und Wetter marschieren, immer stramm in der Haltung, forsch und frisch. O ja, die Schneid', die vielgeschmähte, die hat es doch in sich! Und dann, was mir so sympathisch ist an der ganzen Institution des Leutnants: sie ist so autochthon! Diesen Typus hat das Vaterland geschaffen, ohne Vorbild, als ein Novum — diesen Typus mit den ganz spezifischen Manieren und dem gewissen preußischen Je ne sais quoi — das ist deutsche Originalarbeit und schon aus dem Grunde erfreulich.“

Sie horchte staunend. Von dieser allgemeinen Seite aus hatte sie es natürlich nie angesehen — immer nur als Spezialfall. „Hat es Ihnen nicht sehr leid getan, daß Sie nicht gedient haben?“ fragte sie gespannt.

Er lächelte vor sich hin. „O nein, das nicht! Ich sparte dadurch ein Jahr und verbrachte es in Griechenland. Gerade dies Jahr hat mir die schönsten Sensationen gebracht. Ich machte meine erste Arbeit damals — über den Kult des Dionysos. Ich schrieb sie im Schatten des Erechtheion sitzend, das blaue Aegäische Meer zu meinen Füßen. Ja, was das heißen will für ein Philologenherz, das ahnen Sie gar nicht, Fräulein Sylvia. Dafür muß man schon mit klassischem

Oel gesalbt sein. Das ist Glück, aus vollen Schalen getrunken. Ach, und dann jene Rückfahrt! Ein kleines Handelsschiff war's, das nach Korfu ging — und nachts lag ich auf dem Deck, betrachtete die Sterne und freute mich ihrer Pracht. Das heißt, nicht nur das, ich begehrte sie auch! Ich dachte immer, es könnte mir doch einmal einer in den Schoß fallen, und einmal fiel auch einer, solch eine schimmernde étoile filante —"

„Und haben Sie sich gleich etwas gewünscht?"

„O gewiß! Glück für meine Arbeit! Und dann, als der Morgen graute, stieg links ein felsiges Eiland aus der Flut, schöngezeichnete Linien, und ich fragte den Schiffer, was es sei? ‚Ithaka,' sagte er. Begreifen Sie, was das heißt, so etwas aus der Flut steigen zu sehen, etwas so heilig Altes, Homerisches? Glauben Sie mir, Jahre meines Lebens hätte ich an jenem Morgen darum gegeben, dort landen zu können — als Sieger, heimkehrend von Trojas zerstörter Feste — oder früher noch — etwa als Freier der Penelope . . ."

„Finden Sie Penelope so anziehend?" fragte sie. Endlich war ihr ein Name, den er nannte, geläufig. Die mit der ewigen Handarbeit hatte sich ihrem Schulmädchenhirn dauernd eingeprägt.

„Nicht doch — ich meine es auch nicht wegen Penelope – nur wegen der Zeit und der Umgebung. Penelope hat in meinen Augen immer etwas von einer älteren langweiligen Hausehre an sich gehabt. Ihre Treue ist ja an sich sehr brav — und doch scheint sie fast wie Pedanterie, wenn man den Mann bedenkt, dem sie gehalten wird, diesen irrfahrenden Odysseus, der sich so

lange bei Kalypso vergnügte und dann noch ein energisches Tendre für Nausikaa empfand — für jene Nausikaa, von der doch eigentlich das schöne Wort gilt, das Goethe für seine letzte Flamme geprägt hat: ‚Die lieblichste der lieblichen Gestalten'. O nein, Nausikaa ist mir zum Beispiel viel lieber als Penelope. Ja, auch Klytämnestra ist mir lieber, wenn sie auch ihren Agamemnon erst betrügt und dann ermordet. Das Weib hat solch heroischen Zug von Größe und Rasse."

„Aber das ist gar kein sehr moralischer Geschmack, Herr Professor."

Er lachte. „Ich glaube, was persönliche Moral betrifft, steh' ich schon meinen Mann," sagte er amüsiert. „Aber auf andrer Leute Kosten — auf die Kosten verstorbener Sagenhelden — darf man schon freier urteilen als auf eignes Konto im neunzehnten Jahrhundert."

„Aber Klytämnestra war doch ein Scheusal."

„Sie erfüllte nur das Schicksal. Sie hatte ja den Tod ihrer Tochter zu rächen. Es war ja alles Schicksal, von den Göttern verhängt. Das macht auch jene Sagen so tragisch."

„Glauben Sie denn, daß jetzt auch noch alles Schicksal ist?"

Er schwieg einen Augenblick. „Ja!" sagte er dann, „aber Sie brauchen mich darum noch nicht für einen Heiden zu halten, das steht auf verschiedenen Blättern."

‚Am Ende ist es auch Schicksal, wenn ich ihn heirate,' schloß sie innerlich. ‚Wie's kommt, so kommt's.'

„Es ist die dunkle Moira, die über jedem schwebt," sagte er mehr für sich.

„Finden Sie denn die alten Zeiten so schön?“ fragte Sylvia.

Er nickte geheimnisvoll. „Das war das Wahre.“ Und seine Gedanken wurden durch diese Gesprächswendung ganz und gar in jene Welt gezogen, die seine eigentliche Heimat war. Trotz der Rosen und Linden, trotz des einschläfernden Niederplätscherns der kleinen Fontäne, die so süß und müde durch die Morgenstille sang, trotz der blonden Schönheit seiner Nachbarin kam er nicht wieder auf ein persönliches Gespräch zurück. Und so verließen beide absolut unverlobt den Garten. Die dunkeln Riesenschatten der griechischen Sagenfrauen verdrängten die blonde Sylvia ganz aus Thomsens Gedanken.

Als Thomsen und Sylvia nach Hause kamen, fanden sie große Bestürzung vor. Das älteste der zahlreichen Bremer Enkelkinder hatte Scharlach bekommen. Frau Thomsen war telegraphisch nordwärts berufen. Die Jungfer packte bereits.

Sylvia erbot sich sofort, Frau Thomsen zu begleiten, was diese mit dankbarer Rührung annahm. Alles ging in der größten Eile und Ueberstürzung. Thomsen sah schweigend und ratlos zu.

Mit dem Nachmittagszug reisten sie ab.

Ulrich geleitete sie zum Bahnhof. Sylvias reizender Kopf schwebte ihm nach dem Abschied noch stundenlang vor Augen, und als er spät abends über seinen Manuskripten saß, war ihm:

„Als ob sich eine Wimper schatte
Vor ihm auf diesem ampelhellen Blatte
Um Mitternacht —“

Aber am nächsten Tage schon begann das Bild zu verblassen, in nichts zu verschwimmen. Er

fühlte, daß er wieder ganz er selbst, ganz ungefesselt war.

5

Bremen, den . . ten Juni

Lieber Ulrich!

Ich muß Dir eine Mitteilung machen, die Dich ebenso betrüben wird wie meine Mathilde und mich. Der Arzt hat bei Mama ein schon ziemlich fortgeschrittenes Herzleiden konstatiert, das bisher unfaßbarerweise nicht recht erkannt war. Die Sorge um unsern Adolf, die jetzt beseitigt ist, sei wohl die unmittelbare Ursache des gestrigen Anfalls gewesen, wie denn überhaupt das einzige Heilmittel für Mama sei, ihr möglichst alle Sorgen zu ersparen.

Der Arzt verordnete dies Heilmittel leichthin wie Baldrian oder Antipyrin. Auszuführen ist es natürlich schwer. Meine Mathilde macht sich bereits die heftigsten Vorwürfe, daß Adolfs Scharlach die indirekte Ursache war. In unserm kinderreichen Hause und bei der großen Anziehungskraft, die unsre Kleinen für sämtliche Bremer Bazillen zu haben scheinen, werden größte Bemühungen dazu gehören, die Wiederholung solcher Szenen abzuwenden. Mein Trost ist nur, daß, wie Du wissen wirst, Mama sich um die Entfernten immer weit mehr sorgt als um die, in deren Nähe sie lebt. Und da sie zum Glück ihre Heimat unter meinem Dache hat, wird dieser Umstand hoffentlich in ähnlichen späteren Fällen mildernd wirken und wir

werden nicht wieder den Anlaß zu solchen Anfällen geben.

Bei dieser Gelegenheit aber möchte ich Dich, lieber Bruder, darauf aufmerksam machen, daß Du, der Du ja leider nicht in unsrer Mitte lebst, sondern Dir gegen alle Familienpläne ein andres Los in anderm Land gesucht hast, der Hauptgegenstand von Mamas Sorgen bist — ja, ich möchte sagen, daß diese Sorge — wie auch meine Mathilde öfters Gelegenheit hatte zu konstatieren — sie zuweilen mit einer Intensität erfüllt, die mir nach Rücksprache mit dem Arzt wirklich bedenklich erscheint.

Ihr letzter Aufenthalt bei Dir, das Unregelmäßige Deiner Tageseinteilung, durchwachte Nächte, verspätete oder vergessene Mahlzeiten, alle diese Eigentümlichkeiten, die — man muß es ja wohl annehmen — der Gelehrtenberuf mit sich bringt, Dein wechselndes Aussehen, Deine müde Haltung, all das scheint sie aufs äußerste zu beunruhigen, besonders seit sie von Dir fort ist. Sie wird Dich wohl ebensowenig wie mich im unklaren darüber gelassen haben, daß sie Dein Junggesellentum für den Grund dieses so wenig geordneten Lebens hält, und ich glaube positiv, wie auch meine Mathilde, daß diese peinigende Sorge um Deine Art zu existieren erst ein Ende nehmen wird, wenn Dein Junggesellentum ein Ende nimmt.

Die alten Kümmernisse über frühere Dinge tauchen dann immer wieder in ihr auf. Sie macht sich Vorwürfe, Dir damals nach unsers Vaters Tode und der bewußten Krisis die Erlaubnis gegeben zu haben, jenen andern, unfrucht-

baren Beruf zu ergreifen, der so gar nicht in den Traditionen unsrer Familie lag. Sie malt sich aus, wie schön ihr Lebensabend sein könnte, wenn in einem unsrer Familienhäuser Du lebtest, beteiligt an unsern Interessen, mitarbeitend an unsrer Arbeit, weitergehend in den Fußstapfen derer, die wir als unsre Vorfahren verehren und wohl ohne Ueberhebung unter die ersten Patrizier dieser Stadt rechnen dürfen. Nun, das bleiben ja Träume, wie die Dinge nun einmal liegen, oder wie Du für gut befunden hast sie zu gestalten. Aber vielleicht bringen meine Ausführungen Dich doch zum Nachdenken über die Frage, ob es nicht Deine Pflicht ist, Mamas Herzenswunsch zu erfüllen und endlich an eine Verheiratung zu denken.

Die Frage: „Wer?“ dürfte Dir ja kaum Schwierigkeiten bereiten; Du wirst Dich erinnern, daß ich niemals leicht zu enthusiasmieren war und an den Mädchen von heute sehr oft jene innere verläßliche Tüchtigkeit vermisse, die in erster Linie das Glück einer Ehe ausmacht. Das junge Wesen aber, das Mama uns zugeführt hat, flößt mir das größte Vertrauen ein — von ihren äußeren Vorzügen zu schweigen —, und ich halte Dich für sehr begünstigt, daß Dir die schwierige Lebensfrage so leicht gemacht wird.

Mein Buchführer ruft. Ich schreibe auf dem Kontor, wohin ich Dich bitte Deine Antwort zu dirigieren.

Mit einem aufrichtigen Gruß meiner Mathilde, den sie mir noch beim Fortgehen auftrug,

Dein treuer Bruder

Richard.

Thomsen legte den Brief aufseufzend beiseite. Die Nachricht über den Gesundheitszustand der Mutter hatte ihn anfangs erschreckt, aber ohne jede Ahnung von medizinischen Dingen, wie er war, schien ihm doch, als wenn der Bruder pessimistisch übertrieben habe. Und das andre, jenes gewisse Etwas, das da aus dem Brief zu ihm emporklang!

Aus den mit dem Firmastempel versehenen, großen, einseitigen Bogen wehte es ihm entgegen wie jene beengende Luft seiner Jugend, die Luft des Bremer Kaufmannshauses, die Atmosphäre der Tüchtigkeit, des rastlosen Schaffens, die an sich vorzüglich war, aber doch jenes Hauchs entbehrte, nach dem seine aus der Art geschlagene Seele sich stets gesehnt.

Reis, weißer Reis, aufgeschichtet in großen, spitzen Bergen, mit hölzernen Schaufeln eingefüllt in graubraune Säcke! Reis! Die reinen glatten Körner von jenseits der Meere, Millionen und Milliarden Körner, vom Ozean dahergeschaukelt zum Ufer der Weser ... Reis ... Reis.

Er sah ihn wieder vor sich in hellen, leblosen, starren Massen, auf den Bodenräumen des spitzgiebeligen Vorratshauses, dessen unterste Mauersteine dunkel und schwer die Weser bespülte, der breite, wunderschöne Strom, der zugleich die Bremer Türme abspiegelte, die Domtürme und die des heiligen Ansgarius. Auf Säcken von Reis hatte er einstmals dort oben gesessen, der junge, eben konfirmierte Blondkopf, der im Kontor des Vaters lernen und nächstes Jahr übers Wasser sollte in jenes Amerika, das ihm am wenigsten verlockend schien von allen Ländern der

Erde. Dort saß er und zog den heimlich einge-schmuggelten Homer aus der Tasche, und ängstlich wie ein Sünder, der ertappt zu werden fürchtet, blätterte er in den Seiten, bis seine Wangen „rot und röter" glühten, und er sich aus der Trivialität des Alltags hinausrettete in eine ver-botene Welt, aus der es ihm wie ägäische Wogen entgegenrauschte.

So lange war das alles her — ein fast ver-sunkenes Bild! Heute glaubte er es wieder vor sich zu sehen, und ihm war, als sei der Rahmen um dieses Bild seiner Jugend der Reis gewesen, der weiße, reine, seelenlose Reis en masse!

Ach, und dann all die Dinge, die später ge-schahen! Der Vater starb. Ulrich wurde mit einem Male Herr seiner Entschließungen. Die Mutter — o, das wußte er, der schmeichelte und quälte er schon jede Erlaubnis ab — aber die andern, Bruder und Vetter, Onkel und Basen und was da alles mit zu Rate saß im Areopag der Familie!

Wie eine Einzelfestung, aufgetürmt im Gemein-wesen der Stadt, stand diese Familie da, ohne jedes Bedürfnis, sich an andern abzuschleifen, von andern zu lernen, stolz auf ihre Isoliertheit, alles gewaltsam negierend, was aus freieren Kreisen der alten Hansastadt an freieren Ideen zu ihnen herüberwehte. Für die Heranwachsenden war das geheiligte Schema da, nach dem die Eltern gelebt und sich gebildet hatten, die alte Schablone, die zur Zwangsjacke wurde für Eigenart und Jugend-drang.

Und all die Vertreter des bewährten Knechtungs-systems waren tief empört, weil er sich lösen wollte aus der festgeschlossenen Gemeinschaft. Sie drohten

ihm in geharnischten Reden, daß er seine Wahl noch einmal bereuen werde; sie suchten ihm klar zu machen, daß es nur ein erstrebenswertes Dasein gebe, das Leben daheim, unter dem Glockengeläut von Sankt Ansgarius, hinter den so überaus blank geputzten Fensterscheiben des Bremer Patrizierhauses, vor denen die Bäume der Contrescarpe friedfertig und ordentlich ihre Zweige bewegten.

Ulrich Thomsen war ein stiller Mensch, dessen innerstes Wesen die wenigsten kannten — aber einer von den stillen, die zäh sind. So setzte er schließlich doch seinen Willen durch.

Am härtesten war der Kampf mit dem Bruder, in dem sich nun als in dem neuen Familienhaupt all das verkörperte, was die Traditionen des ehrwürdigen Kaufherrngeschlechts an Selbstbewußtsein und Arbeitsstolz gezüchtet hatten.

Ein Philologe! Das war ja wie ein Abtrünniger, noch dazu in einer Zeit, wo im Geschäft so nötig eine zweite Kraft gebraucht wurde, die nun erst mühsam gesucht werden mußte und deren Seele doch nicht wie seine eigne von Rechts wegen der Firma verfallen war. Und wer ahnte denn, ob aus seinen vagen Zukunftsplänen etwas werden würde — etwas Ordentliches, das Relief gab und solche Fahnenflucht berechtigt erscheinen ließ?

Manchmal, viele Jahre später, wenn Ulrich Thomsen unruhig schlief und von einer Art Alpdruck erwachte, meinte er wieder die Stimme des Bruders zu hören, wie damals in jenen erregten Zeiten, am dämmerigen Kontortisch, über dem sich der Tagesstrahl in bunten Glasscheiben brach — unter den Bildern der Dampfer, die der Firma

gehörten und ihren Namen an entlegene Küsten trugen — die Stimme, mit der ihm der Bruder kalt und rauh entgegendonnerte, ob er denn beschwören könne, daß er auch das Zeug habe, als Gelehrter etwas Bedeutendes zu leisten?

Nein, beschwören konnte Ulrich Thomsen das natürlich nicht. Das konnte er auch jetzt nicht, an dem Tage, da er diesen Brief empfing. Langsam wandert sich's für manche auf dem „Dornenpfad der Ehre". Beschwören läßt sich so etwas überhaupt nicht — oder nur, wenn man allein mit sich selber ist, so als Weiheakt, als stilles Gelübde, für das man lebt und stirbt. Und dann kann es quälen und peinigen durch Jahre und Jahrzehnte. Aber wenn man es erfüllt, dann ist's gut. Dann hätte man ja schwören können. Nur voraus weiß man's nicht, denn da ist die dunkle Moira, die alles bestimmt. Von deren Existenz aber ahnte der Bruder, der große Handelsherr in Reis, natürlich nichts. — —

Ulrich schrieb sofort besorgt und zärtlich an seine Mutter; mit der Antwort an den Bruder wartete er noch. Er schrieb grundsätzlich nicht in einer ersten Erregung. Am dritten Tage teilte er dem Bruder ruhig und sachlich mit, daß er sich zu der gewünschten Heirat nicht entschließen werde. Die Möglichkeit überhaupt lag bereits außer seinem Gedankenkreis, und Sylvias Bild war in seinem Gedächtnis eingeschaltet zwischen zwei Museumsstücken, die ihn einst ihrer Schönheit wegen rein ästhetisch entzückt hatten, zwischen einem Lilienstengel tragenden Botticelli aus Florenz und der sanften, engelhaften Anmut des Mädchens von Lille . . .

Fleisch und Blut hatte diese Erinnerung nicht mehr — sie war ganz platonisch, eine Archäologenreminiszenz.

Dann kam plötzlich ein Telegramm, das ihn nach Bremen berief. Frau Thomsens Zustand hatte sich verschlimmert.

Als der Zug in blassem Morgengrauen in die Bahnhofshalle einfuhr, sah Thomsen „meine Mathilde" auf dem Perron stehen mit dem ganzen Aplomb ihrer unantastbaren Vortrefflichkeit, scheinbar einfach, aber äußerst kostspielig gekleidet, etwas vorwurfsvolle Mißbilligung im blassen, länglichen Gesicht. Neben ihr Sylvia, zart und blond und reizend, freundlich lächelnd, weit anmutiger als alle im Bädeker besternten Museumsstücke der Welt...

Der Arzt hatte inzwischen Frau Thomsen außer Gefahr erklärt; der beängstigende Anfall war vorüber, allen aber war noch einmal aufs eindringlichste eingeschärft worden, daß man die Patientin in erster Linie vor Sorgen zu behüten habe. Alles schien wieder einmal gut in der besten aller Welten, und daß Ulrich nun unerwartet gekommen war und sich für ein paar Tage aus seiner Arbeit freigemacht hatte, deuchte Frau Thomsen das schönste.

Sie war so froh. Nun hatte sie einmal wieder alles beisammen, was sie liebte, die Kinder und die Enkel, und alle im alten, wohlbekannten Haus, in dem Kinder und Enkel geboren waren, die Großen und die Kleinen — in dem sich alles abgespielt hatte, was ihr Leben war, das ganze Stück Familiengeschichte mit allem Licht und Schatten. Und Ulrich wurde wieder einmal gebeugt unter das Joch des großen Familien-

zwangs, unter das gestrenge Zepter, das „meine Mathilde" mit scheinbarer Sanftmut, aber unerbittlich schwang.

Alles ging nach der Minute. Sämtliche Uhren im Haus schlugen in der gleichen Sekunde. Die Bremer Dienstmädchen, die wie Porzellanpuppen frisch aus dem Fabrikofen aussahen, mit weißen Schürzen und weißen, an Studentencerevise erinnernden Hauben, eilten lautlos durch die musterhafte Ordnung der Zimmer und Korridore. Das Parkett war künstlerisch gebohnt, die Spiegelscheiben strahlten vor Reinheit. Langweilige Bilder in kostbaren Rahmen starrten von den Wänden, „Beseh-Bücher" in Riesenformat lagen auf dem Salontisch, und artig und gesittet wanderten durch diese Häufung von Reinlichkeit und Ordnung die Kinder des Hauses, wohldressierte Püppchen in Sammet und Seide, die niemals vergaßen, jemand, dem es zukam, die Hand zu geben, die angeblich auch hinter den Kulissen immer artig waren und über die ein Schimmer der Strebsamkeit ausgegossen lag, das Bewußtsein, etwas Vorzügliches zu repräsentieren.

„Meine Mathilde" war die Hausfrau par excellence — ihre „gelben Johannisbeeren ohne Kerne" berühmt in der ganzen Verwandtschaft. Ihre Eltern, Senators, wohnten gegenüber — ein verheirateter Bruder rechts, ein andrer links. Wie ein großes Spinnennetz erstreckte sich nach allen Seiten die Verwandtschaft. Und wie ein armer verflogener Käfer, eingefangen im Netz, fühlte sich Ulrich in dieser Zeit. Er rätselte immer wieder an der alten Frage, die ihn schon so oft gequält hatte: weshalb nur die Seinen immer weiter

hinter ihrer chinesischen Mauer lebten, die sie aufgerichtet hatten aus Selbstgefühl und Familiensimpelei? Wie reich war die Stadt, das alte, berühmte Bremen, reich auch an neuen Ideen und freidenkenden Menschen, die das Neue zu begreifen und zu verwerten wußten. Aber das Neue durfte nicht über die Schwelle seines Heimathauses. Im alten Stil wurde dort weitergelebt, und „patriarchalisch" wurde genannt, was in Wahrheit engherzig und pedantisch war. — —

Sonntag war's. Großer „Kindertag" in der Familie. Im Thomsenschen Hause versammelte sich die ganze Sippe, alles, was Thomsen hieß, und dazu Mathildens ausgedehnte Verwandtschaft. Unendlich viel Kinder, die untereinander Konversation machten, förmlich wie alte Leute — unendlich viel Tanten, die nur von diesen Kindern redeten —, Väter und Vettern, die in die ärgsten Kunstpausen gerieten, wenn sie länger nebeneinander standen.

Frau Thomsen saß am Fenster im Lehnstuhl, behaglich lächelnd. Sie sah nur Harmonie überall und entbehrte nichts. Neben ihr stand Mathilde in echtem schwarzen Sammet und einem Stuartkragen, der viel zu flott für ihre Tugendmiene war — daneben Thomsen senior im doppelten Hochgefühl des pater familias und des überseeischen Krösus. Seine Blicke schweiften über die sechsundvierzig Anverwandten. Dann blieben sie auf Ulrich haften. ‚Das könntest du nun auch haben, wenn du hiergeblieben wärst!' stand in diesem Blick.

Ulrich graufte es. Dies Meer von Köpfen machte ihn schwindelig. Drei Stunden schon dauerte die Qual. Draußen begann die Dämmerung her-

einzusinken. Er sehnte sich ins Freie, hinaus in die blühende Natur, aus dieser steifen Oede.

Er konnte nicht den rechten Ton finden mit all diesen Tanten. Entweder hatte er gar keine Ahnung von ihren Namen oder nannte sie mit Namen von Verstorbenen, womit er den heftigsten Unwillen erregte. Was Aurelia hieß, betitelte er Wanda, und Wanda war doch unter ihrem Stand verheiratet und tot aus diesem Grunde. Der arme Ulrich hatte entschieden kein Glück bei den Tanten! Die jungen pschütten Vettern, die neue Moden aus New York mitbrachten, Deutschland „absolut zurückgeblieben" fanden und deutsch mit amerikanischem Akzent redeten, seit sie drüben gewesen, standen ihm weltenfern.

Die Kinder quirlten ihm um die Füße und machten ihn nervös. Er wußte auch niemals, wem sie eigentlich gehörten, ob's Arthurs Gören waren oder Sprößlinge aus der Mathildeschen Dynastie. Aehnlichkeiten entdeckte er auch nicht, obwohl sämtliche Mütter ihn inquirierten.

Er war eben absolut ungeeignet für diesen Kreis. Nur eine Isola bella tauchte aus diesem Meer von Köpfen auf. Das war Sylvias blonder Scheitel. In der kunstarmen Umgebung wirkte das griechische Ebenmaß ihrer Profillinie wie eine Wohltat auf ihn. Er fühlte sich zum erstenmal stark zu ihr hingezogen und trat plötzlich zu ihr hin wie zu einer Retterin.

„Fräulein Sylvia," sagte er. „Ich bitte Sie, kommen Sie mit fort! Setzen Sie Ihren Hut auf. Lassen Sie uns spazieren gehen."

Sie atmete auf. „O ja, ich kann auch nicht mehr. Aber leise, daß uns nur niemand zurückholt!"

Sie eilten durch das Vorzimmer. Zwei Minuten später stand sie in Hut und Boa neben ihm. Aufatmend traten sie in den Abend hinaus.

Bläulicher Dunst lagerte über der alten Stadt. Wie hinter einem dünnen Schleier zogen Sonntagsspaziergänger rund um die Contrescarpe. Der Soldat flirtete um „die Hand, die Samstags ihren Besen führt", in ungezählten Exemplaren wanderte der Bremer Kommis mit der Miene eines Geschäftsinhabers einher.

„Nein, das geht nicht!" rief Thomsen, „das ist der banale Bremer Sonntag hier! Sehen Sie nur die Schwäne auf dem Wasser! Sie sehen so unglücklich aus, als könnten sie all die Kommis am Ufer gar nicht mehr aushalten. Wir wollen dort hinunter — an die Weser."

Er schlug den wohlbekannten Weg ein. So selten er auch im letzten Jahrzehnt in Bremen gewesen war, diese Jugendpfade hätte er auch mit verbundenen Augen gefunden. Sylvia mußte rasch ausschreiten, um mitzukommen, so eilig ging er.

In einem Garten, der von hohen Mauern umgeben war, blühte noch eine Linde. Der Duft wehte auf die Straße hinaus, sommerlich süß. Sie sogen ihn beide dankbar ein. Und da war auch die Weser.

Am jenseitigen Flußufer waren schon einige Lichter angesteckt, die wie schimmernde, güldene Punkte herüberflimmerten, auch an der Eisenbahnbrücke, über die gerade der Oldenburger Zug fuhr.

Die Lichter blinkten in den Wellen wider, schaukelten sich auf ihnen wie gelbe Möwen. Ernsthaften Blickes besah sich die Reihe der alten Handelshäuser im Strom, mit ihren Giebeln und Kranen und den Türmen von Bremen darüber.

So sicher und ruhevoll zog der Strom dahin, so niedersächsisch bedächtig. Und seine große Schönheit trug er mit sich, die Poesie des echt deutschen Stromes, der vom deutschen Gebirge kommt:

„Ihn hat nicht wie den alten Rhein
Der Alpe kühner Geist beschworen –
Er ward in friedlichem Verein
Verwandter Ströme still geboren.“

Und ein Hauch von Frische über ihm, wie eine Vorahnung, daß er bald am großen Ziele sein wird und seine stolzen Wogen gelassen hineinschütten kann in den unermeßlichen Ozean, um mitzuspielen im großen Wellentanz des Weltmeeres.

„Hier ist's schön,“ sagte er. „Das ist das einzige, was ich liebe an meiner Mutterstadt, dies Weserufer hier — das heißt, nein, nicht das einzige! Auch den Roland lasse ich gelten, ‚Roland, den Riesen am Rathaus zu Bremen‘, dem man die Nase so echt deutsch-barbarisch abgehauen hat, der so famos dalehnt, ohne Donatelloſche Grazie zwar, aber doch so charakteristisch für die Stadt, die er beschaut. Und auch das Rathaus nehme ich aus, zumal wenn Mondschein darüber flimmert, so eine bläuliche Vollmondnacht, wie es deren ja gottlob gibt zum Glück der Menschengeschlechter — sonst aber — da ist mein stilles Saaleparadies mir lieber ...“

„Ja, dort ist's schön,“ sagte Sylvia freundlich.

Thomsen blieb stehen. Mit schneller Bewegung wandte er sich ihr zu und sah ihr gespannt ins Gesicht. Seine Gedanken nahmen mit einem Male eine persönliche Wendung. „Fräulein Sylvia,“ sagte er, „warum sind Sie eigentlich mit mir gegangen?“

Sie sah ihn verständnislos an. „Ich weiß nicht," versetzte sie halb verlegen, „ich dächte, es war sehr langweilig heut."

„Nur darum?" fragte er.

Sie schwieg ein paar Sekunden. Dann sagte sie leise: „Und ich tat's ja auch gern."

Was er all diese Tage empfunden hatte, bewußt und unbewußt, daß sie auf diesem grau in grau gemalten Hintergrunde des alten Hauses das einzig Schöne und Begehrenswerte war, das bezauberte ihn in diesem Augenblick.

Er zog sie an sich. „Sylvia!" sagte er.

. . . .

Ohne weitere Auseinandersetzungen und Deklamationen von seiner oder ihrer Seite waren sie verlobt. Nur dies Faktum goß Oel in die Wogen der Entrüstung des „Kindertages" über das unerklärliche Verschwinden der beiden.

Als sie zurückkamen, waren noch alle sechsundvierzig zur Stelle.

Die allgemein beliebte Sylvia wurde mit Segenswünschen überhäuft. Ulrich erhielt sie auch, aber eine Tonart kühler. Er galt doch zu sehr als Sonderling.

Frau Thomsen war so selig, daß Ulrich es fast wie ein Gefühl der Beschämung empfand, ihr diesen Glückszustand nicht schon ein paar Wochen früher verschafft zu haben. Ihre dankbaren Blicke rührten ihn seltsam; er hatte sich — unpersönlich wie er zu denken pflegte — niemals ganz klar gemacht, wie sehr sein Schicksal ihr am Herzen lag.

Beim Nachhausegehen bezeichnete die Mathildesche Dynastie Sylvia als „ruhige" Braut — aber gerade das „Gehaltene" sei auch das Distinguierte.

Sylvia fühlte sich nach den Schicksalsstürmen von Gnesen wie in einem Hafen. Ulrich war ja auch „so nett".

6

Rimini, Sept. 189..

„Mein lieber kleiner Alack!

Dein erster Sonntag in Lichterfelde soll doch nicht vorübergehn, ohne daß ein Brief von mir in Deine Einsamkeit kommt. Das heißt, Du bist vielleicht gar nicht einsam? All die andern kleinen Kadetten springen um Dich herum — wie nett denke ich mir den Anblick, so viel Zukunftsleutnants auf einem Fleck! Recht ein Anblick für mich, die ich doch immer so fürs Militär war und nun doch aus Versehen ins Zivil geraten bin ... noch dazu ins gelehrte Zivil!

Aber ich kann schon zufrieden sein. Ulrich ist so nett. Er sorgt rührend für mich, und ich könnte es gar nicht besser haben.

Warum, kleiner Alack, hast Du Dich nur so an unsern Wagen gehängt, als wir davonfuhren? Warum hast Du geweint, Du, ein angehender Soldat? Weißt Du, schneidig war es gar nicht — merk Dir das!

Ich fand doch die Hochzeit eigentlich recht fidel. Ihr saht alle so gut aus, wie frisch vom Schneider, und daß es mit der Bremer Verwandtschaft so erfreulich klappte, war auch ein Glück. Und wie schön das Ständchen, alle meine Lieblingswalzer! Lili sah bildhübsch aus. Ich fand, Rangow machte ihr sehr den Hof; aber ich glaube, er ist

kautionslos. Irene meinte zwar, es wäre da eine Tante, die was hätte. Aber solche Tanten kennt man. Haben sie was, so geben sie's nicht. Siehe Carlos.

Die anonymen Orchideen waren doch wohl von Carlos! Sie sahen so vermögend aus. Nun, er kann's ja. Habt ihr auch ordentlich Kuchen gekriegt und tüchtig Sekt, Du und der kleine Berg?

Nun sind wir schon acht Tage in Italien. Es ist ein komisches Land. Alles so verstaubt und gar kein Grün. Rimini ist aber ein netter kleiner Badeort. Sonderbare Fische gibt's hier, kleine Biester, die ‚calamajo' heißen, was auch Tintenfaß bedeutet.

Als wir sie neulich verlangten, setzte uns der Kellner ein Tintenfaß hin. War das nicht komisch? Ich wünschte Dich so her, um mit zu lachen!

Ulrich trägt mir einen Gruß an Dich auf. Er arbeitet sehr viel und muß auch noch für einen Freund, der Historiker ist, im Archiv hier etwas nachsuchen in betreff einer Familie Malatesta, die früher hier lebte und scheinbar ein recht verbrecherisches Dasein geführt hat.

Ich faulenze den ganzen Tag am Strand. In den Ort gehe ich nicht gern. Italienische Städte riechen so scheußlich.

Exerziere recht hübsch, habe kein Heimweh und laß Dich in Gedanken küssen von Deiner

Dich sehr liebenden Schwester

Sylvia."

Rimini, Sept. 189..

„Geliebte Mutter!

Vielleicht ist es der scharfe Kontrast zu dem

freudlosen polnischen Osten, der mich den Reiz dieser adriatischen Küste so besonders stark empfinden läßt. Die zitternde, blaue Meereslinie mit den leicht geblähten Segeln darauf und den schwer befrachteten Schiffen, die von hier zum dalmatischen Strande hinübergehn — unsre kleine Villa am Meer, die so ortsgemäß Villa Isotta heißt und von ein paar dichten Zypressen so schön eingerahmt wird — diese Septemberwärme mit ihrem Meeresaroma —, alles vereinigt sich, meinen Nerven wohlzutun.

Also, laß Deine Sorgen fahren! Ich glaube, Du hattest die arme Sylvia förmlich geängstigt mit all Deinen Gesundheitsratschlägen, so daß sie sich nun wundert, weil es nichts an mir zu pflegen gibt. Dir, da Du sie so genau kennst, brauche ich nicht erst zu versichern, daß sie die liebenswürdigste Reisegefährtin ist. Ihr Sinn für Italien ist natürlich noch unentwickelt, aber seit ich Gnesen kenne, begreife ich das.

Welch ein Unding ist doch eigentlich so eine Hochzeit! Und was für eine Predigt war es! Für Menschen mit Stilgefühl einfach ein physischer Schmerz.

Und weshalb mußte nur so viel Spektakel sein? So viel Verstoaste und Militärmusik? Und wie die kleinen Schuljungen schrien und jodelten! Mir schien es wie ein holländischer Jahrmarkt, und ich dankte Dir Deine Liebenswürdigkeit, mit der Du so freundlich zu allem lächeltest. Dir wird aber Sylvias Anblick wohl über alle Mißtöne weggeholfen haben, wie einem ja oft ein schönes Bild zum Troste werden kann. Ich, der ich neben ihr saß, hatte nicht den rechten Total-

eindruck — und dann dieser schreckliche Herr Major mir gegenüber mit der krähenden Hahnenstimme! Warum muß so etwas sein? Gut, daß dieser Zwang nur einmal ist!

Die Gotthardfahrt schien Sylvia sehr zu gefallen. Es war auch solch ein reingeklärter Tag mit zarten Wolkengebilden über den schroffen Hängen und den goldschattierten Laubtönen des Herbstes. Und wie melodisch diese Farben zusammenklangen mit den blauweißen Katarakten der Reuß und jenseits der Höhe mit denen des geliebten Tessin, der sich mit solcher Wonne gen Süden stürzt und mich allein immer schon durch die Idee fasziniert, daß er bald unter der Brücke von Pavia groß und zahm geworden einherzieht.

Ueber zahllosen hellgelben Ahornwipfeln hob sich Faido, meine Schülerliebe — und dann kam das Wiedersehen, das so viel reizvoller ist als erstes Sehen — der unbeschreibliche Zauber des Südens, der wie eine große Sinfonie erscheint, die dann mit dem Blick auf den Luganer See in blauen Tönen ausklingt.

Sylvia staunte schweigend. Sie hat den angeborenen Geschmack, das: ‚O wie reizend!‘ — ‚Gott wie süß!‘ zu sparen, mit dem bahnfahrende Backfische mir so oft die Stimmung verdorben haben.

Rimini ist eine gute Wahl. Auf das schlechte Pflaster der alten Straßen fallen wie große Schatten aus Dantes Gesängen die Erinnerungen an die Malatesta. Mich berauscht ordentlich dieser Sigismondo, das Kraftgenie mit den blutbefleckten Händen, der seiner Liebe einen Tempel baute.

Und wenn einem das Monogramm dieser Liebe,

das S und J des Sigismondo und der Isotta, eng verschlungen und steingemeißelt durch den Glanz der Mondnächte entgegenfunkelt, so empfindet man die Leidenschaft dieses Sünders im großen Stil wie etwas Heroisches und bedauert, kein Dichter zu sein, um diese alte Liebesgeschichte in neue Terzinen zu schmieden.

Ich suche für Herrmann in der Bibliothek allerhand Notizen über die Malatesta. Welch stimmungsvolle Arbeit, in den alten moderduftenden Folianten zu blättern, während die Fliegen summen und das Mittagslicht die blauen Schatten der Gebäude über die Straßen zeichnet.

Sylvia bleibt am liebsten am Strande.

Sie ist etwas ermüdet. Ich glaube, man hat sie mit Aussteuersachen überanstrengt. Gestern erzählte sie mir, sie habe neunzig Monogramme in Tischwäsche sticken müssen.

Ist solche Pein nötig?

Die Monogramme von Sigismondo und Isotta haben jedenfalls höheren Sinn!

Wenn Sylvia Rimini auf die Dauer nicht langweilig findet, werden wir bis zum Ferienschluß hier bleiben. Sie besteht nicht auf Rom. Mir ist das lieb. Ich bin augenblicklich nicht darauf gestimmt, jene großen Eindrücke wieder über mich hereinschauern zu lassen. Mein Buch liegt mir zu sehr im Sinn und tyrannisiert meine Gedanken.

Sylvia grüßt Dich sehr.

In aller Liebe

Dein

Ulrich."

Rimini, Sept. 189. . .

„Liebste Irene!

Warum schreibst Du nicht? Du denkst wohl, mein Mann liest Deine Briefe? Keinesfalls! Er hat ja viel zuviel zu tun. Bitte, schreib, und frisch von der Leber weg! Wie ist's in Mürren? Und ist der Engländer mit den schönen Stiefeln wieder da? Hier ist saison morte. Italiener baden nur im Hochsommer. Wir wohnen am Meer, aber zum Essen müssen wir immer in die Stadt fahren — mit einer regelrechten Pferdebahn — ganz amüsierlich. Die Kondukteure sind meist sehr schöne Leute; in Uniform gesteckt, würden sie himmlische Herzensbrecher abgeben.

Denke Dir! Rimini ist Garnison! Es ‚liegt' hier was! Einer sitzt uns mittags in der Aquila d'Oro gegenüber, und Ulrich, der sehr gut Italienisch kann, spricht zuweilen mit ihm und verdolmetscht mir dann. Sehr langweilig sei Rimini, gar keine Geselligkeit, gar kein standesgemäßer Verkehr — er habe auf die Weise gar nichts vom Leben.

Am Abend spät — Ulrich macht gern Mondscheinpromenaden, und ich trabe zuweilen mit — sahen wir ihn, den Leutnant, am Strand entlangschlendern, eine junge, sehr schöne Dame mit Spitzenschleier am Arm.

Ulrich sagte tags darauf zu ihm, so schlimm könne doch Rimini nicht sein — wie man sich denn kennen lernte ohne Geselligkeit? Die Frage war eigentlich etwas naiv von Ulrich. Der Leutnant lächelte dann auch sehr überlegen, riß an seinen dichten, notabene nicht ‚ausgezogenen'

Schnurrbartenden und sagte lachend: ‚Nun, auf der Straße — che i gatti — wie die Katzen.‘

Rimini mag sehr romantisch sein — für die Katzen!

Für mich ist's etwas einförmig. Ulrich hat so viel zu tun! — aber das wußte ich ja vorher. Ich bin nur froh, daß er nicht nach Rom will. Dort hätte ich mich beständig blamiert. Bisher habe ich ganz geschickt laviert — weißt Du, ein Segen für Leute meines Schlags ist der Bädeker. Wenn man den nur gründlich durchbüffelt, ist man vollkommen italienfähig. Für Florenz hab' ich ganz ordentlich im Coupé Vorrat gelernt — und nachher machte es mir Spaß, nicht allzu dumm vor den Sachen zu stehen.

Sollte ich am Ende bildungsfähig sein?

Das Netteste in Florenz ist der Ponte vecchio. Entzückend kleine Löffel kauft man da. Ulrich schenkte mir ein ganzes Dutzend. Ueberhaupt, er ist zu nett.

Du sollst ja so flott getanzt haben auf meiner Hochzeit? schrieb Lili. Hast Du Dich verliebt? Greulich, daß man sich kaum sah! Dein Lila saß ganz entzückend! Wie fandest Du Pastor Möllers Rede? Doch so poetisch!

Im Gotthardzug saß übrigens eine Aehnlichkeit von Carlos. Ich weiß nicht, Carlos-Aehnlichkeiten gibt's merkwürdig viel in der Welt. Sollte er am Ende ein Typus sein? Gar keine solche Rarität, wie wir immer dachten?

Die Gotthardfahrt erschien mir als das Lustigste von der ganzen Reise. Nein, wie in Göschenen alles aus dem Zug stürzte und man in achtzehn Minuten ein ganzes Diner vorgeworfen bekam! Gerade wie Fütterung im Zoologischen! Was

der Mensch essen kann so in der Eile, unglaublich — und eine halbe Flasche Ycompriswein noch dazwischen. Was bloß die Kellner denken müssen, wenn so die Horde hereinbricht und dann nach zwanzig Minuten weitersaust und alles wieder still und leer?

Ach, das Reisen ist doch so amüsierlich, wenn man nur immer jemand zum Mitlachen hätte, oder zu unterirdischem Treten!

Ulrich sieht das Komische meist gar nicht. Zwischen ihm und der Wirklichkeit hängt's, glaube ich, wie ein dünner Vorhang. Aber er ist wirklich einzig nett.

Wen Du wohl noch mal kriegst . . .

Schreib mir noch hierher, nach Villa Isotta — so heißt unsre — und recht bald!

Ewig

Deine

Sylvia."

7

Sylvias Konstitution war nicht so robust, wie es für die älteste von drei Geschwistern in knappen Verhältnissen unter der Aegide einer anspruchsvollen Mutter wünschenswert gewesen wäre. Sie hatte in ihrem jungen Leben zuviel Treppen laufen, zu viel früh aufstehen müssen — dazu das Tanzen, das Tennis und die innerlichen Emotionen einer, die „mitmacht".

So war sie regelrecht abgehetzt, als sie in den Ehehafen einlief. Sie schlief eigentlich beständig, auch mit offenen Augen, und da sie gar keinen

Menschenhunger besaß, hatte Thomsen wirklich das Ideal einer Gelehrtenfrau an ihr: eine, die gar nicht im Arbeiten störte. Mit diesem Umstand tröstete er sich auch schließlich über ihre geistigen Mängel, die ihn anfangs noch zuweilen zu entsetzen vermochten.

Bald nach der Hochzeitsreise, an einem Novemberabend in Jena, war er auf den unglücklichen Gedanken gekommen, Sylvia etwas zu diktieren. Als er nachher das Konzept in die Hand nahm, wimmelte es von orthographischen Fehlern — ganz natürlich, denn er hatte viele gelehrte Ausdrücke gebraucht.

In der nun folgenden Debatte kam er dahinter, daß Sylvia keine Ahnung davon hatte, was Metaphysik, Psychologie, Seelenkult bedeutete, und da er unvorsichtigerweise ein kleines Geschichtsexamen an diese traurige Entdeckung knüpfte, wurde ihm klar, daß jeder Quintaner mehr wußte als Sylvia. Die Schlacht bei den Thermopylen, die einst sein Knabenherz schon so begeistert, war ihr ein total unbekanntes Ereignis — nicht einmal die römischen Könige konnte sie hersagen, die doch in den engsten Hirnen als beaux restes einstigen Wissens stehenzubleiben pflegen, und als er dann in seinem pädagogischen Eifer auf neuere Geschichte übersprang, erkannte er, daß Sylvia, die Preußin, nicht einmal mit den berühmten Zahlen 48 und 66 einen festen Begriff verband.

Sylvia, aus Angst, Thomsen werde nun vielleicht auf moderne Politik überspringen, brach in Tränen aus, und herzbrechender hätte kein Bankier das Fallissement seines Hauses beweinen können, als sie jetzt den Bankrott ihres Wissens

beweinte. Thomsen starrte mit fremden Blicken auf sie nieder. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß ihm ein Neger oder eine Rothaut im Grunde geistig nicht ferner stehe als dies blonde reizende, schluchzende Wesen, das seine Frau war. „Wie mangelhaft du aber erzogen bist!" sagte er ganz ratlos.

Diese Worte schienen ihr wie ein Vorwurf gegen ihre Eltern. „Ich bin sehr gut erzogen," rief sie, „gerade so, wie es sich für unsre Kreise gehört. Meine Eltern haben alles für meine Bildung getan — es ist herzlos, meine Eltern zu kränken."

Das hatte Thomsen natürlich nicht gewollt, und gutherzig, wie er war, nahm er den Erziehungsvorwurf zurück. Aber seine letzte Illusion über Sylvias geistige Qualitäten hatte an diesem Abend den Todesstoß erlitten. Ihr stilles Zuhören, wenn er sprach, war ihm bisher so sympathisch gewesen — nun durchschaute er die wahre Ursache dieser Tugend: Schweigen und Zuhören war ihr eben das Bequemste und das einzig Mögliche auch, denn zu sagen hatte sie ja nichts. Für den Ballsaal war sie erzogen, für ein Regiment, für den tennisground. Mit diesem Faktum mußte er sich eben in Ruhe abfinden. —

Am liebsten lag Sylvia auf der Veranda, die nach der Saale hinausging, bequem im Schaukelstuhl hingestreckt, zwei Bücher zur Hand, ein „gebildetes" „for show", falls Ulrich plötzlich eintrat, und eins der geliebten „Tauchnitze" oder „Engelhörner", die sie lieber inkognito vor Ulrich hielt. Das Leben, das jenseits des Flusses entlangzog, das rastlose Arbeitsleben der Universität, die Welt der Gedanken, der

Zweifel, der Entdeckungen — dies Leben interessierte sie nicht. Seine Wellen schlugen nicht bis an ihren Ideenkreis. Sie sah nur das Nächste, fühlte nur das Bequemste.

Je wärmer die Frühlingslüfte über die Saale wehten, um so müder und lethargischer wurde Sylvia. Der Hausarzt nannte den Zustand Bleichsucht.

Im Juni ging Frau Thomsen mit ihr nach Pyrmont. Nun schlief Sylvia unter der Aegide der Schwiegermutter weiter — aber mit so viel Anmut schlief sie, daß Frau Thomsen ihr kaum zürnen konnte, wenn sie auch manchmal staunte, mit wie geringen Kenntnissen ihre schöne Schwiegertochter das Erdenwallen bestritt.

Als sie nach Jena heimkehrten, bestand Frau Thomsen darauf, daß etwas für Sylvias Bildung geschehen solle. „Ulrich," sagte sie, „du müßtest ihr Homer vorlesen! Von selbst greift sie nicht nach so etwas. Man muß es ihr nahebringen."

Ulrich hatte den Kopf voll von Forschungen die ihm seit Wochen Tag und Nacht in den Gedanken lagen. „Mama!" versetzte er, „laß Sylvia, wie sie ist! Zwangsmaßregeln nutzen da gar nichts — das Griechentum verfängt nicht bei ihr. Sie ist eben keine femme savante."

„Ich dächte, Ulrich, du hättest die Pflicht, sie zu deinen Interessen heranzubilden," sagte Frau Thomsen vorwurfsvoll.

Seine Augen zuckten nervös. „Ich habe größere Pflichten! Du kannst dich da nicht hineinversetzen!" rief er lebhaft. „Aber ich sage dir, in meinem Leben sind Nachtgespenster genug, die mir zuweilen die Klauen in die Brust schlagen!

O bitte, erschrick nicht, ich meine nur meine ungeschriebenen Bücher! Daneben verblaßt alles andre. Im übrigen," fügte er mit jener liebenswürdigen Nachgiebigkeit hinzu, die den Ernst seiner Züge so gewinnend erhellen konnte, „wir können ja Grottheiß für sie engagieren. An dem armen Schlucker tut man gleich nebenbei ein gutes Werk. Er kann ihr ja Kunstgeschichtstunden geben."

Und Grottheiß erschien wirklich auf der Bildfläche, ein altes, verkümmertes Männlein, das sich mit Privatstunden sein Brot verdiente und für die Armseligkeit seines Daseins eine Entschädigung in der Materie fand, die er zeitlebens beackert hatte, in der Herrlichkeit der Kunst.

Er redete stundenlang an Sylvia hin mit dem ganzen trockenen Wortschwall, den er seit Jahrzehnten auf seine Zuhörer losließ. Zuweilen weckte etwas ihr Interesse, aber flüchtig nur. Grottheiß' Art hatte nichts Zündendes. Die goldenen Früchte lagen bei ihm in zinnernen Schalen.

Eines Tages brach sie den Unterricht ab. Ulrich wunderte sich weiter nicht darüber. Ausdauer hatte er gar nicht von ihr erwartet.

Reifensteins, die ein Jahr auf Reisen gewesen waren, kamen zurück, und Irene hatte Sylvia aufgefordert, sich doch an einem Malkursus in Weimar zu beteiligen: „Blumen nach der Natur — ganz was Harmloses — der Lehrer schlank, blond, sehr gut gekleidet, interessant blaß, geschieden — Herz, was willst du noch mehr?"

Pyrmont hatte Sylvia entschieden genutzt. Sie fühlte sich unternehmungslustig und empfand ein brennendes Bedürfnis nach Abwechslung.

Ulrich hatte nichts gegen die Malstunden ein-

zuwenden. Im Gegenteil! Je stiller das Haus, um so besser für die Arbeit.

Von nun an fuhr Sylvia dreimal in der Woche nach Weimar.

Das Malen entpuppte sich als Nebensache. Der Malpädagoge erwies sich bei näherer Besichtigung als unromantisch, hatte gleich nach seiner Scheidung wieder geheiratet und war sehr scharf auf Geld — „keen after cash“, wie man nach Irenes Behauptung in England sagte. Dabei hatte weder Irene noch Sylvia Talent, aber alle diese Enttäuschungen wurden aufgewogen durch die köstlichen Tete-a-tetes bei Rammer, die zur stehenden Situation in Sylvias Leben wurden.

Im Reifensteinschen Haus waren die beiden kaum allein. Vater Reifenstein litt bei seiner tatenlosen Existenz mehr und mehr an Menschenhunger, den er allerdings ausgiebig im „Elefanten“ stillte. Aber das Weibliche hatte doch noch immer den alten Reiz für den einstigen Prinzessinnentänzer, und wenn Sylviaüber seine etwas veralteten Anekdoten lachte, so fühlte er sich verjüngt. Mit seiner Irene hatte er es schwer. Sie kritisierte ihn unbarmherzig, ließ durchblicken, daß sie nicht recht an seine früheren Erfolge glaubte und widersprach ihm aus Grundsatz. Seine hochkonservativen Gefühle kränkte sie durch die Behauptung, daß sie in tiefster Seele Sozialistin sei und rote Krawatten tragen würde, wenn ihr Rot nur besser stünde. Ueberhaupt, die sogenannte Herzensgüte war bei Irene schwach ausgebildet.

Sylvia stutzte manchmal. Sie wußte, daß man

gewisse kameradschaftliche Verhältnisse, die weniger aus Seelenzug als aus Gemeinsamkeit der Erlebnisse entstehen, „Pferdefreundschaft" zu nennen pflegt. Jetzt hatte sie manchmal das Gefühl, daß ihre Beziehungen zu Irene im Grunde auch nichts andres seien. Aber was tat es schließlich? Eine andre Freundin hatte sie doch nicht.

„Kinder!" sagte eines Nachmittags Herr von Reifenstein, „wißt ihr, daß zur Löwens nach Rudolstadt gezogen sind? Der Alte war heut früh im Jungbrunnen, und was hat er mir erzählt? Die Ellen Schmidt hätte 'ne Broschüre geschrieben über irgendwas Philosophisches, die ganz hervorragend sei. Nun seht mal an, wie die euch über den Kopf gewachsen ist! Wer hätte das gedacht — dies spinnendürre Wesen und die Unglücksnase!"

„Als ob die Nase geistige Leistungen verhinderte!" belehrte Irene, die sich über den Neckton des Vaters ärgerte. „Sieh doch Schiller seine! Der hat trotz großer Nase was geleistet. Freilich, du magst ihn ja nicht — du sagst ja immer, er sei zu hochtrabend."

„Es wundert mich gar nicht mit der Ellen Schmidt," sagte Sylvia, „ich hatte immer das Gefühl, sie könnte uns in irgend etwas über sein, wußte nur nicht recht, worin —"

„Im Schimmeln auf Bällen," sagte Irene.

„Ich weiß doch nicht recht," fuhr Sylvia fort, „ob ich's nicht lieber auch so möchte wie Ellen: erst schimmeln und dann etwas leisten, als nie schimmeln und nie was leisten."

„Donnerwetter, Sylvia!" rief Irene. „Du ‚machst' ja seit einiger Zeit in sinnigen Be-

trachtungen. Der Philologengatte steckt offenbar an."

Frau von Reifenstein, die mit Hingebung Toasts zum Tee strich, sah hinter dem Samowar auf und musterte Sylvia. „Sylvia hat sich überhaupt verändert," sagte sie, „am Ende schreibt sie auch noch mal Broschüren."

Sylvia wurde ganz rot. „Ich verändert?" fragte sie enttäuscht. „Sie meinen wohl: gealtert?"

Frau von Reifenstein lächelte. „Seit Sie physisch wohler sind, haben Sie viel mehr Elan, liebe Sylvia. Sie sind seit Pyrmont wie aufgewacht. Hat Ihnen das noch niemand gesagt?"

„Nein."

„Nun, dann sag' ich's Ihnen!"

Diese Worte klangen ihr bei der abendlichen Rückfahrt im Ohre wieder. Zum erstenmal dachte sie über sich objektiv wie über einen dritten nach. Ob sie vielleicht doch nicht ganz zu jenen Gedankenlosen gehörte, zu denen ihr Mann sie rechnete?

Als sie das nächste Mal nach Weimar fuhr, nahm sie einen früheren Zug als gewöhnlich und ging — inkognito vor Irene — in die Bibliothek. Mit seinen grauen Mauern stand das alte Schloß in nebelndem Herbstduft vor den Bäumen des Parkes, und es war, als gebe ihm dieser Nebel etwas Mystisches, als sei er ein sichtbares Symbol für den Schleier der Erinnerung, der von hier aus durch die Zeiten wehte. Menschenleer lag der Platz. Nur Karl August reckte die Hand von seinem Denkmalsroß herab, mit fürstlicher Gebärde, wie der kapitolinische Mark Aurel.

Zwei Herren verhandelten gerade in der Biblio-

thekstür mit dem livrierten Führer. Es war Sylvia sehr angenehm, nicht allein durch die hohen Räume wandern zu müssen, allein mit den Büsten und Bildern, die so seltsam niedersahen, und dem erklärenden Führer, der seine tausendmal gesagten Sentenzen eintönig absang und doch nicht ohne bewußten Stolz auf die Weihe des Orts.

Sylvia erschien sich wie ein Eindringling. Sie wußte ja viel zu wenig von all den Büchern, die hier in den Regalen standen, von den Geisteswerken hinabgerauschter Epochen, von den großen Häuptern, die in schweigender Versammlung auf den hohen Postamenten thronten.

Da stand der Goethe von Trippel, der weimarische Apoll. Der Führer erklärte stolz, wie kunstvoll der Marmor behandelt sei, wie man an der einen Stelle mit dem Finger hindurchgreifen könne durch das ambrosische Gelock.

Die beiden Herren hörten schweigend zu, dann traten sie ans Fenster. Sie schauten auf den leeren Platz hinab, von dem, durch die Scheiben gedämpft, das Trommeln der Wache heraufklang. Sie sahen sich an. „Es ist schon richtig," flüsterte der eine, „‚wie Bethlehem in Juda, klein und groß'!"

Der Aeltere trommelte gegen die Scheiben. „Was das für ein Gefühl gewesen sein mag — hier — als Goethe starb. So wie es im Frommannschen Briefe steht: ‚Goethe ist tot — mit Weimar ist's aus.' Schauderhaft muß das gewesen sein, dies Versinken von Höhen, von denen jeder wußte, daß sie niemals wieder zu erreichen sein würden . . ."

„Und die großen Männer nun so rar," sagte der andre nachdenklich.

Sylvia hatte jedes Wort gehört. Das klang wie aus einer fremden Welt, aus Thomsens Welt. So also sah Weimar aus, wenn man es mit Gelehrtenaugen anschaute! Und für sie war es der Ort, wo Irene wohnte, die Stadt Rammers. Sie kam sich plötzlich sehr unzureichend vor.

8

Irene war durch die Bemerkung ihrer Mutter aufmerksam geworden und beobachtete Sylvia genauer. „Wenn ich so denke," sagte sie nachmittags bei Rammer, „damals, eh' du nach Jena gingst, wie alles noch so unsicher war! Eigentlich bist du doch recht gut gefahren, alles in allem!"

„Ja, sehr gut," sagte Sylvia.

„Nur daß ihr gar nichts mitmacht, find' ich formidabel. Man findet's auch in Jena sehr merkwürdig, daß dein Mann seine hübsche Frau so zur Hausunke verdammt, und daß du dir's gefallen läßt. Da ist mancher, der gern mit dir tanzen möchte, vom Bataillon und auch von den Korps! Bändige dir doch etwas Jugend zum Afternoontea heran. Ich würde umkommen, so ohne den geringsten Flirt! Aber dein Philologe ist wohl sehr eifersüchtig?"

„Gott bewahre — er hat aber riesig viel zu tun —"

„Ueberkommt dich denn nicht zuweilen eine unbändige Lust nach Amüsement?"

Sylvia sann nach. „Manchmal wohl, wenn ich so auf der Veranda liege, und am andern Saaleufer zwischen den Bäumen reitet ein In-

fanterist, dann ruft mir das bekannte Kragenrot allerhand nette Erinnerungen wach — aber im ganzen schiebt sich doch, wenn man sich verheiratet, ein Riegel vor vieles, was dann absolut aus ist."

„Sag mal, du schwärmst wohl sehr für deinen Mann? Papa vermutet es nämlich. Er hat übrigens, wie ihr Besuch machtet, Papa sehr imponiert. Papa hat zeitweis eine Art unerwiderter Liebe für geistige Bedeutung. Allerdings ist uns allen unklar, was dein Mann eigentlich arbeitet?"

„Ueber griechische Religion," sagte Sylvia.

„Gesteh mal aufrichtig" — und Irene beugte sich gespannt über ihren Sorbett zu der Freundin herüber —, „glaubst du, daß bei seinen Arbeiten so viel herauskommt wie du aufgibst, indem du gar nichts mitmachst?"

„Er gilt für sehr bedeutend in seinem Fach. Alle sagen es."

„Na, hör mal! Zuweilen reißen sie ihn aber auch gründlich herunter! Papa hat da eine Nummer der Preußischen Jahrbücher erwischt. Da geht's grausam über ihn her. Erzählt er dir so was nicht?"

„Doch!" behauptete Sylvia. „Aber aus so etwas machen sich Gelehrte nichts. Das gehört zum Beruf. Und neulich sagte mir nochmal einer — auch ein Professor, der zuweilen bei uns ißt: besser heruntergerissen als totgeschwiegen werden."

„Geschmacksache!" lachte Irene. „Weißt du, wenn ich einen Mann hätte, dem so etwas passierte, Gott, wie wollt' ich den damit necken! Oder wenn Papa mal etwas hereinfiele! Aber der schreibt wohlweislich nichts."

„Du bist wie Lili," lenkte Sylvia ab, „die zieht

auch alles ins Lächerliche, was an sich ernst ist."

„Ihre Verehrer auch?"

„Die in erster Linie, was sie aber nicht hindern wird, bald einen zu heiraten. Papa geht ja bald ab. Vorher will sie noch unter Dach und Fach sein, schrieb sie mir. Er ist ein großer Zuckermensch, da um Magdeburg herum; er kam nach Gnesen, um irgendwas in Rübenangelegenheiten zu tun."

„Na, deine Eltern können stolz sein! Die haben euch dann ja beide gut losgeschlagen. Dann kann Alack wohl zur Kavallerie?"

„Bewahre. Du denkst, es finden dann immer gleich große Familienverteilungen statt. Alack kann froh sein, wenn er mal fünfzig Mark pro Monat hat!"

Hierauf geriet das Gespräch in eine eingehende Verhandlung, mit wieviel Mark Zuschuß ein Provinzleutnant auskommen könne und müsse. Irene erzählte von einem Ulanen, den sie gekannt, der auf Bällen nach jedem zweiten Tanz funkelnagelneue Handschuhe angezogen und gleich nachher weggeworfen habe. Gewaschene Handschuhe seien auch gräßlich unschick. Es koste sie die größte Ueberwindung, mit so jemand zu tanzen. Es wäre doch ein Glück für Alack, wenn er vor solcher Misere bewahrt bliebe.

Unter solchen Reden wanderten sie zum Bahnhof. Sylvia dachte aber mehr an die Preußischen Jahrbücher als an die Handschuhfrage.

*

Thomsen schritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Die tiefe Stille tat ihm wohl, die feier-

liche Abendstille, die um das einsame Haus gebreitet war. Auf dem Schreibtisch lag das blaue Heft der Preußischen Jahrbücher. Man hatte es ihm in mehreren Exemplaren anonym zugeschickt. Ja, so waren die Menschen! Er, der niemals jemanden verletzt, der jede schroffe Berührung vermied, er hatte mehr Feinde, als er ahnte — Gegner, die sich freuten, wenn ihm da in diesen blauen Heften Wunden geschlagen wurden. Und wenn es schon seiner kleinen Schrift so ging, wie sollte es erst dem großen Buch ergehen, das da zur Hälfte fertig in seinem Schreibtisch, zur Hälfte noch ungeschrieben hinter seiner Stirne lag?

Daß er anders über jene so nebelweit zurückliegenden Dinge dachte, daß er die alten Formeln nicht wiederholte, daß sich in seinem Geiste jene große Glaubenswelt in einem neuen Licht aufbaute, war das Sünde? Der tiefste Schmerz des Schaffenden kam über ihn, die Entmutigung. Er fühlte sich wie zerbrochen, alles schal und öde um ihn her. Der Mann, der so vernichtend über ihn geschrieben — o, er kannte diese bedeutungsvollen Lettern unter dem Artikel — einer, der im Sattel saß, war es, einer der Unfehlbaren, die Sein und Nichtsein der Werdenden in der Hand hielten.

Unten ging die Haustür. Ein leichter Schritt kam treppauf. Es war Sylvia. Er zuckte zusammen. Er wäre so gern allein geblieben.

„Schön war's in Weimar," sagte sie mit ihrer weichen, freundlichen Stimme, „heut haben wir Geranien gemalt, aber ich weiß nicht, das rechte Talent will nicht bei mir kommen."

Da merkte sie plötzlich, wie verstört er aussah, und im selben Moment streifte ihr Blick das blaue

Heft, das auf seinem Schreibtisch lag. Er folgte ihrem Blick. „Was hast du?“ fragte er. „Du machst ja solch erschrecktes Gesicht?“

„Ach, Ulrich!“ rief sie, „du ärgerst dich doch nicht über das, was in dem dummen blauen Heft steht — das ist ja barer Unsinn.“

„Was weißt du denn von meinen Angelegenheiten?“ fragte er scharf.

„Ich hörte es in Weimar.“ Er sah sie zornig an. „Ich kann doch nichts dafür!“ fuhr sie etwas empfindlich fort, „übrigens . . . ich würde es nun an deiner Stelle lassen mit dem Buch! Die Menschen verdienen es gar nicht. All die Arbeit — und dann nicht einmal Dank dafür, nur Aergerei.“

„Lassen? Das ganze Buch aufgeben?“

„Ja, ich tät's!“ sagte sie.

Er lachte bitter. „Ja, du tät'st's — das glaub' ich! Aber ich möchte dich eins fragen, Sylvia. Ahnst du, was das Buch für mich bedeutet?“

„Nein.“

„Meine Lebensarbeit ist es! Und bitte, geh, ich kann jetzt unmöglich einen verständnislosen Menschen brauchen, das bringt mich zum Wahnsinn!“

Sylvia warf den Kopf zurück. Sie fühlte sich tief gekränkt. Zum erstenmal war er ausfallend gegen sie geworden, noch dazu in einem Augenblick, wo sie es gar nicht zu verdienen glaubte. Sie hatte ihn doch trösten wollen. Sie faßte den Entschluß, vorderhand kein Wort ungefragt mit ihm zu reden. —

Er stürmte in die Nacht hinaus. Am Graben, wo die Linden in gerader Linie Posten standen vor

den alten Häusern, über denen das Mondlicht lag, schimmerte das Licht noch, das er suchte, die Arbeitslampe seines Freundes Herrmann. Der gelehrte Mann grübelte noch über eine blutige Episode der Renaissance; so versonnen war er, daß ihn der späte Gast fast erschreckte und er sich erst die Brille abnehmen und die Augen reiben mußte, ehe er sich in der Gegenwart zurechtfand.

„So verzweifelt!" sagte er väterlich. „Und das alles wegen der paar Seiten Papier, aus Lumpen gemacht! Aber toben Sie nur, es ist ja das einzige Mittel, sich etwas von der Seele abzuwälzen. Kenne das!"

„Das Schlimmste ist ja, daß man so um den Glauben an sich selbst gebracht wird!" stöhnte Thomsen.

Herrmann schüttelte den Kopf. „Der schwankt doch immer, man muß in solchen Stunden zu einem Menschen gehen, der an einen glaubt. Das hilft am ersten."

„Ja, woher den nehmen? Wenn man wie ich zusammengekoppelt lebt mit einer Frau, die einen nicht im mindesten versteht, die da ihre Geranien malt und einem dann ihre billige Weisheit als Trost an den Kopf wirft!"

Herrmann räusperte sich. „Lassen Sie das, Thomsen! Morgen ist's Ihnen nicht angenehm, wenn Sie heut zuviel reden über Dinge, die man lieber nicht besprechen soll."

„Gönnen Sie mir doch die Wohltat, mich auszusprechen!" rief er. „Ich weiß ja, man rechnet mich zu den Stillen im Lande und wundert sich, wenn mir die Verzweiflung auch mal ins Hirn steigt. Aber ich bin nicht immer auf Selbstbeherrschung

gestimmt. Ach, Herrmann, wir haben früher so oft über dies Thema zu Rate gesessen — jetzt sage ich Ihnen: wenn unsereins ein Weib nimmt, so taugt nur eine, die blindlings an uns glaubt, felsenfest wie ans Evangelium, die den gebrochenen Mut wieder in uns anfacht, die einen Zug zur Größe hat und darauf lebt und stirbt, daß auch unsre Größe keine Einbildung ist!"

„Mag sein!" knurrte Herrmann, „aber sehen Sie, lieber Thomsen, das sind ja Dinge für sich — die haben mit den Preußischen Jahrbüchern nichts zu tun. Die beste Antwort wird Ihr Buch sein! Machen Sie das nur erst fertig — und geht's hier nicht, so fahren Sie ruhig nach Athen und legen sich da unter eine Sykomore möglichst nahe bei der Akropolis, und da wird sich alles schon gestalten, wie's Ihnen vorschwebt. Am besten wär's, Sie führen gleich hin. Ihre Studenten können Sie ja auf den Miller abschieben, der wird mit tausend Freuden für Sie einspringen. Und daß Ihr Buch noch werden wird, was es soll, das ist sicher, so wahr ich mich mein Leben lang ehrlich abgeschunden habe im Bann meiner Arbeiten. Ich glaube an Sie, nicht aus Voreingenommenheit oder Gutmütigkeit, sondern aus heiligster Ueberzeugung. Mein Gott, Sie gehören eben zu jenen, denen das Produzieren nicht wie Butter von der Hand geht, bei denen alles langsam reift und sich mühsam gestaltet. Aber was dann nach heißem Bemühen zustande kommt, das ist dann etwas Extraes! vielleicht zu hoch für viele, aber eine Wonne für Feinschmecker. So, da haben Sie meine Ansicht! Und das blaue Heft nehmen Sie nur getrost und zünden sich ein Kaminfeuer da-

mit an! In schlaflosen Herbstnächten tut das gut!"

Thomsen atmete auf unter den Worten.

„Daß man sich auch so unterkriegen läßt!" sagte er. „Aber manchmal stürzt auch alles in einem zusammen."

„Das sind die Krisen zur Besserung, und in der Morgenröte des nächsten Tages sieht alles anders aus. Die neue Sonne bringt so viel neu Belebendes und richtet geknickte Halme auf. Ich bin (weiß Gott) kein Ibsenfreund, aber das ‚gib mir die Sonne' rufe ich auch oft, zwar in anderm Sinn als sein Unglücksmann da. Gehen Sie mal frühmorgens auf die Saalewiesen, da bekommt man allerhand zu sehen, was vom eignen Ego abzieht."

Thomsen schied erleichtert. So wenig nahe menschliche Beziehungen seine leidenschaftslose Natur brauchte, so sehr hing er doch an diesem Freunde, dessen rauhe kräftige Art, die Dinge aufzufassen, ihm, dem Sensitiven, schon so oft wohlgetan.

Ein Oktobersturm hatte sich aufgemacht und pfiff über die Dächer von Jena. Welke Blätter wirbelten dem Dahinschreitenden um die Füße, im schwanken gelben Laternenlicht sah er sie tanzen, die da nächtliche Orgien auf dem stillen Graben feierten, unter dem wechselnden, von Wolken oft verdüsterten Licht des halben Mondes. Und dieser irrende Schein schwirrte über die Tafeln an den Häusern, von denen berühmte Namen in den Wechsel der Tage herabsahen — über die Denkmale am Wege. So ernsthaft schmerzlich sahen ihn die bronzenen Gesichter derer an, die einst den Kampf des Denkens zwischen den grauen

Mauern der Universität gefochten, die mit den alten Problemen gerungen hatten wie Jakob mit dem Engel, gerade wie er.

Und alles, was gesonnen und gelitten war in der kleinen Bergstadt, trat jetzt wie etwas Greifbares vor seine Seele, und ihm schien, als schauten die Augen der großen Dichter ihn mitleidsvoll an, die auch in Jenenser Nächten gesonnen und gedacht, und sein eignes Leid wurde kleiner und kleiner.

Hier und da klangen aus den Seitenstraßen übermütige Burschenlieder, ein weinseliges Gaudeamus und ein Jugendgelächter. Das war das laute Leitmotiv von Jena, die Welt der Wirklichkeit, der Studentenlust, des ewig Gestrigen, die neben den großen Kämpfen der ernsten Männer dahinging, alles stille Leid übertönend. Und das war gut so. Es belebte die ernste, finstere Nacht mit dem melancholischen Blätterfall. Es bewies, daß in diesen altersgrauen Straßen nicht nur gelitten wurde, sondern auch gelebt.

9

Nach einigen Tagen merkte Thomsen, daß Sylvia absichtlich nicht mehr mit ihm sprach.

Es machte ihn überaus nervös, aber er konnte sich nicht entschließen, ein Wort darüber zu sagen. Etwas Quälendes zog zwischen ihnen herauf, jene stumme, immer anwachsende Abneigung derer, die hundert Gelegenheiten des Tages zusammenführen, und die dann einander gegenübertreten, kalten Blicks und grollenden Herzens.

Als er eines Mittags aus dem Kolleg kam, fand er Irene vor. Reifensteins hatten einen Besuch gemacht, waren mit dem nächsten Zug zurückgedampft, während Irene blieb. Sie wollte sich den Fall Thomsen doch einmal genauer betrachten. So saßen sie zu dreien am Eßtisch — Thomsen müde, abgetrieben, schweigsam, Irene in ultramoderner Eleganz, flott und unverfroren wie immer, Sylvia mit der gekränkten, ernsthaften Miene, die sie jetzt beständig zur Schau trug.

„Unsern Winterball müssen Sie aber mitmachen," sagte Irene, „der soll schick werden! Zum Vortanzen kommt extra einer angereist, ein Vetter aus Wien — Attaché, also das Feinste, wo man hat, ein sehr interessanter junger Mann mit glänzenden Manieren, hochblasiert natürlich, Haare ponyartig ins Gesicht. Er ist einer von denen, die absichtlich durch einzelne Aeußerlichkeiten den Dummen markieren, auch stundenlang dumm tun können und dann plötzlich durch eine Geistreichigkeit blenden, die doppelt frappiert, weil man sie so wenig erwartet hat. Diese Spezies bildet sich jetzt immer mehr aus. Das hat aber Schattenseiten, denn zuweilen passiert es einem, daß man einen wirklich Dummen zu fassen bekommt und ihn übertaxiert, weil man ihn für einen fingiert Dummen hält."

Thomsen hörte staunend zu. „Ich habe es bisher immer für eine Art Ehrenpflicht des Menschen gehalten, nicht noch dümmer zu scheinen als er ist," sagte er.

„Das ist dann wohl veralteter Standpunkt," entgegnete Irene entschuldigend, „witziger ist es jedenfalls so, ich meine für gesellschaftliche Zwecke,

und davon red' ich nur. Aber freilich! Gesellschaften sind Ihnen wohl was Gräßliches? Wollen Sie denn wirklich nächsten Winter wieder nichts mitmachen? Ich finde das eigentlich grausam gegen Sylvia."

„Letzten Winter war Sylvia ganz zufrieden mit dem stillen Leben, und bei den wenigen Zwangsdiners, die wir mitmachten, hat sie sich gelangweilt."

„Ja," rief Irene, „Sylvia hat sich gelangweilt weil immer nur fachgesimpelt wurde! Das ist nichts für unsereins. Aber wenn sie rechts einen flotten Hauptmann, links einen recht witzigen, möglichst zerhauenen Korpsstudenten gehabt hätte, würde sie sich schon nicht gelangweilt haben."

„Ist das richtig, Sylvia?" fragte Thomsen.

Sie zuckte die Achseln. „Möglich!" sagte sie.

„Wenn da aber einer," fuhr Irene fort, „wie mir Sylvia selbst erzählt hat, das ganze Menu lang von nichts anderm redet als von den Ergänzungen des Parthenonfrieses und dem religiösen Standpunkt eines Euripides, so hieß der Mann ja wohl? Na, da hört's doch für unsereins auf!"

„War das wirklich so furchtbar, Sylvia? Ich dächte doch, die meisten Damen wären sehr dankbar für einen solchen Nachbarn wie Herrmann, um den es sich ja wohl handelt."

Der Drang, vor Irene nicht nachzugeben, beherrschte Sylvia. „Mich hat's geödet!" sagte sie.

„Apropos, Parthenonskulpturen!" hub Irene wieder an. „Als wir letzten Sommer in London waren, haben wir sie auch gesehen. British Museum, nicht? Aber Papa und ich waren sehr enttäuscht. Gelb, schmutzig, zermörsert! Na,

überhaupt die Londoner Museen! Diese Anhäufungen! Das sind ja schon mehr Zumutungen. Papa und ich gaben meist schon nach dem dritten Saal die Sache auf und verfügten uns in den grill-room. Eins muß man den Engländern lassen: das verstehen sie, einem zu rechter Zeit mit ordentlichen hams oder sandwiches unter die Arme zu greifen! Viel erfreulicher als der Anblick der vielen besternten Sachen in solchen Museen wirkt auf mich der Anblick eines grill-room. Ich weiß nicht, schon die Luft in den Museen macht so hungrig. Ich finde es einen Skandal, daß im Vatikan noch kein grill ist — halbverhungert kommt man da ja wieder heraus, besonders wenn man in der Sixtina länger plattgelegen hat auf den gräulichen Wandbänken, um sich von der Ramponiertheit der Decke besser zu überzeugen — und der Lateran sollte sich nur auch daranhalten und irgendwo zwischen seinen Altertümern einen recht guten five o'clock tea einrichten."

„Warum nicht gleich einen lunch à prix fixe in den Katakomben? Ein Gabelfrühstück auf einem Märtyrergrabe müßte jemand wie Sie, gnädiges Fräulein, doch sehr verlocken!"

Irene lachte hell auf. Seinen Sarkasmus merkte sie gar nicht. Aber Sylvia merkte ihn. Sie warf Ulrich einen feindlichen Blick zu.

„Sind Sie übrigens gar nicht fürs Theater?" fuhr Irene fort. „Sie sollten doch mal herüberkommen! Nächste Woche ist es wieder höllisch klassisch bei uns. Mit Iphigenie geht's gleich an. Na, ich besuche solche Stücke nur aus Gesundheitsrücksichten, da ja Aerger gesund sein soll und mich

die Goetheheldinnen immer so ärgern können, weil sie stets an den guten Partien, die sich ihnen bieten, so töricht vorbeistolpern. Warum gibt Iphigenie Thoas einen Korb? Königin von Tauris ist doch eine recht nette Assiette, und solch handfester Barbar hat doch entschieden Charme. Das weiß ich, ich hätte ihn gleich genommen! Denn Pylades ist doch nun bloß so. Ob der nachher auf der gemeinsamen Rückfahrt noch ein bißchen geflirtet hat, was durch die Länge der Reise wahrlich entschuldbar gewesen wäre, ist gar nicht überliefert. Und die guten Partien der Heimat waren ja inzwischen alle vor Troja gefallen. Also richtig zwischen zwei Stühle gesetzt! Und Thoas war ihre letzte Chance!"

So oft hatte Sylvia derartige Reden von Irene gehört, ja, um solcher billigen Scherze wegen galt sie im Gnesener Kränzchen dereinst für witzig und amüsant.

Heute fiel ihr dieser Ton auf die Nerven. Er genierte sie vor Ulrich, störte sie in diesem Zimmer, von dessen Wänden Ulrichs Lieblingsbilder, die Sibyllen Michelangelos, herniedersahen, zwischen denen immer ein ernster Geist geherrscht und noch niemand solche Reden geführt hatte.

Sie hob so schnell als möglich die Tafel auf. Ulrich entschuldigte sich mit Arbeiten und verschwand.

„Weißt du, dein Mann macht mir Spaß!" sagte Irene. „Der müßte beständig in Widerspruch gesetzt werden — den müßte man den ganzen Tag über leise anärgern. Glaube mir! Dann könnte er ganz amüsant werden. Und eigentlich ist er doch recht hübsch! Diese freie,

hohe Stirn und die reiche, braune Haarwelle! Er müßte sie mal brennen — wie das wohl aussähe? Aber ich glaube, mein Zug wird fällig sein. Zu nett war's bei dir, Sylvia! Was kocht deine Donna gut! Und so riesig gemütlich!"

Sylvia begleitete sie zur Bahn. Sie war einsilbig, aber da Irene für zwei redete, merkte diese nichts. Sie atmete auf, als der Zug abfuhr. Irenes Ton, an dem sie früher gar keine Kritik geübt, verletzte sie mehr und mehr, vor allem die ungenierte Art, mit der sie von ihrem Mann redete. Aber freilich! Ulrich gegenüber mußte sie Irene doch die Stange halten — das war Freundinnenpflicht!

Sie ging in die Anlagen. Sie merkte gar nicht, wie die Jugend, die da mit Rassehunden durch das Paradies zog, sie bewundernd ansah. Da stand sie plötzlich vor dem Professor Herrmann, der den Weg vom Fluß heraufkam. Sie kannte ihn am besten von Ulrichs Freunden. Während Frau Thomsens Anwesenheit war er öfters zu Tisch gekommen. Italien pflegte dann das Hauptthema zu sein, und Sylvia hatte schweigend zugehört. Sie fürchtete sich etwas vor ihm, da sie ihn für enorm gelehrt hielt, so erschrak sie ordentlich, als er zögernd stehen blieb.

„Ist Ihnen Unterhaltung so ungelegen?" fragte er, „oder darf ich ein Stück mitwandern?"

„Sehr gern." Sie sagte es mit jener höflichen Wohlerzogenheit, die ihr von Jugend an eingepaukt war und die viele Menschen so sehr an ihr entzückte — auch Herrmann, der für alles Zarte, Zerbrechliche, Feine — ob es nun Blumen,

Frauen oder Gläser waren — eine platonische Schwärmerei hatte.

„Ich möchte Sie fragen," begann er, „ob Sie Ihrem Mann einen großen Dienst erweisen wollen, einen von jenen ganz großen Diensten, zu denen es nur die Liebe bringt?"

„Und?" fragte sie erstaunt.

„Dann reden Sie ihm doch zu, baldmöglichst seinen Koffer zu packen und für den Winter nach Griechenland zu fahren."

„Aber warum?"

„Erstens, weil er etwas überarbeitet ist. Statt die Ferien zu einer Erholungsreise zu benutzen, hat er sie hier über seiner Arbeit vergrübelt. Hier kann er aber sein Buch nicht weiterbringen, schon aus rein klimatischen Gründen nicht. In diesen grauen deutschen Wintern gefriert die Produktionskraft."

„Ist es denn so eilig mit diesem Buch?"

Herrmann blieb stehen. In seiner Beurteilung der Thomsenschen Ehe, die ihn des Freundes wegen, dann aber auch als Fall an sich interessierte, schwankte bei ihm stets das Für und Wider. Zuweilen tat ihm das schöne Kind leid, das nicht auf seine Rechnung kam, in einem falschen Rahmen und so rührend hilflos diesem Umstand gegenüber war. Dann erboste ihn wieder die Gleichgültigkeit, mit der dasselbe schöne Kind neben dem Leben voll Arbeit und Kampf, das neben ihr geführt wurde, herging mit dem süßen, ausdruckslosen Lächeln, das sie für alle Fragen der Welt zu haben schien.

„Ja, aber du meine Güte! Haben Sie denn gar keine Spur von Ehrgeiz in die Seele Ihres Mannes hinein?" fragte er rauh.

„Inwiefern meinen Sie?"

„Weil — tausend Chancen für eine — jenes Buch da ihn groß und berühmt machen kann!"

Sie schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht," sagte sie leise, der Preußischen Jahrbücher gedenkend.

„Wie, das glauben Sie nicht?" fuhr er sie zornig an. „Weil Sie nichts davon verstehen! Weil Sie keine Ahnung haben von solchen Dingen, darum glauben Sie's nicht. Aber das ist auch ganz unverantwortlich von Ihnen!"

„Aber Herr Professor! Wie können Sie so hart mit mir sprechen? Ich habe Ihnen doch nichts zuleid getan!"

Er erschrak über sich selbst. „Verzeihung!" sagte er. „Sehen Sie, so geht's mir! Da galoppieren meine Worte mit den Gedanken los, und aus Gewohnheit meine ich immer, junge Studenten vor mir zu haben, denen es nur gut tut, wenn man recht energisch mit ihnen spricht."

‚Wär' ich ihm erst entronnen!' dachte Sylvia. ‚Der Mann ist ja schrecklich.'

„Glauben Sie mir als einem, der's versteht," fuhr Herrmann fort. „Es ist der größte Dienst, den Sie ihm erweisen können. Bereden Sie ihn zu Griechenland. Reden Sie alle Einwendungen fort, die vielleicht Ihre Frau Schwiegermutter machen könnte. Späterhin wird er's Ihnen tausendfach danken."

„Und ich soll dann mit?"

Er lächelte. „Das kann ich doch nicht entscheiden. Vielleicht ist es zu anstrengend für Sie. Vielleicht haben Sie auch keine Lust — aber ich will mich hier verabschieden, er könnte mich sonst

vom Haus aus sehen. Und Sie müssen es aus sich heraus sagen, damit er die Inspiration nicht merkt."

Thomsen konnte nicht arbeiten. Er wanderte unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Seine ganze Stimmung war ihm weggeredet. So angeödet fühlte er sich, so schwunglos. Da hörte er Sylvia kommen. Sie ging auf ihr Zimmer. Er hörte, wie sie das Fenster schloß. Dann wurde es still. ‚Nun nimmt sie einen Roman und liest,' dachte er. ‚Mißtöne gibt es gar nicht für sie. Aus so feinem Stoff sie äußerlich gearbeitet ist, aus so grobem Holz ist ihre Psyche zugehackt, wenn sie überhaupt eine hat.' Er wußte, daß er seine Mißstimmung nur los würde, wenn er sie sich von der Seele schalt. Am liebsten hätte er dem Mädchen geklingelt und über eine Unordnung räsonniert, aber das Bremer Faktotum, das seine Mutter eingesetzt hatte, war einwandsfrei, und Sylvia führte selbst das Haus viel zu gut. Das war ihre Force, von der Mutter einstudiert. Unordnungen kamen bei ihr nicht vor, nur unter seinen Büchern.

Schließlich ging er zu Sylvia herunter. Sie hatte die Lampe angezündet und saß untätig da. „Ist die beste Freundin fort?" fragte er.

„Ja."

„Wird sie öfters kommen?"

„Ich kann ihr doch nicht das Haus verbieten."

„Dann sage mir, bitte, vorher, wenn sie kommt, ich will dann in der ‚Sonne' essen."

Sylvia stand auf. „Reifensteins sind meine

nächsten Freunde! Ich finde es sehr unrecht von dir, so ungastlich gegen sie zu sein!"

„Du kannst zu ihnen gehen, so oft du willst, aber in diesem Hause werde ich den Ton von heute nicht wieder dulden — so etwas kann ich den Penaten meines Hauses wirklich nicht zumuten! Uebrigens, Sylvia, interessiert mich eins: ist das eigentlich die Gedankenwelt, in der du gelebt hast, vielleicht auch noch lebst? Diese Mischung von Oberflächlichkeit, schlechtem Witz und Leichtsinn, für den alles Ideale nur da ist, um heruntergerissen zu werden?"

Sylvia schwieg.

„Redest du etwa hinter den Kulissen, wenn ich nicht dabei bin, auch in diesem Ton? Ist das am Ende gar dein eigentliches Element?"

Sylvia wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie fühlte sich gänzlich wehrlos, dialektisch ungeschult wie sie war.

„Beleidige nur meine Freunde!" sagte sie schließlich. „Das ist sehr ritterlich. Aber weißt du: wenn ich selber irgend etwas an ihnen nicht schön fände, zugeben würde ich's dir gegenüber doch nicht, weil's doch meine Freunde sind!"

„Du hast ja eine schöne Logik! Also unwahr bist du auch noch gegen mich?"

„Ulrich!" rief sie empört. „Wie kannst du so ungerecht sein! Du kannst sprechen, als hättest du einen Haß gegen mich. Warum hast du mich denn geheiratet? Du hast's doch aus Liebe getan! Weißt du nicht mehr, den Abend an der Weser? Nun ist dir mit einem Male nichts mehr recht an mir! Und du kanntest mich doch vorher! Du wußtest doch: klug war ich nicht und

gelehrt auch nicht, und trotzdem hast du mich gewollt!"

Er blieb vor ihr stehen. „Richtig," sagte er, „damals an der Weser! Aber weißt du, Sylvia, etwas anders hatte ich's mir doch gedacht. Ich glaubte, du würdest anders werden, würdest dich geistig aufraffen. Statt dessen hat dich alles Geistige, wie du vorhin selber so schön sagtest, geödet."

„Wahrscheinlich," entgegnete sie, „weil man mir's nicht in der rechten Weise nahegebracht hat. Mit Grottheiß — das war das Richtige nicht. Du hättest dich selber bemühen müssen. Aber freilich! du hattest ja nie Zeit — des Buches wegen."

Er sah sie mitleidig an. „Sylvia," sagte er dann, „an dir ist ja doch Hopfen und Malz verloren!"

Der Kopf sank ihr auf die Brust. Sie fühlte dunkel, daß er recht haben mochte, das besänftigte ihre Empörung gegen ihn. Als einzigen Ausweg, sich und ihn zu entlasten, fiel ihr Herrmanns Vorschlag ein. „Ulrich," begann sie friedfertig, „laß uns nicht streiten. Es ist so häßlich. Ich will auch einsehen, daß dein Buch etwas sehr Wichtiges ist, wohinter alles andre zurücktreten muß. Ich möchte dir etwas vorschlagen! Nimm doch Urlaub für den Winter und fahre nach Athen. Dort wirst du am besten arbeiten können. Du bist da allein und in der Sonne. Ich könnte ja so lange nach Gnesen gehen oder zu deiner Mutter."

Ein Strahl von Hoffnung ging über sein Gesicht. „Du würdest das wirklich zugeben, Sylvia?" sagte er.

„Ja, es würde das beste sein.“
„Und du würdest nicht darunter leiden?“
„Nein, nicht die Spur. Ich werde es ja in Gnesen viel besser haben. Meine Eltern wollen ja ohnehin lange schon, daß ich einmal komme. Und ich sehne mich auch danach, dort hat man mich wenigstens gern und quält nicht an mir herum.“

Sie brach in Tränen aus. Sie setzte sich an das Fenster und schluchzte. Ihr blondes Goldhaar schimmerte phantastisch in dem Zwielicht, das der Lampenglanz und der Abendschein von draußen gab.

Er empfand ein starkes Dankesgefühl gegen sie. Ihm war, als habe sie ihm ein Gefängnistor plötzlich geöffnet. Als er sie ansah, konnte er nicht umhin, mit einem gewissen künstlerischen Genuß den schönen Lichtreflex auf ihren Haaren zu bewundern.

Dann ging er schweigend.

Tränenströmen war er nicht gewachsen.

10

Sylvia war wieder in Gnesen. Der winterliche Osten, die Atmosphäre von Kommiß- und benzingewaschenen Handschuhen, die ihr elterliches Haus durchschwebte, das vanity fair der kleinen Garnison, alles war, wie es einst gewesen — nur sie verändert. Sie fühlte es an der größeren Dankbarkeit, mit der sie die Liebesbezeigungen ihrer Angehörigen empfand, und an der schärferen Kritik, die sie an das anlegte, was um sie herum geredet wurde. Sie konnte das alte Interesse

nicht mehr aufbringen für die schwebenden Fragen, ob Hanstein an der Majorsecke scheitern, Lindemann noch ein Regiment bekommen, Schmidt II reich heiraten werde? Sie war froh, wenn sie allein in ihrem einstigen Mädchenzimmer saß und lesen konnte — nicht mehr die seichten Romane von einstmals, sondern ernsthafte Bücher, die sie mit dem festen Vorsatz, sich zu bilden, von Jena mitgenommen hatte. Und während des Lesens flog dann wohl ihr Blick auf die Straße herunter, die einst für sie die Hauptstraße der Welt gewesen, auf der Carlos' Paraderitt und ihre Jugendfreuden sich abgespielt hatten.

Jeder Schimmer von Poesie war durch den Wintergraus von dieser Straße weggefegt, die einst einen gewissen Nimbus für sie besessen. Grau und reizlos lag sie da mit dem gemeinen Pflaster, dem nassen Trottoir und den engen Läden vis-a-vis — hätte nicht am Ende das graue Gemäuer des alten Domes vorgelugt, in dem die Gebeine des heiligen Adalbert als berühmte Reliquien ruhten, man hätte verzweifeln mögen an der tristen Oede dieser Straße.

Aber Lili dachte anders. Vom Nebenzimmer aus flirtete sie fleißig auf diese graue Straße herunter, über die unermüdlich ihr Magdeburger Verehrer schritt, den erst Zuckerrübenangelegenheiten, jetzt Herzensangelegenheiten an Gnesen fesselten. Lili korrespondierte zwar mit einem symbolistischen Münchner Dichter über Nietzschefragen, war aber trotzdem, dank mütterlicher Ermahnungen, bedacht, nichts durch Schimären zu verderben und sich die große Chance, die da unten promenierte, nicht entgehen zu lassen.

Und Lili, die hübsche Lili, mit all ihrer unbefangenen Lust zum Luxus, all ihrem harmlos keckem Leichtsinn, vermied die ominösen „zwei Stühle". Eines Tages war die Sache perfekt, und ein guter, netter Biedermann, der nichts von Nietzsche und Symbolismus wußte, aber mit Diamanten und Perlen bewaffnet war, tauchte in der Familie auf — ein Ereignis, das verklärend gerade in die kritische Zeit des Abgangs fiel.

Das Bezirkskommando war abgelaufen — die Karriere des Vaters aus. Der alte Zukunftstraum, das Haus in Delft, gewann nahe Bedeutung. Aber vorher kamen die Verlobungsfeten, die Aussteuersorgen, die Hochzeit — und in Sang und Klang ging das Finale einer Karriere unter, die nicht gehalten hatte, was sie einstmals dem jungen Offizier versprach.

Der alte Schliechting war ein nergeliger Hauskater geworden, der über alles brummte und sich am liebsten in sein Zimmer einschloß, um Schachteln zu kleben, die niemals fertig wurden, und Porzellan zu malen, das immer beim Brennen zersprang.

Von dem flotten Leutnant mit den schönen Zügen, der immer Chance hatte, bei Vorgesetzten und Frauen, in Krieg und Frieden, der immer „etwas Extraes" erlebte, war nichts geblieben.

Er hatte sich zu früh „falsch" verheiratet — ohne Geld — eine Frau mit hübschem Gesicht, eine blonde Flamländerin, die er in Norderney kennen gelernt, wo sie abends am Meer Schubertsche Lieder sang. Sie sahen so gut zusammen aus, wie für einander geboren — aber mit der Zeit wurde sie zum Bleigewicht für

ihn. Sie steckte ihn an mit ihren kleinlichen Sorgen, ihrer Manie, etwas „scheinen" zu wollen, und da er sie nicht zu ändern vermochte, änderte sie ihn. Ihr Phlegma nahm zu. Ihr Singen gab sie auf. Alle Poesie verflog, und der Kampf, mit zu wenig Geld auszukommen, verschlang alles Schöne in ihrem Leben.

Schön waren nur die Kinder.

Frau von Schliechting sehnte sich seit Jahren aus dem Militärtreiben heraus. Sie hatte den Dienst satt. Sie war nie eine rechte Offiziersfrau geworden, und das „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" hatte in ihrer Seele nie das „Wilhelmus von Nassauen" zu übertönen vermocht. Holland war ihre Sehnsucht, das stille, friedfertige Land mit seinen Ulmen und Grachten.

Er empfand anders, und das trennte sie innerlich seit lange. Er hatte seinen großen Ehrgeiz gehabt, den, der ihm im Korps eingeimpft war, den er genährt hatte bei glänzenden Paraden, am Anblick der beneideten „Springer" — er hatte den Krieg mitgemacht, und das Eiserne Kreuz war die schönste Trophäe seines Lebens. Er hatte auch zeitweilig gute Chancen gehabt, aber irgend etwas verdarb sie ihm immer wieder. „Seine Nergeligkeit," sagte man, die Nergeligkeit, die ihm seine Ehe beigebracht.

Nun ging sein Stern in Gnesen unter — trotz Gravelotte und Sedan!

Aber mit den Töchtern hatten Schliechtings Glück, enormes Glück! Das sagten alle.

Sylvia lächelte, wenn sie das hörte. Sie zerbrach sich nicht gern den Kopf darüber, ob

das wirklich Glück war, worin sie lebte — sie nahm ihr Dasein als selbstverständlich hin. Man fand, daß sie einen sehr zufriedenen Eindruck machte, obgleich das ganze Regiment Thomsens griechische Reise mißbilligte. „Was wollte er da unten? Noch etwas ausbuddeln? Ach, die Museen sind ja schon so voll! Allein Pergamon! Man kann ja schon gar nicht mehr!"

Auch ihre Eltern empfanden ähnlich. Sie verteidigte ihn mit seinem Buch. Ein Buch über griechische Religion aber war allen enorm gleichgültig. —

Bald nach Lilis Hochzeit reiste Sylvia nach Bremen. Frau Thomsen war glücklich über ihr Kommen — am glücklichsten, weil sie sah, daß Sylvia ernstlich versuchte, sich zu ihrem Mann „heraufzubilden" — und da Ulrich beseligte Briefe schrieb und in der Bremer Familie alles gesund war, verlebte sie ungetrübte Wochen — die letzten, die ihr auf Erden beschieden waren.

Kurz vor Ostern starb sie — ganz plötzlich am Herzschlag.

Sylvia war sehr traurig. Diese Frau hatte sie geliebt mit Nachsicht und Güte, hatte sie stets wie etwas Gutes und Schönes behandelt, nie mehr von ihr verlangt, als sie leisten konnte. Frau Thomsens Augen konnten so warm auf ihr ruhen, viel wärmer als auf den strengen Zügen der vortrefflichen Mathilde. Und Sylvia war sich bewußt, diese Liebe vergolten zu haben, vor

allem mit einem: mit dem Verschweigen auch der leisesten Klage über den Mann, der sie im Lauf der letzten Zeit so oft vernachlässigt und gekränkt hatte.

In Mathildens Ordnungsliebe spielte ein Moment die Hauptrolle: das war ein gewisser Fanatismus, alles Handschriftliche, das irgendein Glied der Familie von sich gab, genau zu ordnen und zu katalogisieren. So wurde jedes Schriftstück der Kinder als Reliquie verwahrt. Jedes hatte seine blaue Mappe, in der die ersten Krakeleien lagen, Geburtstagsbriefe von jener banalen Sorte ohne orthographische Fehler, wie Gouvernanten sie diktieren.

Was sich im Nachlaß der Großmutter fand, sollte jetzt „eingeordnet" werden. Mathilde legte bei dieser Gelegenheit noch einige andre Briefpakete zur Durchsicht zurecht, und Sylvia, die allzeit gefällige, half bei der Arbeit. Da fiel ihr eines Morgens aus etlichen Kinderbriefen ein Brief Ulrichs entgegen — an seinen Bruder — aus jenem Sommer, als sie zum erstenmal in Jena gewesen, kurz nach ihrer Abreise von dort — wenige Tage vor ihrer Verlobung.

Sie nahm ihn arglos.

„Lieber Richard!" las sie. „Ich habe offen gestanden das diplomatische Geschick bewundert, mit dem Du es fertig brachtest, mich ins Unrecht zu setzen. Du hältst mir vor, daß ich eigentlich an Mamas Leiden Schuld trage, indem ich ihr angeblich die meisten Sorgen mache und stellst es quasi als meine Pflicht hin, par ordre und sofort zu heiraten. Bei der geringen Kenntnis,

die Du von dem hast, was meine Lebensziele und Ideale sind, kann ich Dir allerdings kaum verübeln, wenn Du mir etwas zumutest, was meinen Bedürfnissen direkt zuwiderläuft. So möchte ich Dich denn darüber aufklären, daß ich keine Verwendung für eine Frau habe — ja, daß ich auch keiner Frau zumuten möchte, ein Leben wie meines zu teilen, in dem die Arbeit und gewisse Ziele stets die Hauptrolle spielen werden. Wenn mir trotzdem in der letzten Zeit allerhand Möglichkeiten durch den Kopf gingen, so geschah das aus jenem Pflichtgefühl, das Du im ganzen bei mir zu vermissen scheinst. Ich habe mir aus Rücksicht auf Mama den bewußten Fall ernstlich überlegt, bin aber zu dem Schluß gekommen, daß ich nicht zu heiraten brauche, nicht kann und nicht will. Warum soll ich mir aus freien Stücken ein Gewicht anhängen, das mich herniederziehen würde, nur weil Mama die liebenswürdige Manie hat, ihre Söhne à tout prix verheiraten zu wollen? Sie hält eben die Ehe für das absolute Glück, während ich weiß, daß eine unbedeutende, verständnislose Frau mir mein Leben und alles Beste darin ganz und gar ruinieren könnte.

Verzeih, wenn ich scharf schrieb. Ich möchte Dich nicht verletzen, aber mich doch klar ausgedrückt haben. Von Herzen

Dein Bruder Ulrich."

Sylvia stand langsam vom Tisch auf. Sie sah nach der Uhr. Zwölf. Richard mußte aus dem Kontor zurück sein. Sie ging über den Korridor und pochte an die Tür seines Arbeitszimmers. Er rief ein geschäftsmäßiges „Herein".

Er hatte gerade die Mittagspost bekommen und sah sie durch.

„Du bist's, Sylvia!“ sagte er erstaunt, da es eigentlich heiliges Gesetz des Hauses war, ihn um diese Zeit nicht zu stören.

„Ja, ich bin's!“ entgegnete sie und wunderte sich selbst, wie ruhig sie sprach. „Ich habe eben zwischen den alten Briefen, die Mathilde mir zu ordnen gab, diesen hier gefunden. Er hat sich wohl dahinein verirrt, um, wie alle jene Briefe, die man versäumt hat, zeitig zu verbrennen, dem in die Hände zu fallen, für den sie am wenigsten geeignet sind.“

Richard betrachtete bewundernd Sylvia, die in ihrer Trauerkleidung so schön und rührend vor ihm stand. Er ahnte nichts Schlimmes und nahm gelassen den Brief. Aus seinem Gedächtnis, in dem so viele Geschäftskorrespondenzen sich drängten, war dieser Brief ganz entschwunden, zumal der Gang der Ereignisse ihn ja längst überholt hatte. Er mußte ihn fast ganz durchlesen, um ihn zu begreifen. Als er verstand, beschloß er sofort, die Sache mit kaltblütiger Gelassenheit zu behandeln, als ob sie ganz unwesentlich wäre; sie schien ihm auch so, denn in seinem Roman mit Mathilde hatten die ersten Kapitel auch aus Weigerungen seinerseits bestanden. Damals wollte er eine ganz andre heiraten, aber so war ja das Leben. „Es reißt sich los, was erst sich uns ergab — wir lassen los, was wir begierig faßten —“

„Ich begreife nicht, Sylvia, wie du diesem Brief irgendwelchen Wert beilegen kannst. Er scheint dich zu erregen. Aber er kann doch gar nicht mit-

zählen. Ulrichs Gefühle haben sich bald darauf eben geändert —"

„Nein," sagte Sylvia, und ihre Blicke flammten, „ihr habt ihn dann breitgeschlagen, habt ihn absichtlich mit mir zusammengebracht, und er hat mich genommen, seiner Mutter zuliebe, par ordre. Und ihr alle habt darum gewußt, wie es mit seinen Gefühlen für mich bestellt war! Ihr alle hattet diesen Brief gelesen, du und Mathilde, und wer weiß, wer noch an Basen und Vettern! Ihr alle habt von diesem Korb gewußt, den mir dein Bruder da vor der Verlobung ausgehändigt hat. Und trotzdem habt ihr uns zusammengelobt. O, ihr Seelenverkäufer!" und sie schlug sich vor die Stirn — „und ich, die ich so dumm war! Denn jetzt weiß ich erst, wie töricht ich gewesen! Ich hab's für Liebe von ihm gehalten — selbstverständlich für Liebe —, ich hab' mir eingebildet, das könnte gar nichts andres sein, bei meinem Gesicht, das alle so hübsch fanden. Und jetzt versteh' ich mit einemmal alles — alles — ach, und noch viel mehr, als du ahnst!"

Sie setzte sich an den Tisch und vergrub ihr Gesicht in die Hände. Richard war aufs tiefste verstimmt. Er hätte am liebsten seiner Mathilde sofort die Leviten gelesen. Den Brief, den Sylvia hatte fallen lassen, nahm er als ordentlicher Mann, der mit Papieren umzugehen weiß, sofort an sich und tat ihn in seine Brieftasche. „Sylvia," sagte er begütigend, „reg dich nicht so auf! Uebertreib's nicht! Natürlich hat keiner den Brief gelesen außer Mathilde und mir. Bei kaltem Blut wirst du diese Zweifel an unsrer Diskretion gewiß wieder zurücknehmen. Uebrigens

sind wir beide ganz fest überzeugt, daß Ulrich dich sehr liebt. Die rechte Liebe kommt eben oft erst mit der Ehe —"

Sylvia lachte auf. „So," rief sie, „das glaubt ihr? Wohl weil es das Bequemste für euch ist, es so zu glauben, weil es die Last der Verantwortung mindert, die ihr durch euer Verhalten auf euch genommen habt. Ich will dir etwas sagen, Richard! Deine Mutter ist jetzt ja tot, der zuliebe ich manches schweigend getragen habe, und euch bin ich keine Rücksicht schuldig. Dein Bruder hatte völlig recht, als er diesen Brief schrieb. Er hätte frei bleiben müssen. Ihr aber habt ihm die unbedeutende Frau in sein Leben geschoben, die ihm nun zum Gewicht wird und sein Dasein ruiniert. Und Glück ist nicht davon gekommen, weder für den einen noch für den andern Teil."

Richard war starr über diese Worte. „Ihr seid nicht glücklich?" sagte er. „Das ist das erste, was ich höre, Sylvia. Aber ich finde, du könntest mehr point d'honneur haben, als mir das hier zu erzählen."

Sylvia schnellte empor. „Point d'honneur!" rief sie, „ich bin nicht umsonst preußische Offizierstochter — mit so etwas weiß ich Bescheid — weißt du, was für mich der point d'honneur wäre? Fortzugehen von deinem Bruder, euch allen den Rücken zu kehren — vor allem dir, der du ihm diesen Brief entlockt hast!"

Richard lief auf und ab. Er hatte so selten Temperament an einer Frau gesehen. Sylvia stand wie eine zürnende Göttin da. Das stille Wasser warf mit einemmal wilde Wellen. Dabei tat sie ihm leid, grenzenlos leid wegen des un-

seligen, nicht verbrannten Briefes. Aber natürlich mußte er die Partei seines Bruders nehmen. Wenn er ihn auch nicht liebte — in diesem Mann war eben der Familiensinn stärker als jedes andre Gefühl.

„Sylvia," sagte Richard, „du vergißt dich — aber ich will's verzeihen, wenn ich auch sonst kein Mann bin, der sich irgend etwas gefallen läßt. Du redest von Fortgehen. Das ist Unsinn. Du gehörst nun einmal zu meinem Bruder. Das ist Pflicht. Das Wort Scheidung gibt's gar nicht in unsrer Familie. Wenn du ruhiger geworden bist, wirst du auch gerechter denken und dir sagen, daß du doch auch deine guten Gründe gehabt hast, meinen Bruder zu heiraten —"

„Hätte ich diesen Brief gekannt — nie!" rief sie.

„Sylvia," fuhr er väterlich fort, „versetze dich doch mal in die Zeit zurück. Was warst du denn? Ich kenne ja eure häuslichen Verhältnisse. Bezirkskommandeurstochter in Gnesen ohne Vermögen. Verzeih, wenn es trivial klingt, was ich sage. Aber du kannst doch nicht leugnen — Ulrich war eine sehr gute Heirat für dich —, du könntest mehr Dankbarkeit und Familiengefühl haben. Wenn du nicht glücklich warst, so versuche es zu werden. Mit festem Willen geht alles. Ich weiß es von mir selbst. Du siehst, ich bin sehr offen gegen dich — aber ich möchte dir helfen, dich beruhigen. An eine Ehe muß man nicht zu hohe Anforderungen stellen. Man muß nie erwarten, daß sie ist, wie man sich's gedacht hat —"

So redete er seine billige Weisheit vor Sylvia hin. Ihr war, als lernte sie ihn erst jetzt kennen und begreifen. Zugleich wußte sie, daß hier

kein Rat zu holen, daß Schweigen hier das beste war.

„Wo ist der Brief?“ fragte sie.

„Ich möchte ihn dir nicht wiedergeben, Sylvia,“ erwiderte er, „du mußt ihn als bedeutungslos betrachten, was er ja in der Tat auch ist. Es wäre mir sehr schmerzlich, wenn Ulrich von Mathildes Unvorsichtigkeit erführe, gerade da wir uns so wenig innerlich nahestehen, wie du ja weißt. Und bedenke eins: er kommt jetzt mit Trauer im Herzen hierher. Er wird darunter leiden, daß er unsre Mutter nicht mehr sah, daß die Nachricht ihn so spät erreichte. Willst du ihm in diese Stimmung herein mit einem Mißverständnis kommen? Ich denke, so hartherzig bist du nicht. Ich habe dich immer für sehr gut gehalten, Sylvia.“

Seine Stimme wurde ordentlich weich. Halb imponierte er sich selbst, daß er es scheinbar so gut verstand, sie zu beruhigen, halb genoß er die Rolle des Familienoberhaupts, das Zwistigkeiten beilegt und ordnet. Er wollte ihr die Hand reichen. Sie übersah es. „Ich möchte allein sein,“ sagte sie leise und ging.

Er starrte auf das Parkett. An die Postsachen dachte er gar nicht mehr — nur daran, wie gut der stillen, sanften Sylvia der Zorn gestanden hatte. Mathilde wurde nie zornig. Die war immer demütig ergeben, auch wenn sie gekränkt wurde. Sie gehörte unter die Rubrik „Schellfischseele“. Er gestand sich das für gewöhnlich nicht ein. Heut hatte der Kontrast es ihn klar erkennen lassen.

Als Sylvia in ihr Zimmer kam, wurde ihr klar, wie einsam sie doch eigentlich im Leben stand,

daß sie niemand hatte, dem sie sich aussprechen, den sie in einer schwierigen Angelegenheit um Rat fragen konnte. Sie preßte ihr glühendes Gesicht an die Scheiben und starrte in die zartgrünen Baumzweige, die sich draußen zitternd bewegten. Sie hatte ja Eltern, Geschwister, Freundinnen, einen Mann! Wahrhaftig, sie mußte es doch ganz ungeschickt angefangen haben, daß niemand ihr nahe genug stand, um ihr jetzt zu helfen! Also lag die Schuld an ihr, an der Indolenz, mit der sie durch das Leben ging. Es war immer eine kühle Entfernung gewesen zwischen ihr und den Menschen, mit denen sie lebte, immer ein Rest, der nicht aufging — nur mit Alack nicht, aber ein Kadett ist kein Lebenskünstler, der in Konflikten helfen kann. Sie war ohne Liebe geheiratet worden, und alle nahmen an, sie habe ihren Mann der guten Verhältnisse wegen genommen.

Die Tatsachen waren ihr so neu, daß sie sich erst an sie gewöhnen mußte. Seines Geldes wegen? Nein, das klang so schlecht und gemein. Und sie grübelte genau, weshalb sie es getan. Ihre Verlobungsgeschichte stand in ihrer Erinnerung, wie von unbestimmtem Nebel umflossen, wie etwas Poesievolles, das man nicht mit nüchternen Worten charakterisieren soll. Sie hatte es getan, weil es ihr ganz selbstverständlich schien, ja zu sagen, weil er ihr gefiel, weil man ihn und sie mit großem Geschick dem Punkte zuschob, wo eine Verlobung die reife Frucht war, von der es dann hieß, sie sei vom Himmel gefallen. Sie hätte auch vor ihren Eltern ein Nein gar nicht verantworten können — durch die mütterlichen Briefe waren damals immer die sanften Er-

mahnungen gegangen, nichts zu verscherzen. War das unrecht, wenn sie neben dem persönlichen Wohlgefühl es dankbar empfand, die Eltern finanziell zu entlasten?

Nicht des Geldes wegen! Sie hatte gar keine Neigung zum Luxus. Sie hatte ihres Mannes Haus mit großer Gewissenhaftigkeit geführt, nie verschwendet, ja, kaum gewußt, wie hoch sich seine Einnahmen eigentlich beliefen. Zuweilen hatte sie Alack etwas von ihrem Taschengeld geschickt — das war vielleicht der einzige Umstand, der sie den vorhandenen Mammon als etwas sehr Angenehmes empfinden ließ. Und andre Menschen nahmen es als etwas ziemlich Selbstverständliches, gnaz Natürliches an, daß sie seines Geldes wegen ja gesagt — vielleicht er selbst —? Ihr war, als sei sie an ihrer Ehre gekränkt, als gäbe es nur eine Genugtuung für sie, diesen Menschen ihr Geld vor die Füße zu werfen und fortzugehen. —

Sie ging an ihre Schreibmappe und holte Ulrichs Briefe, die er ihr zu jedem Sonntag geschickt, Briefe, die sie zuweilen stolz gemacht, ihr imponiert hatten — Briefe voller Dankbarkeit gegen sie, daß sie ihm den freien Winter geschenkt, wie er sagte, voller Schaffenslust, voll großer neuer Ideen ... Ein Wort von Liebe war nicht darin. Es stand auch nichts derartiges zwischen den Zeilen. Es waren Briefe, die getrost in der ganzen Familie zirkulieren und an Kindertagen verlesen werden konnten. Und mit einemmal kamen sie ihr so unsäglich arm vor, diese Zeilen mit all den schönen Worten — das war Literatur, aber keine Liebesbriefe.

Sie hatte kürzlich einen Brief von Lilis

Bräutigam gelesen, den diese ihr stolz, lächelnd gegeben. Solch dummer Brief war's, sehr stillos und ohne jede Spur von Geist, die Orthographie nicht einmal einwandsfrei — aber freilich: Liebe stand darin. Die sprach aus jedem Wort. Sie fühlte plötzlich eine Art Neid auf Lili, auch so geliebt zu werden, und wenn's auch nur von einem mäßigen Geiste war. — Und sie zerknitterte die Briefe in ihrer Hand nahm Ulrichs Bild vom Schreibtisch seiner Mutter und schaute feindselig in das feine Angesicht mit den weltfremden Augen, die so sinnend dreinschauten über die Gefährtin an seiner Seite hinweg. Es war der Blick, den sie an ihm kannte, in dem seine ganze Gleichgültigkeit gegen Frauenliebe geschrieben stand.

Jetzt begriff sie das alles. Der alte Brief hatte sie sehen gelehrt — ihre Seele war aufgewacht.

Was sollte sie tun? Eins wußte sie: hier in Bremen, wo man ihn in drei Tagen erwartete — unter den Augen seines Bruders, in diesem Haus, in dem ihre Verlobungstage sich abgespielt —, hier konnte sie ihm nicht begegnen! Sie wollte abreisen, morgen schon — unter irgendeinem nichtigen Vorwand —, daß sie in Jena sein wollte, um das Aufstecken frischer Gardinen zu überwachen —, solche Gründe hatten große Ueberzeugungskraft für eine Frau wie Mathilde. Und dann wollte sie in Ruhe überlegen, ihn scharf beobachten — vielleicht ihn zur Rede stellen. — Und ein heller Punkt leuchtete ja in ihren Zukunftsaussichten. Pfingsten wollte Alack zu ihr kommen, der lange, magere Lichterfelder Kadett, der immer solche Sehnsucht nach seiner Lieblings-

schwester hatte und sich auf diesen Besuch wie auf einen Blick ins Himmelreich freute.

Vielleicht wußte er doch Rat — trotz seiner Jugend. — —

Sie reiste ab. Die Bitten und Vorstellungen Richards blieben vergeblich.

Alle Kinder und Hunde hatten Sylvia gern. Die Kinder weinten ganz natürliche Tränen, als sie ging, und hingen sich allen Erziehungsregeln zum Trotz an ihr Kleid, so daß „Fräulein" sie kaum ablösen konnte. Der russische Windhund rieb seinen feinen, schlanken Kopf an Sylvias Hand.

Mathilde, die Sylvia doch im Grunde zu oberflächlich fand im Vergleich zu ihrer eignen tiefen Seele, sah sie gerne scheiden; sie konnte ihr auch die feste Standrede nicht vergeben, die sie von ihrem Gatten des verirrten Briefes wegen bekommen hatte. Die Sache mit dem Brief war und blieb eine Inkorrektheit, und das ‚nicht Korrekte' schien ihm das Verdammenswerteste.

Richard hatte die Empfindung, daß mit Sylvia etwas Schönes aus seinem Haus verschwände. Seit sie ihren Groll so spontan über ihn ausgeschüttet, empfand er ein wirkliches Faible für sie.

Er ging mit Sylvia auf dem Bremer Bahnhofperron auf und ab, nachdem er einen bequemen Platz für sie gesucht und sich seiner Rosen und Bonbons entledigt hatte.

„Sylvia," begann er plötzlich und legte seine Hand fast liebevoll auf ihren Arm, „ich handle doch wohl ganz nach deinem Wunsche, wenn ich Ulrich gegenüber von jenem Gespräch schweige, das zwischen uns stattfand, und ich denke auch, Sylvia, wir beide betrachten es fortan als un-

gesprochen. Ich glaube, wir handeln damit ganz im Sinne meiner Mutter, die wir beide so geliebt und verehrt haben."

„Es ist vielleicht das beste," versetzte Sylvia nachgiebig. „Ulrich hat auch Anspruch auf eine gewisse Schonzeit. Soweit er an Menschen zu hängen vermag, hing er doch an seiner Mutter —"

„Sylvia" — Richard sah sie scharf an — „das klingt ja fast, als ob du nach Ablauf der Schonzeit anders verfahren willst —"

„Ich werde meine Pflicht tun, ganz das, was ich als Pflicht erkenne —"

„Dann bin ich beruhigt," versetzte er.

Er verstand sie nicht ganz. Sie merkte es. Aber wozu ihn aufklären? Sie hatte das Gefühl, als wenn zwischen ihr und den Menschen dieses nordischen Patriziergeschlechtes ein weites Meer trennender Begriffe lag. Es waren Männer mit großen Eigenschaften und kalten Herzen, diese Brüder Thomsen, alle beide trotz ihrer Verschiedenheit in dieser Mischung sich gleich. Die Frauen, die das Schicksal an ihre Seite trieb, hatten die Ehre, in aller Korrektheit neben ihnen erfrieren zu dürfen, wenn sie nicht zufällig selbst schon im Besitz geeister Herzen waren. Bisher hatte sie diese Eigenart nicht kritisiert — seit gestern fühlte sie einen Haß gegen sie —, ein zorniges Verlangen, diesen Menschen zu zeigen, daß sie trotz ihrer Vorzüge und ihres Geldes doch nicht hoch genug dastanden, um nicht von einer gekränkten Frau auch einmal beiseite geworfen zu werden als etwas Wertloses, leicht Aufzugebendes.

Als Sylvias Zug in Eisenach hielt, schlug eine Stimme an ihr Ohr, die sie seit den Gnesener Jahren nicht vernommen, von der sie im ersten Augenblick gar nicht wußte, wem sie doch gehörte?

Zwei Damen verabschiedeten sich vor ihrem Coupé.

„Nun lassen Sie sich aber nicht wieder von Onkel und Tante knechten!“ sagte die eine; „denken Sie vor allem an Ihre Erholung!“

„Will ich auch! Ich weiß schon, was ich tue! Wenn ich meine vierzehn Tage Gotha abgesessen habe, verschanze ich mich oben auf der Leuchtenburg. Die liegt so schön über dem Saaletal. Dort biegt sich die Linde im Winde — alles ist wie im Volkslied: Burg und Söller und blumige Mauern. Und abends klingt das Lied des Posthorns vom Wald herauf. O, da kann man ausruhen!“ Noch ein Händedruck — die Sprecherin stieg ein. Sie stutzte, als sie Sylvia sah. „Ellen,“ sagte diese, „bist du's wirklich?“

„O, Sylvia!“

Der Zug fuhr ab. Ellen Schmidt sah Sylvia mit eigentümlichem Blicke an — mit neidloser Bewunderung, wie ein Frauenzimmer sie so schwer für ein andres, meist nur für gemalte oder marmorne Frauen aufbringt.

„Sylvia, du bist ja noch immer hübscher geworden! Und damals in Gnesen hielt ich einen Komparativ gar nicht für möglich. Hast du mich denn wirklich nicht vergessen?“

„O nein,“ rief Sylvia, etwas befangen über die offenherzige Bewunderung. „Bewahre, Ellen, noch im Herbst sprach ich viel von dir mit Reifen-

steins. Solch famosen Aufsatz sollst du ja geschrieben haben!"

„Ah, das muß noch ganz anders werden," sagte Ellen. „Das sind ja erst Anfänge! Aber du, Sylvia, du hast inzwischen solch großes Los gezogen, das sich immer noch größer entpuppen wird. Einen so bedeutenden Mann zu haben — das muß ja ganz schwindelnd sein!"

„Hast du schon von ihm gehört?"

„Aber gewiß! Die Thomsenschen Schriften zu kennen, ist für unsereins doch einfach notwendig. Siehst du, so etwas zu lesen, das ist ein geistiger Genuß, so groß wie, materiell ausgedrückt, das Austernessen."

„Du bist sehr freundlich," versetzte Sylvia und sah aus dem Fenster, „sieh doch, die Wartburg!" und sie deutete auf den schönen Umriß der von Wäldern getragenen Burg, die sich über den Tälern wie ein sonnbestrahltes Bergwunder hob. „Du warst wohl oben?"

„Ja, zum neunten Male! Die Wartburg ist eine alte Liebe von mir. Weißt du übrigens noch, Sylvia — unser Gnesener Kränzchen — wie wir da alle unsre Lieben hatten — du erfolgreiche, ich unerwiderte! Ich sehe dich noch in einem Altrosakleide, das dir so besonders gut stand — mit den üblichen Junge-Mädchen-Heckenrosen an der Schulter — durch den Saal wirbeln, meist mit Rothenfels, aber auch oft zu meinem Schmerz mit meinem einstmaligen Idol. Ja, dir wurde das Ballglück in höchster Potenz zuteil: das Zerrissenwerden. Und mir war damals oft zumut wie einem Soldaten, der ohne Waffen und Rüstzeug auf ein Schlachtfeld gestellt ist und

neben gutbewehrten Kameraden erfolglos kämpfen soll. Komische Zeiten! Ich träume noch zuweilen davon, wenn ich mal zu viel geschrieben habe — wie ein Alpdruck kommt's dann über mich — und ich schimmle wieder im Schlaf wie auf Gnesener Bällen!" Sie lachte lustig auf.

„Ach, Ellen!" sagte Sylvia bitter, „die Ballerfolge, die sind auch grade was wert —!"

„Nun ja, von deiner jetzigen Höhe herab mögen sie dir klein erscheinen — aber damals waren sie doch eben das Wesentliche. Sylvia, ich hätte dir nie eine Zivilistenheirat zugetraut. Es hat mir ordentlich imponiert, wie ich's las. Wo hast du ihn eigentlich kennen gelernt?"

Sylvia erzählte in großen Umrissen. Sie redete kaum von ihrem Mann, aber von seiner Mutter, von der Trauer um ihren Tod, von Jena und Gnesen. Zwischen den beiden Wesen, die sich so verschieden entwickelt hatten, bildeten jene gemeinsam durchlebten Winter ein festes Band, das immer stärker schien, je länger sie von den alten Geschichten sprachen.

Sylvia war so empfänglich für die alte Beziehung. Sie hatte das Gefühl, als ob Ellen ihr vielleicht einmal helfen könne, Ellen, die doch so klug war, die sie früher bemitleidet hatte und zu der sie nun aufsah. Sie suchte in Ellens Zügen zu lesen — es waren die alten schmalen, großen Züge, die weder in Form noch Farbe Reiz hatten, aber durch zwei kluge, warmblickende Augen geadelt wurden.

Ellen hatte etwas Puritanisches. Sie sah wie eine Quäkerin aus neben der eleganten Sylvia, die mit Bremer Schick trauerte. In ihrem

Gesicht aber stand das geschrieben, was die Frauen dieser Zeit unter Umständen befähigt, sich „freizumachen".

„Bist du eigentlich glücklich, Ellen?" fragte Sylvia ganz unvermittelt.

Ellen lächelte ein wenig. „Ja," sagte sie zögernd, „andre können vielleicht nicht begreifen, daß ich's bin — aber Glück ist eben ein relativer Begriff."

„Wie meinst du, relativ?"

„Nun ja, es gibt doch sehr beneidete Menschen, die alles haben, was aus der Ferne wie Glück aussieht — aber sie genießen's nicht. Vielleicht wohnen sie in einer prachtvollen Etage, zwischen Kunst und Luxus — aber draußen klingelt alle fünf Minuten eine Pferdebahn vorbei, oder eine elektrische — und das empfinden sie als Unglück und vergessen alles Gute darüber. Und im fünften Stocke liegt vielleicht ein armer Literat, der gar nichts hat, auf einem zerfetzten Sofa und liest Homer aus einem gelben abgegriffenen Cotta-bändchen für zwanzig Pfennig — ein Mensch, den kein andrer der ganzen Welt beneiden würde und der trotzdem glücklich ist — absolut glücklich. Diogenes mit seiner Tonne ist eine immer neue Geschichte."

„Aber du hast's doch auch gut," sagte Sylvia überzeugt, „so viel Erfolg —"

„Möchtest du mit mir tauschen?" fragte Ellen. „Ich hab' eine leidliche Arbeit geschrieben — mehr nicht. Mit den ersten Sachen hat man leicht Glück. Aber das Weitere — der große Schlag, den alle erwarten, der das ganze Studium rechtfertigen soll? Männer haben's

leicht. Wenn die glatt ihre Arbeiten machen, ist's gut. Von uns Frauen wird aber etwas Besonderes verlangt. Wir sollen immer gleich über dem Durchschnitt sein, nur weil wir noch so wenige sind. Das ist unlogisch, aber es ist so. Im Herbst will ich in Zürich meinen Doktor machen. Nun sitze ich über der Arbeit. Krank bin ich auch noch von Zeit zu Zeit. Geld hab' ich viel zu wenig. Onkel und Tante Loewen mißbilligen mich. Mein Studentendasein chokiert sie enorm, und wenn ich in Gotha bin, wohin ich jährlich zwei Pflichtwochen gehe, verstecken sie mich vor allen Bekannten. Ich bin das Gegenteil von Renommierstück für sie. So ganz genau ersichtlich ist da nun doch eigentlich nicht, wo gerade das Glück liegt — nicht wahr, Sylvia?"

Sie lachte etwas ironisch.

„Aber du bist's doch!" sagte Sylvia, „ich merk's dir an — ich weiß auch, weshalb du's bist — weil du die Kraft gefunden hast, dich freizumachen."

Sylvias Wangen röteten sich.

„Du hast wahrhaftig richtig geraten," sagte Ellen ganz erstaunt. „Wie du klug geworden bist. Man merkt, du hast nicht umsonst einen berühmten Mann geheiratet. So was steckt an — aber da ist leider schon Gotha."

„Ellen, besuch mich doch!" sagte Sylvia, „versprich mir's. Dann lernst du ja auch meinen Mann kennen — vielleicht interessiert's dich —"

„Und ob! Schrecklich gern komm' ich — das ist dann Belohnung nach Gotha!" Sie seufzte.

„Graut dir so davor?"

„So ziemlich. Zwei Wochen lang anders

scheinen, als man ist — aus Gutmütigkeit! Der Onkel geht noch — der verborgt sogar meine Sachen und renommiert hinter Tantes Rücken mit mir! Aber die Tante! Nun, es ist der Zins, den ich alljährlich den Göttern zahle — da stehen sie schon — und nun mutig hinab wie Curtius in den Abgrund."

Sie lachte und winkte den Wartenden ganz herzhaft entgegen.

Der Zug hielt. Sylvia begrüßte die Alten, die bereits mit Mißtrauen das Kostüm der Nichte auf „burschikos" musterten. Wie ein Momentbild aus der Gnesener Zeit schienen sie ihr, behaglich, zufrieden, und tüchtig selbstbewußt trotz ihres tatenlosen a. D.

Und wie sie Ellen in die Mitte nahmen und mit ihr über den Bahnhofperron abzogen, sah es aus, als ginge da die neue Zeit zwischen der alten, zwangsweise gefangengenommen, eine Vermischung von etwas Unzusammengehörigem, das einen scharfen Kontrast gab, wie wenn man etwas leuchtend Rotes zwischen verblichene Pastellfarben hält.

Sylvia empfand etwas wie Neid auf Ellen.

Ob es ihr je gelingen würde, sich auch freizumachen?

11

Wenn Thomsen nur etwas aufmerksam zugeschaut hätte, würde er bemerkt haben, wie verändert Sylvia war. Sie sah mit dem Blicke eines Menschen in die Welt, der aus seiner Lethargie aufgeschreckt ist — mit dem Blicke jener

bronzenen Amazone, die nach dem Feinde ausspäht ... Seine versonnenen Gelehrtenaugen merkten nichts davon. Vor denen gaukelte beständig, vom gelben Dunst griechischen Staubes umweht, das verlassene Land der Sonne — der Gedanke an die Schaffensfreude, die unter dem Säulenschatten der gestürzten Tempel über ihn gekommen war. Dort hatte er arbeiten können, frei, aus dem Vollen; sein großes Werk war gewachsen dort unten an den blauen Meeren...

Dann hatte ihn die Trauerbotschaft ereilt und seine Stimmung zerstört. Er war verfrüht aufgebrochen und mit einem Kummer im Herzen aus dem Land des Lichtes nach Norden gefahren — erst in die kalte Oede seines Bremer Heimathauses — dann in die matten Farben eines Thüringer Vorfrühlings. Und der sensitive Stimmungsmensch litt natürlich Qualen.

Und Sylvia schritt neben ihm durch die Tage und ahnte und wußte nichts von diesen Qualen und beobachtete ihn mit den fragenden, forschenden Blicken des Argwohns. Ihr war ja alles andre nebensächlich — sie wollte sich nur klar werden, ob er sie wirklich nicht liebte, ob das alles richtig war, was in jenem Briefe stand. Ihre kalte, feindselige Art machte ihn vollends nervös. Er fühlte, daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatte, wollte es aber nicht erfragen, nicht wissen, nur keine Aussprachen, keine Szenen erdulden, durch die dann seine Arbeitskraft auf Tage hinaus erlahmen würde.

In Sylvias reizender Gestalt hatte sich für ihn nach und nach alles verkörpert, was an feindseligen Mächten in seinem Leben war und ihm

die Schwingen lähmte. Die lange Trennung verschlimmerte alles nur — er hatte die Einsamkeit zu sehr genossen. Ihre Unterhaltungen drehten sich eigentlich nur um seine Mutter. Ihr Verlust schmerzte ihn tief. Er, der innerlich davon durchdrungen war, daß nicht geboren zu sein der Wünsche größter ist, war doch tief bekümmert über das vorzeitige Fortgehen dieser Frau, die seinem Gefühl am nächsten gestanden. Dazu empfand er eine Art Reue, daß er so fern gewesen, daß ihn die Nachricht so spät ereilt hatte.

Sylvia gab sich keine Mühe, ihn zu trösten. Sie fühlte aus hundert kleinen Zügen, daß sie ihm im Grunde des Herzens gleichgültig war. Es kränkte sie tief, daß er gar nicht nach Gnesen fragte, daß seine Gedanken immer so schnell weitab gingen, wenn sie sprach, ins „Incommensurable“ hinein. Sie hatte dies lange Fremdwort, das er öfter gebrauchte, im Lexikon nachgeschlagen. Als sie seinen Sinn verstand, wußte sie zugleich, daß sie für jene Gegenden keinen Freibrief besaß. Sie nannte ihn einen Träumer — ja, zuweilen mokierte sie sich innerlich über ihn, daß sein Werk noch immer nicht fertig war.

Es wurde immer unerquicklicher im Haus am Paradies. Nur als sie von ihrer Begegnung mit Ellen Schmidt erzählte, wurde er lebhaft. Er hatte ihre Arbeit gelesen, er begriff gar nicht, daß er nicht schon längst von dieser Beziehung wußte, und freute sich auf ihr Kommen.

Und Ellen kam. Mit ihrem verdrückten Filzhut und dem billigen Blusenkleide tauchte sie eines Abends auf und streckte Thomsen frisch und kameradschaftlich die Hand entgegen,

wie ein Kollege dem andern. Sie verstanden sich von der ersten Minute an. In Thomsens Augen flammte ein lebhafter Glanz auf, seine Stimme wurde mit einem Male laut und frisch, und auf dem gemeinsamen Interessenstrom schwamm das Gespräch der beiden den ganzen Abend lang wie ein geschwinder leichter, sicherer Nachen, von der vollen Flut leise bewegt.

Und wie sich mit dem Worte Mohammed die Völker des Orients und Okzidents grüßend begegneten, so wurde der Name Athens hier zur Zauberformel, die zwei fremde Menschen plötzlich zu nahen Bekannten werden ließ. Und Sylvia saß stumm dabei. Sie hatte sich eine Handarbeit geholt und rückte aus dem Bereich der Lampe heraus; sie sah zuweilen auf von ihrer Stickerei, die beiden musternd, die sie so ganz vergessen hatten.

Das war der Thomsen wieder, wie sie ihn zuerst kennen gelernt, der so lange und unermüdlich seine philologischen Ideen an sie, die Teilnahmlose, hingeredet hatte, im Prinzessinnengarten zu Jena, an der Küste von Rimini, der Thomsen, der sie zu bilden versuchte und dann so vorschnell alle Versuche aufgab, gerade als sie empfänglich zu werden begann.

Das war die Ellen, an der die Ballöwen von Gnesen achtlos vorbeiwalzten, die Mauerblume von Profession, die ihr vom Sockel ihrer Beliebtheit herab immer so leid getan und die ihr nun den Rang ablief in ihrem eignen Hause, bei ihrem eignen Mann.

Ihr Stolz litt unter diesem Wandel der Dinge.

Mitternacht schlug. Sie brachte Ellen in das Fremdenzimmer hinauf. — „O Sylvia,“ rief sie,

„was für eine Freude du mir gemacht hast, daß du mir zu kommen erlaubtest, das ist so ein Labetrunk nach den Fasttagen von Gotha! Wie du's gut hast, Sylvia, immer in solchem Milieu zu leben!"

Sylvia schloß die Fenster. „Bleibe doch so lange als irgend möglich, Ellen!" sagte sie, „du machst uns die größte Freude damit." Sie küßte Ellen; sie nahm sich fest vor, Ellen ihr Mißgefühl nicht entgelten zu lassen.

Sie stieg herunter, um ihre Arbeit von der Veranda zu holen. Thomsen stand an der Brüstung. Er sah Sylvia beinahe mitleidig an: „Wie konntest du mir eine solche Freundin nur so lange unterschlagen?" fragte er vorwurfsvoll.

„Was Ellen jetzt ist, ist sie erst geworden," versetzte Sylvia.

„So? Und wie war sie denn früher in Gnesen?"

„Sie galt für unliebenswürdig und hatte auf Bällen natürlich kein Glück."

Thomsen lachte ironisch. „Und du und Irene — ihr hattet Glück?" fragte er.

„Allerdings," versetzte Sylvia kurz und ging.

Er lachte bitter vor sich hin, dann lauschte er wieder auf das Plätschern der Saale — die Unterhaltung mit Ellen hatte ihm so wohlgetan. Er fühlte mit einem Male, daß er würde arbeiten können. Das kluge kleine Frauenzimmer hatte ihn in Stimmung gebracht. So ging er mit einem Aufatmen an sein Manuskript.

Ellen blieb mehrere Tage. Sie störte Thomsen gar nicht, ja, er ließ sie sogar in seinen Manu-

skripten lesen. Er las dagegen in ihrer Doktorarbeit, und die Bemerkungen flogen hinüber und herüber. In den Abendstunden kam Herrmann dazu, und ein frischer Geist wehte plötzlich durch das stille Haus. Es war, als ob alles aufatme nach einem langen Druck. Selbst die Bilder an der Wand schienen lebhafter, als ob über die Züge der Giorgiones und Michelangelos ein Leuchten ginge. Die Gelehrsamkeit in Thomsens Studierstube war nicht mehr tot, sondern lebendig geworden, nun sie von Menschenlippen entzaubert wurde.

Sylvias Handarbeit machte in diesen Tagen große Fortschritte. Ueber die gelbe Seidendecke geneigt, saß sie scheinbar teilnahmlos da, während die andern sprachen — je lebhafter die Worte wurden, um so eifriger stickte sie.

Zuweilen warf Herrmann einen Blick zu ihr herüber, aus Bewunderung und Aerger gemischt. Zuweilen sah auch Ellen das blonde gesenkte Haupt der schönen Freundin nachdenklich an, die da so schweigsam ihre gelben Blumen stickte. ‚Was ist nur mit ihr?‘ fragte sie sich wohl. ‚Sie ist ja eigentlich nur da wie ein kostbarer Einrichtungsgegenstand, wie eine reizende Büste oder eine weiße Calla. Man ist schön und damit gut — vielleicht genügte das dem gelehrten Mann, vielleicht wollte er es gar nicht anders.‘

Dieser aber, Thomsen, war der einzige, der Sylvia gar nicht beachtete. Sie existierte in diesen Stunden überhaupt nicht für ihn. Er vergaß sie völlig. Sylvia merkte das sehr wohl. Sie buchte jeden Beweis seiner Gleichgültigkeit. Sie wußte jetzt genau, daß sie keine Lücke hinter-

lassen würde, wenn sie ging. Was hielt sie denn noch? Nichts als ein gewisses Gefühl der Pietät Frau Thomsen gegenüber. Sie war sich selbst noch nicht klar, ob sie das Recht hatte, zu gehen, und zu gewissenhaft, etwas vom Zaun zu brechen.

In die geistig angeregte Strömung dieser Tage herein klirrte eines Mittags vorzeitig überraschend der junge Fähnrich. Ellen, die für jede Spielart des human sex Sinn hatte und auch mit weniger geistvollen Exemplaren vorliebnahm, freute sich, den einstigen kleinen Alack militärisch ausgewachsen wiederzusehen, und vor allem freute sie sich an Sylvias Freude, die mit einem glückseligen Aufschrei dem plötzlich Eintretenden um den Hals fiel.

Thomsen sah diesem geschwisterlichen Elan schweigsam zu. Alack war so laut die Treppe heraufgestürmt, hatte auf gut Glück die Tür so geräuschvoll aufgerissen — der Säbel klirrte ihm rasselnd an der Seite ... und dieser ganze Lärm, dieses Rasselmotiv, paßte so wenig zu den Eleusinischen Mysterien, über die seine Gedanken gerade gegrübelt hatten. Er fühlte sich wie aus einer schönen Welt aufgeschreckt, als habe man ihn von einem griechischen Gestade plötzlich auf einen preußischen Exerzierplatz versetzt ... er flüchtete zu seinen Büchern.

Der kleine Alack war lang und schmal geworden. Die feinen Züge der Schwester hatten in seinem Gesicht etwas allzu Mädchenhaftes. Die Gestalt zu schnell gewachsen, so daß kein Glied sich an dem rechten Platz zu befinden

schien, der Kopf mit der Millimeterwalze kurzgeschoren, ein lieber, guter Junge in der Mauser —, aber man mußte Verständnis für Mauserzeiten haben, um ihn zu würdigen! Bereits beim Abendessen fiel er seinem Schwager gründlich auf die Nerven.

Halb posierte Alack auf die nahe Würde des Leutnants, halb war er von der kindlichsten Unbefangenheit, besonders gegen den gelehrten Schwager, vor dem er freigebig das ganze Arsenal seiner Witze auspackte, ohne zu merken, wie sehr sie an dem Verständnislosen abglitten. Sylvia lachte; sie kritisierte nicht, es war ja ihr Alack, der kleine, liebe Bruder, der zum ersten Male in ihr Haus kam — und Ellen lächelte — für sie war das alles wie eine Erinnerung an die Gnesener Welt — gewissermaßen historisch interessant.

Thomsens Brauen runzelten sich. Er hätte so gern mit Ellen über etwas Ernsthaftes gesprochen, aber das schnarrende Stimmchen des Fähnrichs schwieg keinen Moment. Er sprach so orientiert von Berlin wie ein alter Habitué, von Opern und Theatern — vor acht Tagen hätte er die „Braut von Messing" gesehen — vorgestern noch „Mariechen Stuart oder was beißt mich da?" Stolz über die geistvollen Varianten sah er im Kreis herum, dann trällerte er plötzlich Couplets — er war eben ganz in der Mauser.

Als Thomsen spät abends an seine Arbeit kam, fühlte er sich geistig gebrochen, gerade wie nach Irenes Besuch. Aus der Ferne tönte Alacks Lachen — und Sylvia lachte auch —, er hörte es deutlich. Sie war ihm unverständlicher als je.

Ellen fuhr am nächsten Tage auf die Leuchtenburg, da sie sich nicht entschließen konnte, Alack das bessere Fremdenzimmer wegzunehmen. Ihre verfrühte Abfahrt kränkte Thomsen — dazu der Kontrast des neuen Besuchs zu dem alten. Das Schlimmste aber war des Fähnrichs Säbel. Noch nicht lange in Alacks Besitz, hatte er für diesen den bezaubernden Reiz der Neuheit. Treppauf, treppab rasselte er, aus dem Garten herauf, aus Sylvias Zimmer. Er war für Alack das Symbol einer glorreichen Zukunft. Wenn er ihn hinter sich herklappern hörte, war es ihm, als kämen ganze Armeekorps auf seinen Befehl ihm nachgerasselt — er fühlte sich als großes Tier, bei dem die niedrigeren Chargen sich „schusterten", einen Beweis der Gewalt, den er für den verlockendsten hielt — an der Tribüne lächelnder Fürstinnen glaubte er vorbeizudefilieren — es fielen Rosen herab — und eine fragte, die mindestens Königin war, wer der schneidige General sei? Alle diese Möglichkeiten vibrierten für Alack im Klirren des Fähnrichdegens. Er verlebte selige Stunden.

Mittags kam die Rede auf Ellen. „Wie schaurig das Weib sich anzieht," sagte Alack. „Schließlich ist's bei einer Dame doch die Hauptsache, wie sie sich kleidet. Wenn ich so Sylvia daneben ansah — verschiedener kann man ja gar nicht sein —" und er musterte bewundernd seine Schwester.

„Laß doch, Alack," sagte Sylvia, die wohl merkte, daß Thomsen eine Bemerkung verbiß.

„Es ist auch ein Skandal von zur Loewens, daß sie ihr so viel Freiheit gelassen haben —

allerdings, geheiratet hätte sie doch keiner — bei dem Gesicht —"

Thomsen stand plötzlich auf, schützte Kopfweh vor und ging. „Was hat er nur?" fragte Alack, „er guckte mich so wütend an."

„Laß nur. Er ist überarbeitet."

Sie ging Thomsen nach. Sie erreichte ihn an seiner Zimmerschwelle. „Warum gingst du fort?" fragte sie.

„Weil ich das nicht aushalte, Sylvia! Hast du dich eigentlich mit Alack verschworen, mich zu ruinieren und um alle Stimmung zu bringen? Verstehst du denn nicht, daß mir dieser Ton, den ihr zusammen habt, ganz unmöglich anzuhören ist?"

„Ulrich," entgegnete sie, „Alack ist das einzige Wesen in der Welt, das ich liebe und an dem ich hänge. Seine harmlosen kleinen Schwächen sind mir ganz gleichgültig. Wo man liebt, kritisiert man nicht. Du könntest die wenigen Tage seines Hierseins wahrlich etwas toleranter sein, mir zu Gefallen."

Er sah sie feindlich an.

„Ich sorge doch sonst genug für Ruhe in deinem Hause," fuhr sie fort, „ich habe den Verkehr mit Irene deinetwegen aufgegeben und weiche dir aus, soviel ich kann — freilich, wohl noch immer nicht genug! Gesteh nur, das liebste wäre dir, ich machte es wieder wie damals mit Griechenland und ginge meiner Wege."

„Das wäre allerdings wohl das beste," stieß er gereizt hervor. „Ich habe ja so viel aufzuarbeiten, ich komme ja gar nicht weiter!" setzte er verzweifelt hinzu.

„Wie konntest du dich aber auch verheiraten?" sagte sie vorwurfsvoll.

„Gott im Himmel, Sylvia, nur keine Szene, das halt' ich nicht aus! Tut, was ihr wollt, aber mich laßt aus dem Spiel! Geht doch zu Reifensteins, die haben gewiß Verständnis für Alacks geistige Eigenart. Oder fahrt doch im Land herum, es gibt doch genug hier, was Alack Spaß machen kann."

„Gut," sagte Sylvia, „wir werden dich nicht weiter stören."

Sie ging. Jetzt wußte sie, was sie zu tun hatte. Er schickte sie ja selber fort.

Im Fremdenzimmer lag Alack am offenen Fenster und rauchte. Er trug die blaue Litewka und sah harmlos wie ein großes Kind aus.

„Weißt du was?" sagte Sylvia, „Ulrich hat so viel zu tun, da wollen wir ihm das Haus allein lassen und nach Weimar fahren zu Reifensteins. Irene wird sich so freuen! Fahr du jetzt gleich und ich komme morgen früh nach."

Alack sah enttäuscht drein. „Ach Sylvia! In deinem Haus ist's doch am hübschesten." Sie fühlte, daß es ihr heiß in die Augen stieg. Aber sie wollte tapfer bleiben und ihm den kurzen Urlaub nicht eher als nötig verderben. Sie wußte ja ohne seinen Rat, was zu tun war. Schließlich sah er's ein und freute sich sogar. Er maulte etwas über den nervösen Schwager, aber Weimar lockte ihn. Ein Kamerad hatte ihm mal von den „Fischkästen" dort erzählt, die nachmittags im Park spazierengeführt würden, jugendliche Kolonnen in allen Spielarten des Werdens, artig hinter einer alten, würdigen Pädagogin her, aber

mit sehr beweglichen Augen alle, was die Passanten betraf. Er ließ sich schwören, daß Reifensteins ihn nicht „zu Goethe“ schleppen dürften, und ließ sich ganz vergnügt und erwartungsvoll mit dem Nachmittagszug fortexpedieren.

Sylvia fuhr nach der Leuchtenburg.

Es lag ein bläulicher Hauch über der Erde. Blasses Gewölk zog über die Burg hin. Ihre Fenster blitzten, da die untergehende Sonne auf ihnen schimmerte — die Leuchtenburg, die über die Lande leuchtete.

Sylvia schritt den steilen Berg langsam hinauf. Zuweilen schaute sie zurück. Unten lag Kahla, wie einem mittelalterlichen Baukasten entnommen und dicht an den Fluß gesetzt, so daß es sich abspiegeln konnte in ihm mit seinen Türmen und Linden, mit den Bogen der Brücke, über die es hinüberging bergan zur Leuchtenburg. Glockengeläut kam heraufgebebt durch die linde Luft, leis verstohlen über den Dohlenstein. Blauende Berge in weitem Kreis, feierlich erglühend im Abendschein. Zum ersten Male empfand sie ganz die stille Schönheit dieses Saaletals, die sie so lange als selbstverständlich hingenommen hatte wie alles andre in ihrem Leben auch.

Sie trat in den Burghof. Die Windlichter waren angesteckt. Studentenlieder hallten aus den Lauben, und in das Lied der rauschenden Frühlingswipfel mischte sich das ewig junge Gaudeamus und hallte wider an den breiten Mauerwänden und zitterte hinaus ins Freie, um in den Abendlüften zu verwehen.

Sie fragte nach Ellen. Durch die kühlen Korridore des großen Logierhauses, das einstmals

Sträflinge, jetzt Sommerfrischler beherbergte, führte man sie in ein hochgelegenes Zimmer mit zahllosen Fenstern, die alle offenstanden, so daß der Windhauch gerade hindurchstrich. Ellen saß auf der Brüstung und schaute ins Freie. Brombeerkraut und Flieder und zarte Obstblüten dufteten zu ihr herauf. Mit vollen Zügen sog sie die würzige Luft ein — da stand Sylvia hinter ihr.

„O du?“ rief Ellen, „was könnte mir Schöneres passieren?“

„Es ist zwar nicht gerade Besuchszeit, aber ich habe dich nötig, Ellen, du sollst mir helfen.“

„Was hast du? Du sprichst ja so traurig?“ Sie spähte ihr ins Gesicht. „Komm doch mal ans Fenster. Wahrhaftig, du siehst ganz blaß aus. Du mußt müde sein! Setz dich doch! Verzeih, schöne Polster gibt's in diesem weiland Zuchthaus nicht — und nun erzähle!“

„Ich habe eine Bitte an dich: daß du mich einmal ganz anhören möchtest, daß ich mich einmal aussprechen darf über eine Sache, von der ich vielleicht niemals wieder rückhaltlos mit jemand reden kann.“

„Sylvia,“ sagte Ellen liebevoll, „es macht mich ja nur glücklich, wenn ein Wesen wie du Vertrauen zu mir hat.“

„Ein Wesen wie ich?“ wiederholte Sylvia. „Du sagst das so, als sollte es heißen: ein bevorzugtes Kind des Glücks. Du denkst, weil ich früher in Gnesen sogenanntes ‚Glück‘ hatte, daß es mir treu geblieben sein müsse. Aber dem ist nicht so. Ich denke Jena zu verlassen und zu meinen Eltern zurückzugehen.“

Ellen schwieg. Sie war dunkelrot geworden.

Sie, die meist in abstrakten Dingen lebte, bekam einen plötzlichen Respekt vor den Geschehnissen einer wahren Wirklichkeit.

Eine Pause entstand. Flügelschlag klang an den Scheiben. ‚Die Schwalbe schwirrt um die hohe Mauer.'

„Warum sagst du nichts, Ellen? Ich dachte, du würdest wenigstens ein Theater-Ach rufen! Wundert es dich denn gar nicht? Oder hast du's vielleicht schon erwartet?"

„Ach Gott, es tut mir ja so leid!"

„Leid?" sagte Sylvia scharf. „Das hätte ich nicht von dir erwartet! Jemand wie du, der so selbständig dasteht, dürfte es doch gar nicht sentimental nehmen, wenn jemand anders sich auch ‚freimacht'. Es ist ja das einzig Gute, daß ich das kann, daß ich die Kraft dazu habe und stolz genug bin, nicht auf einem unwürdigen Posten bleiben zu wollen, von dem vielleicht manche andre trotzdem nicht wegginge. Aber eine Gleichgültigkeitsehe, ein Geduldetwerden, ein Immer-im-Wege-sein — das verträgt sich nicht mit meinen Anschauungen von Ehre. Und deshalb geh' ich. Sage mir doch," rief sie plötzlich und sah Ellen ins Gesicht, „sage mir aufrichtig, was hast du denn von unsrer Ehe gedacht? Aber beschönige nichts, Ellen, ich kann alles hören."

„Ich hab's für eine Ehe gehalten, wie hunderte sind," versetzte Ellen rasch und aufrichtig, „für das bewußte Mittelglück, wo man friedlich nebeneinander hergeht und auf nahes Verständnis verzichtet."

„Und du fandest es auch wohl selbstverständlich, daß die unbedeutende Sylvia, wie du sie

von Gnesen her kanntest, auch kein andres Los beanspruchen würde oder könnte?“

„Ja, denn ich wußte nicht, wie sehr du dich verändert hast. Du siehst, ich bin ganz aufrichtig.“

„Hab' ich mich denn verändert?“ fragte Sylvia eindringlich.

„Ja, denn andernfalls würdest du gelassen weitertraben auf dem vorgezeichneten Weg. Daß du das nicht willst, beweist doch, daß du keine Frau nach der alten Schablone bist. Weil du so empfindest, hast du auch das Recht, deinem Gefühl zu folgen.“

Es wurde dunkler. Ellen sah sich nach einem Leuchter um.

„Nein, zünde kein Licht an,“ sagte Sylvia, „laß uns in der Dämmerung bleiben. Ich möchte dir alles erzählen, wie's kam —“ und mit halblauten Worten sprach sie — die ganze Geschichte dieser zusammengelobten Ehe erzählte sie — unbeschönigt und gerecht.

Ellen hörte gespannt zu. Sie staunte über Sylvias offenes Bekenntnis, in dem diese sich großherzig den Hauptteil der Schuld zumaß und in dem nur ein Moment allzu nebensächlich behandelt wurde — Thomsens Buch.

Und dies Buch war es gerade, was Ellen als Hauptsache erschien — und sie begriff mit einem Male, daß Sylvia diesem Buch im Wege war, daß er es nie fertigbringen werde unter diesem Ehezwang, daß für ihn und seine Muse die Befreiungsstunde schlug, wenn Sylvia ging.

Und als Sylvia mit ihrem Bericht fertig war, umklammerte sie Ellens Handgelenk und rief:

„Nicht wahr, ich brauche mir niemals Vorwürfe zu machen, wenn ich gehe, nicht in Erinnerung an seine Mutter, nicht seinetwegen? Du bist doch überzeugt, daß ich recht handle?“

„Ja,“ entgegnete Ellen, „du tust recht, für dich und ihn.“

„Gut, und nun bin ich ruhig. Du bist mir die höchste Instanz gewesen, Ellen. An dein Urteil halt' ich mich immer. Mögen andre sagen, was sie wollen — — und nun weiter, ich habe noch eine Bitte: es werden ja allerhand Unerquicklichkeiten kommen, auch für ihn! Du kennst ja meinen Vater. Allzusanft wird er das Tischtuch nicht entzweischneiden. Es wird Korrespondenzen geben, die ihm vermutlich, empfindlich wie er ist, auf die Nerven gehen. Ich werde nichts tun können, das zu mildern, nicht erreichen, daß es versöhnlich ausklingt. Das tue du, Ellen, du kannst's. Du hast Macht über ihn. Ihr verstandet euch ja vom ersten Blick an. Ich war sogar eifersüchtig, Ellen, verzeih! Du hattest mehr Gewalt über ihn, als ich je gehabt.“

„Jawohl,“ sagte Ellen lachend, „die Gewalt, die ich über Männer habe, das Geheimnis, Kamerad zu sein ohne jede erotische Gefahr. Darin bin ich ja Meister.“

„Und du hast damit das bessere Teil und das edlere. Und du bist nicht engherzig, Ellen! Du wirst dich darüber hinwegsetzen, wenn irgend jemand es seltsam finden sollte, daß die Freundin der Frau den Mann tröstet. Geh ihm nicht aus dem Wege, Ellen, sondern hilf ihm, daß er bald wieder in Arbeitsstimmung kommt. Und mach ihm klar, daß eine Trennung auch für mich das

beste sei. Verscheuche ihm etwaige Skrupel, falls er sie empfinden sollte. Es handelt sich ja nur um die ersten Wochen! Er wird ja so schnell über mich zur Tagesordnung übergehen, mich so rasch verwinden. Höchstens, daß es ihn anfangs ein wenig packt, denn so sehr ehrenvoll ist ja dieser Ausgang weder für mich noch für ihn. Und schreibe mir dann, daß er sich voll beruhigt hat. Es wird mir solcher Trost sein, wenn ich da droben sitze — in Delft."

„Ich verspreche dir's — aber Sylvia, denkst du denn ernstlich daran, dich in Delft zu vergraben?"

„Nun ja, fürs erste doch wohl," sagte Sylvia resigniert, „ich hoffe zwar, mit der Zeit lassen sie mich fort und ich finde irgendeine Stellung. Wenn ich doch auch studieren könnte wie du! Aber freilich, mit dem Abc würde ich wohl wieder anfangen müssen — unsre Gnesener Erziehung! —, oft denk' ich, etwas Primitiveres gab es doch wohl kaum. Nun hat sich's an mir gerächt, daß ich so schlecht ausgerüstet auf den Kampfplatz des Denkens geraten bin."

Sie ballte ihr feines Taschentuch zusammen und fing plötzlich an zu weinen. Ellen streichelte ihr dichtes, goldenes Haar, und wie sie so neben ihr stand in der ungelenken Reizlosigkeit eines Stiefkindes der Grazien, und doch in dieser Stunde die Glücklichere war, da sah es aus, als triumphiere hier der moderne Blaustrumpf über eine wegverirrte Psyche. Wenigstens Ellen kam dieser Vergleich, und es zuckte wie Selbstironie um ihre schmalen, klugen Lippen.

„Weine doch nicht," sagte sie. „Bis jetzt bist

du in falschem Kurs gewesen. Vielleicht kommst du noch mal in richtiges Fahrwasser."

„Ach, ich weine ja auch nicht über dies Ende vom Lied, bloß aus Nervosität. Aber immer dies stumme Tragen und dies Verstellen vor Mack — das macht so mürbe. Wenn die Würfel erst gefallen sind, wird's viel leichter für mich sein."

Sie trocknete die Augen und stand auf. „Und nun, liebe Ellen, will ich dir nicht den ganzen Frühlingsabend verderben! Laß uns von was anderm reden. Wir wollen in den Hof hinuntergehen zu den Windlichtern — hungrig bin ich auch. Und ich bleib' die Nacht hier, und morgen früh fahr' ich dann fort."

Sie trat an das Fenster. Es war blauschwarze Dämmerung über allem. Eingehüllt in die nächtlichen Schleier lagen Wälder und Tale, nur die Burg auf dem Berge schimmerte mit ihren Lichtern wie eine Krone ins Weite hinaus. Aus dem Tal leuchtete im schwachen Schein der Sterne ein zitternder Streifen — die Saale war's, die dort gen Jena zog. Und als ihre Augen sich an die dunkeln Töne gewöhnt hatten, sah sie ganz fern am Lauf des Flusses blasse, schwankende Lichter an den Bergeshängen.

Dort lag die Stadt. Und einen Blick des Hasses warf sie zu ihr hin, als lägen alle quälenden Gewalten ihres Lebens den schuldlosen Bergen von Jena zu Füßen.

Als Sylvia am nächsten Morgen nach Jena zurückkehrte, um zum letzten Male Thomsens Haus zu betreten, begegnete sie ihm am Gartentor. Er wollte ins Kolleg.

„Du bist schon zurück?" fragte er, und es lag in diesem Ton eine solche Enttäuschung, als sei ihr plötzliches Auftauchen bitteres Unrecht.

„Beruhige dich," sagte sie, „ich fahre Alack gleich zu Reifensteins nach. Er ist gestern allein nach Weimar gefahren. Ich habe Ellen besucht."

„So?" sagte er verwundert.

„Du solltest auch bald einmal zu ihr herauffahren. Sie ist doch etwas einsam auf der Burg. Uebrigens, Ulrich — ich kam so früh, da ich dich noch vor dem Kolleg zu treffen hoffte. Ich möchte über etwas mit dir reden."

„Hat es nicht Zeit?" fragte er. „Du weißt ja, daß du mir einen großen Gefallen tust, wenn du mich gerade in diesen Stunden nicht störst — oder —" fügte er höflich hinzu — „wenn es etwas sehr Eiliges ist und du die Güte hättest, dich kurz zu fassen."

Er sah sie gespannt an. Er sah so arbeitsbleich und abgemüht aus, so unter dem Bann schwerer, ringender Gedanken. Da hatte sie plötzlich den Mut nicht mehr, ein Wort zu sagen — schien es ihr doch auch unmöglich, Lebensentscheidungen zwischen einer Haustür und einem Gartentor, halb auf offener Straße, in aller Eile abzuhandeln. Sie wurde befangen.

„Ich wußte nicht, daß du den Kopf so voll hast," sagte sie, „ich kann ja warten."

Er ging. Er hatte so viel Bücher und Hefte unter dem Arm, daß ein Händedruck gar nicht in Frage kam. Auch dachte er nicht daran. Sie zauderte noch an der Schwelle der Haustür, in der halben Hoffnung, daß er doch vielleicht zurückkommen, sie noch fragen werde. Sie wünschte

sich den Elan ihres Zorns, wie sie ihn einst seinem Bruder gegenüber empfunden, aber es war etwas an ihm, das sie entwaffnete, vielleicht nur seine Blässe, die ihr natürliches Frauenmitleid rührte, oder die kühle Art auch, die immer eine Kluft gelegt hatte zwischen sie und ihn.

Er verschwand am Ende der Straße, da trat sie ins Haus. Sie sagte dem alten Mädchen, daß sie für länger verreisen werde, und gab ihr genaue Anweisungen auf mehrere Wochen hinaus — sie wollte, daß Ulrichs äußeres Leben in guten Händen zurückblieb. ‚Das einzige, was ich in diesem Haus gewesen bin, war eine gute Hausfrau,‘ dachte sie — das Letzte, worauf er Wert legte.

Dann schrieb sie den Brief und legte ihn auf seinen Arbeitstisch. Sie hatte geschrieben:

„Lieber Ulrich!

Da Du eben keine Zeit hattest, mich anzuhören, muß ich Dir schriftlich sagen, daß ich zu meinen Eltern gehen und nicht zu Dir zurückkehren werde. Ich habe mit der Zeit mehr und mehr empfunden, daß wir uns gegenseitig nur das Leben verderben, und da die Rücksicht auf Deine Mutter nicht mehr mitspricht, tun wir beide kaum unrecht, wenn wir jeder unsre Freiheit zurücknehmen. Ich für mein Teil bin dazu fest entschlossen, da ich eine Ehe ohne Liebe für zwecklos und wertlos halte. Ich denke in drei Tagen in Delft zu sein und bitte Dich dringend, nicht in der ersten Erregung zu antworten und mir alle Vorwürfe zu ersparen, wie ich sie Dir erspare. Wir tragen vielleicht beide keine Schuld,

und alles lag im Irrtum Deiner Mutter, die es in ihrer Liebe so gut zu machen meinte, was nun so schlecht endet. Sylvia."

Als sie mit Packen fertig war, ging sie noch einmal in ihr Zimmer. Frau Thomsen hatte es eingerichtet, ganz nach des Sohnes Geschmack. Da war kein Bild, das nicht den Stempel der Schönheit oder Größe trug — Bilder, die Sylvia im Grunde nie verstanden oder gewürdigt hatte und die sie plötzlich vertraut ansahen, nun sie gehen wollte. Und sie empfand, daß sie die letzten Jahre in einer großen Raffiniertheit der Umgebung gelebt, daß dies verfeinerte Milieu sie gewissermaßen erzogen hatte.

Wie gut, daß sie die Kraft besaß, den Luxus ihres Daseins abzustreifen wie etwas, das nie Verlockung für sie gehabt, trotz jener Worte, die Ulrichs Bruder gesprochen. Nein, um des Geldes willen hatte sie's nicht getan!

Eine Stunde dauerte es noch bis zur Abfahrt des Zuges. Sie mochte nicht mehr im Hause weilen. Es lag wie ein Bann auf ihr in diesen wohlbekannten Räumen, in die sie einst so kindisch und gedankenlos eingetreten war und die sie nun von einer schweren Erfahrung belastet verließ.

Das Bremer Faktotum, das Frau Thomsen mitgebracht, sah ihrer jungen Herrin fragend ins Gesicht. Als sie die Tür hinter Sylvia schloß, brummte sie: „Die kommt nicht wieder!" Sie sah der schlanken, hohen Erscheinung nach, die langsam fortging, ohne sich umzuschauen.

Frühlingshauch schimmerte über den Bergen. In der Zauberfrische des Morgens lag die Stadt. In langer Schar standen am Graben die neu-

begrünten Bäume. Beinahe heiß war es, gerade als ob Gewitterschwüle in der Luft läge.

Sie schritt der Universität zu. Die meisten Fenster der Hörsäle standen offen. Man hörte Stimmen, ferne, hohe Stimmen. Sie kannte den Saal wohl, in dem Thomsen sein Kolleg las. Vor der Pforte stand der alte Universitätsdiener. Sie nickte ihm zu und fragte, ob sie nicht einmal die Treppe hinaufgehen und einen Augenblick durch die Türspalte nach ihrem Mann sehen könnte?

Warum nicht? Der alte Graubart schwärmte für junge Professorenfrauen.

Sie stieg die steinernen Stufen empor, die so ausgetreten waren von den schnellen Schritten der vielen Generationen, die lernbegierig über sie dahingeeilt. Die Tür stand angelehnt, und durch die Spalte sah sie beides: die Zuhörerschar, die jungen Köpfe mit den andächtigen Mienen, die blonden und die braunen, die glatten und die zerhackten — und hinter dem erhöhten Katheder ihn, den jungen Gelehrten mit den mageren, ernsten Zügen, in dessen Augen, während er sprach, ein blaues Feuer loderte, das sie noch nie an ihm erblickt. Von Elektra redete er, von der starken, leidenschaftslosen, fast männlichen Natur der Pelopstochter — und mit beredten Worten legte er ihr Bild auseinander, wie Aeschylos es für die Unsterblichkeit gezeichnet hat — was sie besaß: den großen Zug ihres Hauses — und was ihr fehlte: der weiche Zauber der Anmut, jenes sanfte, hingebende Etwas — das Goethesche ‚Ewig-Weibliche‘.

Da biß Sylvia ihre feinen Lippen in herbem Spott aufeinander. Also auf solche Frauen-

gestalten verstand er sich! Ueber die zerbrach er sich den Kopf — die waren sein Departement! An der Lebendigen ging er vorüber, liebelos und verständnislos; eine mythologische Figur mußte man sein, um seine Gedanken zu beschäftigen.

Langsam schritt sie die Stufen hinab. Sie war innerlich ganz fertig mit ihm; sie wußte: nach diesem Leben sehnte sie sich nie zurück.

Als Thomsen die Universität verließ, begegnete er Herrmann, der mit seinem großen, wildgebogenen Schlapphut an der Sonnenseite des Grabens gemächlich entlang schritt.

„Guten Tag, Sie Glücklicher!" rief er mit seiner verbissensten Miene.

„Glücklich?" fragte Thomsen, „ich wüßte nicht, daß ich zu diesem Adjektiv irgendwelchen Anlaß gäbe."

„Weil Sie da in Athen etwas ganz Famoses zustande gebracht haben! Und das ist Glück. Ich habe Ihr Manuskript diese Nacht beendigt und weissage Ihnen, daß Ihre Gegner in die Mauselöcher kriechen werden, und wenn erst der letzte Teil fertig ist und auch so tadellos wie dieser, so wird Ihr Buch wie ein neues, stolzes Schiff sein, das, getauft auf Ihren Namen, gelassen und stürmesicher auf das hohe Meer der Kritik hinausfahren kann."

Thomsen blickte schwermütig vor sich nieder. „Und der letzte Teil? Wer garantiert mir denn, daß er ‚wird'? Ach Herrmann, das ist ja nichts für mich, so wie ich lebe! Ueberall Zwang und Rücksicht . . . die Flügel werden einem an allen

Enden angebunden, und alles noch dazu in der besten Meinung von der Welt! Zum Beispiel: allein schon die zwangsweise Regelmäßigkeit der Essensstunden! Sie wissen, wie ich meine Mutter verehrt habe, aber was hat auch sie, die Gute, mich schon damit gequält! Wie oft schallte in meine besten Ideen hinein der Mittagsgong und verscheuchte die sich verdichtenden Visionen. Und ist es denn nicht ganz gleichgültig, ob der Mensch eine Stunde früher oder später an sein Beefsteak gelangt? Steht das in irgend einem Verhältnis zu der Wichtigkeit der Rätsellösung, der man vielleicht gerade auf der Spur ist? Dann macht man sich auch noch Vorwürfe, daß man nicht geduldiger ist, nimmt sich zusammen, wird immer empfindsamer, immer leichter gereizt. Ich bin ja schon so, daß ich fast Nervenzuckungen bekam, wenn ich zum Beispiel den Säbel meines kleinen Schwagers rasseln hörte — und unter solchen Verhältnissen soll mein dritter Band zustande kommen!"

Sie waren vor Thomsens Haus angelangt.

„Wollen Sie nicht mit herauf? Der Säbel ist nicht mehr zu fürchten! Meine Frau ist mit seinem Besitzer in Weimar. Ich habe da ein paar neue Photos liegen vom Mausoleum zu Halikarnaß."

Herrmann folgte ihm. Auf Thomsens Büchertisch lag Sylvias Brief. Er nahm ihn mit der einen Hand, mit der andern zog er die Photographien unter einem Stoß frischbeschriebener Bogen hervor.

„Ist es nicht aufregend," sagte er, „dies alte Wunder der Welt? Das waren doch andre

Ambitionen, als wenn man Eiffeltürme baut! Ich sehe sie vor mir, die karische Königin, die den geliebten Gatten betrauert und diesem Schmerz ein Riesendenkmal setzt, nicht ahnend, daß ihr toter Mausolus für ewige Zeiten und für die Sprachen zukünftiger Jahrtausende den Namen hergeben wird für alle Grabmäler dieser Art. Wenn sie's gewußt, vielleicht daß es sie stolz gemacht hätte, die trauernde Artemisia!"

Er erbrach Sylvias Brief — er hatte unbestimmte Angst vor einem unbequemen Vorschlag.

„Und sehen Sie einmal hier den Wagenlenker an — von Skopas soll er sein —"

Herrmann beugte sich über das Blatt, auf dem sich aus den braunen Tönen der Reproduktion mystisch die Gestalten der Vorwelt hoben.

„Um Gottes willen!" rief Thomsen plötzlich, „nein, das geht nicht, das geht um alles nicht!"

Herrmann fuhr auf. Er sah, wie fahl der Freund mit einem Male geworden war, wie er den Brief auf den Tisch fallen ließ. Thomsen biß sich auf die Lippen und ging ans Fenster. Er preßte sein Gesicht gegen die Scheiben. Drunten im Garten blühten große, weiße Lilien, sie erinnerten ihn an Sylvia. Er starrte sie an. So hell und unschuldig standen sie da.

„Nein, das geht nicht!" wiederholte er.

Herrmann hatte den Brief genommen — gelesen. Nun legte er ihn leise zur Seite.

„Was sagen Sie dazu?" rief Thomsen, ihn an der Schulter packend.

„Ich hab' es niemals anders erwartet," versetzte Herrmann zögernd. „Nur eins wußte ich

nicht, ob sie von selbst gehen oder ob Sie sie einmal fortschicken würden."

„Das haben Sie gedacht und mich nicht gewarnt?" rief Thomsen.

„Gewarnt? Wovor?"

„Nun, so zu sein, wovon dies die Folge ist, sie so zu vernachlässigen, sie fortzutreiben! O, das war schlecht von mir!"

Er sank in den Stuhl und vergrub sein Gesicht in den Händen. Herrmann strich ihm mit linkischer Gebärde väterlich über das Haar. „Ja, nun rasen Sie sich nur erst ein paar Selbstvorwürfe von der Seele, bei kälterem Blut werden Sie dann einsehen, wie ungerecht Sie gegen sich selber sind. Der Entschluß Ihrer Frau war ja doch eine reife Frucht."

„So was kann man aber doch nicht zugeben!" rief er. „So was muß man doch gutzumachen suchen. Ich will sofort nach Weimar fahren und versuchen, anders zu leben. Mein Gott, ich hab' ja gar nicht geahnt, wenn sie so apathisch dasaß, daß sie die Verhältnisse so tragisch nahm! Ich bin auch nicht gut gegen sie gewesen. Ich war oft so gereizt, so ungerecht — und noch gestern hab' ich sie in ihrem Bruder gekränkt —, ich will zu ihr, baldmöglichst!"

„Das werden Sie nicht," sagte Herrmann, „Sie werden Ihr Buch zu Ende schreiben!"

„Das Buch?" Er lachte. „Nein, mit dem Buch ist's nun aus. Sie muß wiederkommen. Ein neues Leben muß anfangen —"

„Und auf wie lange? Bis Sie ganz mürbe sind? Thomsen, ich kenne Sie! Sie führen es ja doch nicht durch — oder auf Kosten dessen,

was Ihre Größe ist. Thomsen, ich rate Ihnen: werfen Sie Ihren Freibrief zur Größe nicht hin für das Bewußtsein, den braven Ehemann zu spielen, den biederen Charakter! Sie waren nicht schlecht, und wären Sie's gewesen, so war es um einen hohen Zweck. Sie hatten recht, so zu sein, die Arbeit kommt vor der Frau," — er starrte vor sich hin, als gedenke er einer eignen traurigen Erinnerung —, „das heißt, wenn man seine Frau nicht zufällig bis zur Raserei liebt, und das tun Sie ja nicht, Thomsen."

Thomsen schüttelte den Kopf. „Schon um meiner Mutter willen darf ich sie nicht aufgeben."

„Ja, das fehlte noch!" rief Herrmann. „Das wäre so die rechte Höhe! Der Mutter zu Gefallen haben Sie's getan! Der Mutter zu Gefallen laufen Sie immer weiter in Ihr Unglück, als ob damit Ihrer Mutter gedient wäre, und ein Unglück bleibt's. Holen Sie sie wieder, gut! Versuchen Sie's mal wie Herkules am Spinnrocken mit dem Eingehen auf weibliche Begriffe und Interessen. Wissen Sie, wie eine alte Tante, die ich da irgendwo am Rhein besitze, solche Existenzen, wie die Ihre dann würde, zu nennen pflegt? — ‚Durch die Ehe gebrochen‘!"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Na, Sie haben sich ja mir gegenüber öfter über dies Thema geäußert, zu Zeiten schon, als mir's noch beinah peinlich war. Darum kann ich deutsch reden. Sehen Sie, Ihre Frau! Ich selbst habe immer ein leises Tendre für sie gehabt, hab' es im Grunde noch, denn ich liebe Schönheit als solche, aber außer dieser Schönheit besaß sie auch keine einzige Eigenschaft, die sie

befähigt hätte, gerade Ihre Lebensgefährtin zu sein. Eins will ich anerkennen. Meist rennt einem dies äußerlich so bevorzugte Genre mit einem dritten davon —, sie aber ist moralisch musterhaft. Alle Achtung davor bei solcher Schönheit! Aber im übrigen fort mit ihr! Löschen Sie sie weg aus Ihrem Leben. Platz für das Buch!"

Thomsen seufzte schwer. „Ich kann nicht!"

„Gestehen Sie mal eins, Thomsen! Seit Sie verheiratet sind, fühlten Sie sich ein halbes Jahr lang glücklich. Das war die Zeit in Athen. Na, also! Probe aufs Exempel. Und was Ihre Frau betrifft, so wird sie fern von Ihnen auch glücklicher sein. Sie ist ja schön und jung. Ihr steht das Leben offen. Sie bietet Ihnen hier freiwillig das Geschenk Ihrer Freiheit an! danken Sie ihr — und nehmen Sie die Gabe, die kostbarste von allen!"

„Ich kann nicht!" wiederholte Thomsen. Er sank in seine vorige Stellung zurück. Auf das Bild des Mausolusgrabes stützte er den Ellbogen und sann gedankenvoll auf das Bild herunter.

„Dann versprechen Sie mir wenigstens eins," fuhr Herrmann eindringlich fort. „Fahren Sie jetzt nicht zu ihr. Ueberstürzen Sie nichts. Warten Sie zwei Tage mit der Antwort — sie schlägt es ja selbst vor. Und bleiben Sie bis dahin nicht zuviel allein! Kommen Sie mit mir, jetzt gleich. Wir wollen in die Wälder wandern und uns ins Moos legen — der Natur uns nahe fühlen —, uns ist es ja gottlob vergönnt, ‚in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freunds, zu schauen'."

Thomsen wurde ruhiger. „Ich will auf die Leuchtenburg fahren," sagte er, „sie war gestern dort, vielleicht hat sie mit ihr gesprochen — mit dem vernünftigen Frauenzimmer da oben —"

Er erhob sich seufzend.

„Gehen Sie nur," sagte Hermann, „die wird Ihnen schon klar machen, was Ihre Pflicht ist! Die mit ihrer caboche solide!"

Herrmann ging — er kam am Kamin vorüber, auf dessen Sims Sylvias Bild stand, die Brautphotographie mit dem harmlos-träumerischen Blick in dem feinen Angesicht, das halb Fiesole, halb Botticelli war.

Er stutzte einen Moment. Er hatte seinem Freund keinen andern Rat geben können, hatte nach seinem Gewissen gehandelt, und doch kam er sich vor jenem Bilde mit einem Male vor wie jene barbarischen Fanatiker der Reformationszeit, die von den katholischen Altären die schönsten Statuen herabrissen, um sie in Flüsse zu versenken oder in Flammen zu schleudern.

12

Es war ein Leutnant bei Reifensteins zum Kaffee. „Jedes Haus hat seinen Leutnant" — auch das Reifensteinsche. Die Uniform war stets dieselbe — immer Nummer so und so — nur der Inhalt wechselte. Diesmal schien es ein regelrechter Epouseur, aber Irene zweifelte noch, ob sie ihn nehmen, kaltstellen oder abfahren lassen sollte? Alack hing an des Leutnants Lippen. Sobald ein Größerer sprach, verstummte er völlig. Vom Haupte jeder

höheren Charge ging für ihn vorläufig noch „Ehrfurcht wie ein heiliger Schauer“ aus.

In die Kaffeesitzung hinein kam unangemeldet Sylvia. Irene ärgerte sich etwas, denn ihr Kommen unterbrach gerade die tiefsten Fragen des buddhistischen Glaubens, die der Leutnant mit großer Zungenfertigkeit vor ihr und Alack aufrollte. Der Leutnant kam auch trotz Sylvias Ermunterung mit seiner Suade nicht wieder in Gang, da ihre Erscheinung ihm einen vollständigen coup de foudre versetzte, den Alack mit Hochgefühl merkte und begriff.

Sylvia saß gedankenlos mit dem Trio auf der Terrasse. Sie schaute schweigsam in die Wipfel des Parkes. Irenes Neckereien, Alacks Lachen, der süddeutsche Tonfall des Leutnants, alles klang ungehört an ihr vorbei. Sie dachte nur daran, daß sie frei sei, ungefesselt, daß alle Pein der letzten Wochen von ihr abgefallen sei. Endlich ging der Gast. Er nahm Alack zum Dämmerschoppen mit fort. Seine feinen Stiefeletten knirschten auf dem Kies, krachend flog das Gitter ins Schloß.

Irene nickte ihm nach. „Wie findest du ihn? Es ist doch mal was andres! Er liest Tolstoi und kann ganz allerliebste Zigarrenetuis in Leder punzen — so mit Wappen darauf. Aber was hast du, Sylvia? Gefällt er dir nicht?“

Sylvia starrte noch immer ganz versonnen in die Wipfel. „Irene,“ sagte sie, „ich hab' den Kopf so voll — ich muß dir etwas mitteilen, was dich vielleicht wundern wird, aber es ist fest beschlossen. Nur möcht' ich nicht, daß Alack

heut schon davon erführe — ich werde mich von meinem Manne trennen —"

„Sylvia!" rief Irene entsetzt. Dann plötzlich neugierig: „Ich wußte ja gar nicht, daß du jemand in der Hinterhand hattest — wen denn?"

Sylvia lächelte spöttisch. „Das ist doch ganz wie du! Où est l'homme? Ueberall — aber du überschätzest mich! So romantisch bin ich gar nicht."

Irene zog ihren Stuhl näher an Sylvia. „Ist's dein Ernst?"

„Ja!"

„Na, hör mal, dann sag's nur Papa und Mama nicht! Die sind höllisch streng in so was. Geschiedene Frauen sind denen ein Greuel. Papa wirft dich einfach die Treppe hinunter, so korrekt wie er nun mal ist."

„Ich wußte gar nicht, daß er so enorm korrekt ist. Dann wundert's mich nur, daß er dir all deine Flirte so ohne weiteres erlaubt?"

„Flirte, liebe Sylvia," sagte Irene lehrhaft, „sind etwas ganz andres, etwas sehr Harmloses im Vergleich zu Scheidungsgeschichten. Ich rate dir, Sylvia, geh zu deinem Mann zurück, wenn's wahr ist und du mich nicht bloß zum besten hast! Kein Mensch wird begreifen, daß du ihm davonläufst — bei einer so brillanten Versorgung und ohne Grund."

„Wir lieben uns nicht, das ist doch wohl Grund genug. Und die Versorgung! Ich mag nicht brillant versorgt sein — ohne Liebe. Das geht mir wider die Ehre."

„Du bist rein überspannt!" versetzte Irene. „Du hättest eben deinen Mann besser ziehen sollen.

Statt dessen läßt du ihn in der Gelehrsamkeit herumwildern. Wirf doch seine Bücher in die Saale, und zwing ihn, daß er ordentlich mit dir auf Bälle geht."

„Bitte, mach keine Witze! Ich gehe nicht zu ihm zurück. Das ist eine sehr ernste Sache."

„Und ob! Besonders für deine Eltern!"

„Ja, Irene, es ist mir auch nicht leicht, meinen Eltern wieder zur Last zu fallen — ich meine finanziell. Und wäre Lili nicht so glänzend versorgt, so würde ich wohl überhaupt nicht den moralischen Mut gefunden haben, meine bisherige Existenz von mir zu werfen. Aber Lili ist ja so reich, und was ich Alack bisher an Zuschuß gab, wird sie ihm doch mit Leichtigkeit geben können. Und schließlich ist ja noch der Onkel in Neutomischel da, der doch schon öfters vor dem Riß gestanden hat. Um Alack ist mir also nicht bange. Und ich selbst werde versuchen, etwas zu erwerben. Da ich doch leider so absolut talentlos bin, dachte ich an eine Stellung — irgendwas —, ich habe natürlich noch nicht näher darüber nachgedacht."

„So, eine Stellung? Wie denkst du dir das? Gouvernante? Na, hör mal, Sylvia! Für das, was unsereins gelernt hat, gibt uns keiner einen Pfennig."

„Das ist leider wahr. Ich dachte auch mehr an eine alte Dame. Sie suchen so oft in Zeitungen eine Gesellschafterin. Und mit alten Damen komme ich ganz gut aus; das weiß ich von Frau Thomsen her. Ich möchte eine nette, alte Dame, eine stille Stadt — und Vorlesen und Spazierengehen unter Lindenbäumen."

„Na, du bist bescheiden! Aber laß die alte

Dame nur schwimmen. Das werden deine Eltern gar nicht dulden. Wenn du wirklich die große Dummheit begehst, bleibt dir nur eins übrig: du mußt zeitlebens in Delft bleiben, das ist das einzig Korrekte."

Sylvia musterte Irene. In der Stimme der Freundin lag überlegene Geringschätzung.

„Es gibt zweierlei Arten von Korrektheit," sagte sie langsam, „die eine, die man gegen die Welt haben muß, die andre gegen sich selbst. Die letztere ist die meine."

„Bitte, sage nur meinen Eltern nichts von dieser Idee, die steigen in die Luft!"

Sylvia stand mechanisch auf. „Ich reise morgen."

„Zu ihm zurück?"

„Nein. Zu meinen Eltern. Mit Alack bis Hannover. Den möcht' ich noch vorderhand damit verschonen. Es ist mir auch sehr recht, wenn deine Eltern noch nichts erfahren, denn ich merke schon: Verständnis gibt's nicht viel auf der Welt."

„Nein, für solche Dummheiten nicht. Da kann man nicht dringend genug abwarnen. Dein Mann hat sicher eine Million im Hintergrund. Siehst du, von Reis stammt er doch! Reis ist so günstig wie Seife. Reis wird immer gebraucht. Bedenk doch: Apfelreis, Reis à la Trautmannsdorf, risotto! Und du, als wenn's ein falscher italienischer Pfennig wäre," — und sie machte die Bewegung, als würfe sie etwas verächtlich in den Sand. „Aber da kommen Papa und Mama von ihrem Diner zurück. Nun verstell dich nur ordentlich."

„Das bin ich ja gewohnt," sagte Sylvia fröstelnd.

Der Abend ging lärmend hin. Irene spielte Klavier, und Alack sang Couplets. Der alte Reifenstein legte Patience und Irenes Mutter sah zuweilen teilnahmvoll auf Sylvia, die so müde am Fenster lehnte. Alack parodierte zum Schluß Ellen Schmidts burschikose Art sich zu bewegen und bei Kraftstellen ihrer Auseinandersetzungen auf den Tisch zu schlagen. Sylvia verteidigte sie so sehr, daß Alack ganz reuig wurde.

„Aha!“ flüsterte Irene ihr zu, „nun weiß ich, wer dich aufgehetzt hat! Weißt du übrigens, was Papa von Ellens Broschüre sagte? Revolutionär sei sie! Sie hat dich wohl angesteckt? Na, warte nur, deine Eltern werden dir schön heimleuchten — und du, Sylvia, ich kenne dich doch, du hast ja gar nicht die Energie, etwas durchzusetzen! So'n handfestes Rauhbein wie Ellen Schmidt, die setzt was durch, aber du mit deiner Empfindsamkeit — na, ich warne dich — in aller Freundschaft,“ — und sie klopfte ihr ganz gutmütig auf die Schulter; es tat ihr wahrhaftig leid, daß Sylvia aus ihrer guten Assiette herauskommen sollte.

Alack begriff nicht recht, warum er in seinen kurzen Urlaubstagen wie ein Perpetuum mobile von einem Ort zum andern geschoben wurde. Sylvias plötzlicher Entschluß, nach Delft zu reisen, hätte ihn stutzig machen müssen — aber ausschließlich beschäftigt mit seiner eignen Person und ihrer Wirkung auf andre nahm er alles gedankenlos hin, weil ja alles angenehm war, was mit Sylvia zusammenhing. So dampfte er

seelenvergnügt mit ihr nach Hannover. Und sie ließ ihm eine Gnadenfrist solange als möglich. Sie versuchte, heiter zu sein, kaufte ihm von allen angebotenen Viktualien, lächelte über den unstillbaren Fähnrichshunger und sah ihn dazwischen ganz mitleidig an. Schließlich mußte sie ihm den Stoß ja doch versetzen.

Und sie tat's denn — eine Stunde bevor ihr nächtlicher Kurierzug abging, an dem abgeräumten Hoteltisch in Hannover, an dem sie mit ihrem letzten Geld Aiack ein letztes Mal gut gefüttert hatte.

Er glaubte ihr gar nicht; es kostete sie Mühe, bis er zu glauben begann. Und da ging mit einem Male eine Veränderung in seinem Gesicht vor, die ihr schmerzlich wehe tat. Der alte Ausdruck kam in das junge Fähnrichsgesicht — der gewisse sorgenvolle Blick, den er als kleines Kind schon zuweilen gehabt, wenn er als brave Familienstütze frühmorgens ans Einheizen ging, wenn er so frühzeitig weise von dem Geld geredet hatte, das nicht da war — jener Blick, den enge Verhältnisse zuweilen in Kindergesichter zeichnen.

„Sylvia," sagte er tief betroffen, „das ist doch unmöglich, so dumm wirst du doch nicht sein?"

„Dumm?" erwiderte sie. „Ich glaube, bisher war ich dumm. Jetzt bin ich klug geworden. Wir lieben uns nicht — warum sollen wir also zusammenbleiben? Wenn du bessere Augen hättest, würdest du es doch gesehen haben."

„Aber Ulrich war doch immer so nett gegen dich!"

Sie lachte bitter auf. „So nett? Aiack, das erinnert mich an frühere Zeiten. Da sagte ich's ja auch immer: ‚so nett!' Das war mein Stichwort für ihn. Ich wundere mich nur, Aiack,

daß mir die Leute nicht ins Gesicht lachten, wenn ich mit diesem ‚so nett!‘ kam. Nein, Alack, ‚nett‘ — das genügt auf die Dauer nicht."

Alack wurde nachdenklich. „Aber er ist doch nicht nur nett — er ist doch auch bedeutend. Ich weiß es gewiß. Als ich in Potsdam abfuhr, hat mich der Hauptmann noch gefragt, ob mein Schwager der bekannte Thomsen sei, der die schöne Broschüre über griechische Unsterblichkeit oder so was geschrieben hätte? Dann hätte ich ja einen famosen Schwager, zu dem man mir gratulieren könnte."

„Bedeutend!" sagte Sylvia. „Das mag sein. Aber was nützt mir seine Bedeutung? Wie Kälte geht's von ihm aus. Wie am Nordpol ist mir bei ihm zumute. Wenn er weniger bedeutend gewesen wäre und etwas mehr von Liebe verstanden hätte, so würde mir wohler gewesen sein."

Alacks Augen wurden groß. Mit einem Male sah er in Lebenskonflikte, in ungeahnte Schwierigkeiten, wie in ein geheimnisvolles Buch.

„Dann wirst du also eine geschiedene Frau sein," sagte er leise. „Das tut mir leid, verdammt leid! Siehst du, in Potsdam wohnt eine ganz nahe bei uns. Sie geht täglich mit ihrer alten Mutter spazieren. Jung ist sie noch, und hübsch auch — nur so blaß. Und alles guckt sie an. Eine geschiedene Frau — da darf man schon fixieren —"

„Alack, du redest wie ein Kind, das du ja auch im Grunde noch bist. Mach du mir nicht auch noch Vorwürfe! Die werd' ich schon von andern genug bekommen. Die Tatsache ist nun einmal da, und später wirst du auch die Gründe ver-

stehen und billigen. Und wenn mich die Menschen geringer achten wollen dieser Sache wegen, um die ich mich höher achte, so mögen sie's tun, mir macht's nichts aus."

Sie stützte den Kopf in die Hand. Alack sah verzweifelt zu ihr hin. Ja, vielleicht verstand er so etwas noch nicht — aber das wußte er: etwas Inkorrektes tun und dann auf das Urteil der Welt pfeifen, das taten alle in schiefen Lagen — das war etwas Gräßliches — etwas, das gesellschaftlich richtete. Und seine geliebte Sylvia sollte diesem Los verfallen, sie, die das Beste in seinem Leben war!

„Dir bleibt nur eins übrig," sagte er, genau wie Irene, „eine Art Existenz, die in Ordnung ist: du mußt immer in Delft bleiben — weißt du, was das heißt?"

„Nein," sagte Sylvia. „Ich habe andre Pläne. Du weißt wohl, daß Papa und Mama noch immer Schulden abzubezahlen haben von Lilis Hochzeit her, wo's doch so wie in einer Krösusfamilie zuging. Bei uns wurde ja eigentlich alles nach außen immer viel nobler gemacht, als sich's mit den Finanzen vertrug. Gespart wurde doch nur hinter den Kulissen. Und darum möchte ich mit der Zeit doch auch etwas zu erwerben versuchen. Vielleicht finde ich eine passende Stellung."

Alack fuhr auf und sah beinahe zornig in das reizende Gesicht der Schwester. „Stellung? Du? Als wenn du nicht für jede Art von Stellung viel zu hübsch wärst! Erscheinungen wie du haben kein Glück mit so was. Dir würde dein Gesicht überall so im Wege stehen, wie andern ein sehr viel schlimmerer Haken. Du bist eben außergewöhnlich hübsch, und da du nun künftig-

hin eine geschiedene Frau sein wirst — und da du leider nicht katholisch bist, um in ein Kloster gehen zu können —" fuhr er heftiger werdend fort.

Sylvia brach in Tränen aus. „Alack, quäl mich nicht! Mir ist ja auch alles gleich. Ich will ja in Delft bleiben, wenn ich soll. Ruhe werd' ich da ja finden. Und die ist auch was Gutes —"

Alack streichelte ihr die Finger. „Verzeih mir... aber mir ist zumute, als wenn mir was Schönes zerschlagen würde! Beruhige dich doch! Ich will ja auch den Eltern gegenüber deine Partei nehmen — ich will dir beistehen, wie ich kann —, aber verwinden, Sylvia, werd' ich's nie."

Sie sah ihn mitleidig an. Er hatte Unglück mit seiner Schwester, aber helfen konnte sie ihm nicht.

Ein paar Offiziere traten ein und setzten sich an den Nebentisch. Sylvias Erscheinung elektrisierte sie. Alack sah es wie immer, halb mit Schmerz diesmal. Er fühlte auch, wie sie ihn beneideten, daß er die schöne Blondine kannte, und, stolz auf die Zugehörigkeit zu ihr, zog er seinen Stuhl näher an sie heran und flüsterte eifrig auf sie ein.

„Wenn du dich schon so anstellst, kleiner Alack, was werden dann erst Papa und Mama sagen."

„Da sei nur ruhig. Die werden sich schon freuen, wenn eines von uns kommt. Einsam ist's ihnen doch so ohne Kinder da oben beim Porzellan und den Kanälen. Und schließlich! Lili ist ihnen ja von der Tasche, und ich — das hab' ich mir soeben fest gelobt —, sobald es angeht, heirate ich reich. Wenn ich nur erst das polizeilich erlaubte Alter habe! Und dann ziehst du zu

mir, Sylvia! Mama — na, die wird dich nicht begreifen — aber weißt du, Papa, der ist doch au fond eine Seele von Mann! nur, daß er so bei seiner Art der Existenz nicht viel Gelegenheit hatte, Seele loszuwerden. Aber nun er den bunten Rock aus hat, flucht und poltert er auch nicht mehr. Nun lebt er ganz beschaulich und pappt Briefmappen und malt auf Porzellan. Alles gemütlich. Und dann geht er viel spazieren — immer rund um Delft — —"

„Und Mama?"

„Die häkelt den ganzen Tag und kocht Kaffee in einer neuerfundenen Maschine. Und dann schläft sie viel. Ich glaube, sie schläft alle die Müdigkeit aus, die sie in den langen Garnisonwintern angesammelt hat beim Töchterausführen und Männersuchen. Und einmal im Jahr komme dann ich — das heißt: wenn jemand das Reisegeld aufbringt."

„Nun weiß ich ja, was aus mir wird," sagte Sylvia. „Ich werde mit rund um Delft laufen und beim Kaffee helfen und beim Häkeln. Und ich werde viel glücklicher da oben sein, als ich war, denn, Alack: nicht wie einen die Leute ansehen — wie man sich selbst erscheint, das ist die Hauptsache! Und nun zum Bahnhof. Nun geht's hinaus aus Deutschland. Und wer weiß, wann ich wiederkomme? Vielleicht erst zu deiner Hochzeit!"

Sie gingen. Alack beherrschte sich gewaltsam. Er wollte Sylvia nicht weh tun, wollte ihr etwas sein — ein Ratgeber, eine Stütze. Sein Säbel rasselte gar nicht mehr; auch der schien melancholisch geworden. Der lustig schwatzende Fähnrich, der

so froh und kindisch seinen Urlaub genoß, hatte sich in den stillen, altklugen Pessimisten verwandelt, der auf dem Untergrund von Alacks Seele stets gewohnt.

Als Sylvias Zug aus der Halle sauste und die weiße winkende Hand im Abenddunst verschwand, wurden ihm die Augen feucht.

Ein weinender Fähnrich ... nein, das war unvereinbar mit der Würde. Und er schluckte die Tränen herab und fluchte einen Exerzierplatzfluch zwischen den Zähnen auf Gelehrtentum und Wissenschaft ...

Sylvia fuhr im nächtlichen Kurierzug nordwärts durch die Lande. Berge und Städte flogen vorbei, düstere Umrisse, über denen blitzende Sterne standen. Dann aber wurde die Frühlingsnacht taghell. Durch den großen Industriebezirk der Rheinprovinz ging die Fahrt, wo die elektrischen Ballons ihr Silberlicht über den Rauch der dampfenden Schlote gossen, über die steilen Fabrikprofile, die aufgeschütteten Kohlenberge, über diese ganze Welt der rastlosen Arbeit.

Mit staunendem Auge sah Sylvia dies fremde Bild. Und sie bekam plötzlich ein Gefühl davon, wie riesig doch die Erde sei, wie viel Sphären es gab, die sie nicht kannte und ahnte — und das tröstete sie plötzlich. Ihr eignes Los schien ihr unwichtig.

Im fahlen Schein des aufschimmernden Tages tauchte der Rhein auf, ein flacher, matter Streifen im öden Land. Der Morgen dämmerte. Die Grenze kam.

Sie hatte kein Auge geschlossen. Weshalb auch? Schlafen konnte sie noch genug an den

stillen Grachten droben. Ihr war, als fahre sie in dieser Nacht aus ihrer Jugend hinaus, als sänke diese hinter ihr ins Wesenlose zurück mit all ihren guten und schlimmen Stunden. Ein Gefühl großer Wandermüdigkeit überkam sie.

Auf den zahllosen bunten Affichen des Bahnhofs von Zevenaar spielte das Frühlicht. Die holländischen Grenzwächter standen da, müde und verschlafen, die jungen Zollhüter, die immer galant gegen schöne Reisende sind und nur rauh gegen höhere, freudlose Semester. Sie halfen Sylvia leicht über die Grenze. Die fremde Sprache, von der ihre Mutter ihr einst zum Spaß ein paar Brocken gelehrt, umtönte sie, behaglich, glatt, schwunglos ...

Und immer „holländischer" wurde die Landschaft. Da waren die schnurgeraden Kanäle, die durch die Wiesen schlichen, die genau wie Photographien die Bäume an ihrem Rande spiegelten, die weißen Fensterrahmen der spitzen Häuser, die Treckschuit, die langsam über die braune Flut glitt Städte flogen vorbei, von Wällen umgürtet, vom Frühling geschmückt — Schiffsmasten auf dem Wasser — Kirchtürme mit hohem Glockenstuhl. Und Sylvia sah es diesem Lande an, wie gut es sich dazu eignen werde, Erfahrungen in ihm zu vergessen, Tage zu verträumen — vielleicht sich darin tot zu langweilen ... Durch die Morgenstille sauste mit rasender Geschwindigkeit der Kurierzug und riß seine Insassen gewaltsam mit sich fort, von einem Ort zum andern, aus einem Leben ins andre ...

13 Delft, . Aug. 189 . .

„Mein lieber Alack!

Ich bin allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich hier eigentlich leidlich glücklich bin. Vielleicht weil ich geringe Ansprüche mache und etwas weniger prätentiös als Irene über Glück denke. Es haben sich aber im Laufe des Sommers alle Wogen so angenehm geglättet. Papa und Mama haben den Anfangschok überwunden und sind zufrieden, daß ich hier bin.

Mama wird mich natürlich in der gewissen Sache nie verstehen, da sie nur Tatsachen begreift, nicht die Gründe, die sie verursachten. Aber Papa steht ganz auf meiner Seite. Er billigt mein Verhalten durchaus. Ich habe ihn allmählich ganz zu mir herübergeredet. Weißt Du, manchmal ist's doch gut, Offizierstochter zu sein! Wenn man sagt, das und das ging mir wider die Ehre, so leuchtet das einem Soldaten ein. Er betrachtet mich jetzt schon gar nicht mehr wie anfangs mit vorwurfsvollem Blick als inkorrekteste der Frauen. Wenig fehlt, und ich schwebe ihm überhaupt nicht mehr als geschieden, sondern als verwitwet vor.

Uebrigens hat sich in der Korrespondenz mit Jena — Papa wollte nicht, daß ich auch nur noch eine Silbe dorthin schrieb — Thomsen von einer musterhaften Seite gezeigt, wie ja überhaupt in den schriftlichen Lebensäußerungen von jeher seine Force lag. Mama war so hingerissen

von diesen gutstilisierten Briefen mit ihren großmütigen Vorschlägen, die ich Dir lieber mündlich mitteile, daß sie mein ablehnendes Verhalten „bockig" und „verstiegen" fand. Sie fühlte nicht, wie ich, daß diese Briefe zwar edel waren und ritterlich — aber eisig kühl! Der ganze Thomsen in solchem Brief! Ich weiß aber, daß diese Briefe Papa die Genugtuung verdoppelten, das Tischtuch trotzdem mit aller Energie entzwei zu schneiden — und aus diesem Grunde war ich ihnen dankbar. Sie haben mir den Uebergang sehr erleichtert.

Papa korrespondiert noch beständig in meiner Angelegenheit, aber ich erfahre keine Details mehr und bin dankbar dafür. Er hat sich sogar ein kleines grünes Buch gekauft, in dem er erhaltene und beantwortete Briefe einzeichnet. Meist entwirft er drei Konzepte für die Antworten, liest sie Mama vor, die oft noch eine kleine Grobheit hineinkorrigiert, und schreibt das Konzept dann wunderschön ab. Zu meinem Trost sage ich mir, daß ihm das viele Korrespondieren mehr Unterhaltung als Mühe macht. Er hat auch mit Reifensteins über meinen Fall verhandelt, meinen bisherigen „besten Freunden". Herr von Reifenstein riet, mich zwangsweise nach Jena zurückzuschicken, Irene hat mich empört „fallen gelassen" — nur Frau von Reifenstein schrieb einen sehr liebenswürdigen, gütigen Brief voll aufrichtigen Bedauerns über meinen Schritt, für den sie — Ibsen und Ellen Schmidt zu gleicher Zeit die Schuld beimißt und mich als eine logische Konsequenz der ungesunden Ideen hinstellt, die heutzutage in den Köpfen der Frauen spuken.

Armer Alack! Du bist eigentlich zu jung,

um solche Ideen zu hören — aber warum fragtest Du nach Reifensteins? Siehst Du: eine „beste Freundin", aber nur eine sogenannte! Und wieviel Eis hab' ich einst mit ihr gegessen, wieviel Geheimnisse mit ihr geteilt! Schütze Dich der Himmel vor ähnlichen Kameraden!

Papa hat ihnen energisch seinen Standpunkt klargemacht. Vater Reifenstein hat tief pikiert geantwortet. Mit denen wär's also aus ... Ibsen und Ellen Schmidt — die Zusammenstellung hat mich sehr amüsiert. Beide sind unschuldig — ersterer wenigstens gewiß, denn ich kenn' ihn kaum. Mit der „logischen Konsequenz" hat Frau von Reifenstein vielleicht eher recht — nur daß es sich nicht um ungesunde Dinge handelt — sondern um gesunde!

Aber ich schreibe lauter Dinge, die zu hoch für Dich sind! Das kommt, weil Du nach wie vor noch der einzige Mensch auf Erden bist, mit dem ich mich rückhaltlos aussprechen kann. Bitte, werde recht schnell ganz erwachsen, daß Du mich bald ganz verstehen lernst."

Delft, . Sept. 189..

„Sorge Dich nicht um mich, kleiner Alack. Ich bin ganz zufrieden. Delft ist doch eigentlich sehr hübsch. Ueberhaupt scheinen einem die Dinge doch meist so, wie man sie sehen will.

Ob Du nach den Manövern kommen darfst? Ich glaube, wir werden es uns leisten können. Wir leben hier enorm billig, und ich denke, Papa und Mama müssen bald die letzten Gläubiger los

sein. Ich bemühe mich, möglichst wenig Ausgaben zu verursachen, und schneidere mir selber Kleider. Außerdem hätten sich ohne meine plötzliche Rückkehr Papa und Mama doch eine „Stütze" anschaffen müssen, die das Teegeschirr aufwäscht, mit Papa spazieren geht und Mama vorliest. Das alles tue nun ich — voll Befriedigung, eine Lücke auszufüllen, und brauche mir nun eigentlich keine Skrupel mehr zu machen.

Alle Menschen hier, Verwandte und Bekannte, schweigen meine sogenannte „Vergangenheit" absolut tot. Das ist sehr angenehm für mich. Ich könnte allen die Hände küssen dafür.

Meine Unterhaltungen mit Papa drehen sich meist um Militaria. Ein neues Militärwochenblatt liefert jedesmal Stoff für dreimal rund um Delft. Wenn er etwas Interessantes über einen alten Bekannten darin findet, so leuchten seine Augen und Mama fährt von ihrer Häkelei auf. Wenn Du erst als Leutnant darin stehst, wie wird das werden!

Onkel Gruda ist jetzt von seiner Reise zurück. Er kommt oft des Abends zum Tee. Das erste Mal nahm ihn Papa mit in sein Zimmer und trug ihm meinen ganzen Fall vor; er sah mich nachher mit billigenden Blicken an und schüttelte mir beim Fortgehen so beifällig die Hand, als wolle er ein pantomimisches Bravo aussprechen. Das tat mir wohl. Er gilt für so klug.

Ich glaube, Onkel Gruda ist der einzige Mensch unsrer Bekanntschaft, der Zeitungen liest. Er ist so beschlagen in Politik und Kunst, er hat die halbe Welt bereist und die halbe Literatur gelesen — und wir sitzen still dabei, wenn er spricht, und hören zu und schauen aus dem Fenster, vor dem

die Gracht so phlegmatisch vorüberzieht und die Leute so phlegmatisch vorübergehen!

Ich glaube zuweilen, die Grachten stecken an..."

Delft, . Okt. 189..

„Onkel Gruda ist wirklich ein Lichtpunkt im hiesigen Leben, solch feiner, kluger Mann, der so vieles gesehen und über so vieles nachgedacht hat.

Gestern führte er uns durch seine Fabrik. So hübsch war es zu sehen, wie da von all den fleißigen Händen die blauweißen Herrlichkeiten zusammengezaubert wurden, die Delfter Kacheln mit den Mühlen und Schiffen darauf — und dann zu denken, wie sie in alle Welt gehen aus der kleinen, stillen Stadt heraus, und in ferne Menschenwohnungen ein charakteristisches Stück Holland tragen!

Außerdem hat mir Onkel Gruda zu einer neuen Liebe verholfen. Aber werde nicht zu neugierig, damit Dich der Name nicht zu sehr enttäuscht. Mein Held ist nämlich längst gestorben: Wilhelm von Oranien, der große Schweiger!

Er ging mit mir in den Prinzenhof, wo noch die dunkle Stelle an der Mauer zu sehen ist, wo die Kugel des Mörders einschlug. Ich war schon öfter dort gewesen, aber wohl nie in der rechten Stimmung, denn nun fühlte ich zum erstenmal den weltgeschichtlichen Schauder, der einen vor solch dunklem historischen Flecken wie mit Geisterzwang überkommen kann. Und dann führte er mich zu dem Bild des Oraniers, und das strenge, längliche ernste Mannesgesicht tat's mir an. So sehen die großen Unglücklichen aus!

Seitdem las ich viel über jene seltsame, unheimliche Zeit, und Delft scheint mir viel interessanter, seit ich hier auf den Spuren des Oraniers gehe — es sind doch wenigstens dieselben Kulissen noch, wenn auch die Heldenspieler von der Bühne verschwanden und keine fünften Akte großer Tragödien mehr in Delft gegeben werden — höchstens bürgerliche Alltagsstücke, meint Onkel Gruda.

Ich glaube manchmal, in einem solchen agiere ich auch mit . . ."

„Um noch einmal auf das Thema Ellen Schmidt zurückzukommen, das Papa und Mama in der letzten Zeit so aufgeregt hat, möchte ich Dich bitten, kleiner Alack, mit Deinem Urteil zu warten, bis Du älter bist. Dann wirst Du sehen, daß nicht die Frisur und der Rockschnitt den Menschen machen, sondern das, was man hinter der Stirn trägt — oder auch nicht trägt, wie ich. Mit gesellschaftlichem Maßstab ist sie nicht zu messen. Sie gehört eben einer ganz andern Rasse an, und da ich das weiß, kann auch kein Klatsch in meinen Augen das Bild entstellen, das ich von ihr habe. Sie ist vollkommen berechtigt, mit ihresgleichen kameradschaftlich zu verkehren, und da sie ihresgleichen heutzutage noch sehr selten unter Frauen findet, muß sie sich eben an gelehrte Männer halten.

Reifensteins haben berichtet, daß sowohl Professor Thomsen als auch Professor Herrmann ihr diesen Sommer auf der Leuchtenburg ‚um die Wette‘, ‚auf Tod und Leben‘ die Cour gemacht hätten.

Papa war ganz indigniert, noch indignierter, weil ich alle drei in Schutz nahm.

Ich weiß es ja aber aus eigenster bitterster Erfahrung: solche Menschen machen nicht die Cour. Das können sie gar nicht. Das gibt's gar nicht für sie. Sie haben Schlüssel zu vielen Gebieten, zu den seltsamsten und höchsten — das Gebiet des Flirts ist ihnen aber total verschlossen. Ellen Schmidt würde, glaub' ich, jeden den Burgberg hinunterwerfen, der ihr mit Courmacherei käme.

Du findest es auch illoyal, lieber Alack, daß sie überhaupt unter obwaltenden Umständen noch mit Thomsen weiterverkehrt? Beruhige Dich, es geschah auf meine Bitte. Es gibt Pietätsfragen, mit denen man viel schwerer aufräumt als mit greifbaren Dingen. Sieh mal, ich habe immer ein schlechtes Gewissen gehabt gegen Frau Thomsen, weil ich das Gewehr in den Graben warf — darum habe ich Ellen Schmidt in seine Nähe geschoben, damit er jemand haben sollte, der ihn versteht und ihn wieder ins richtige Geleise bringt. Ellen Schmidt hat mir geschrieben, daß dieser Zweck völlig erreicht ist. Seitdem bin ich erst beruhigt. Das will viel sagen, wenn man in Ruhe mit sich selbst leben kann.

Ich habe mit niemand von Ellen Schmidt gesprochen. Ihr hättet mich ja alle ‚verstiegen' gefunden. Nun schleudern mir Reifensteins diesen Jenenser Klatsch in das friedliche holländische Einerlei nach. Sie behaupten es gut zu meinen. Papa hat ihnen sogar einen Danksagungsbrief geschrieben. Die Folge für mich ist, daß Papa mir jede weitere Korrespondenz mit Ellen verbot, die mit Irenen wieder erlaubte.

Papa hat hierauf einen Briefwechsel mit zur Löwens eröffnet. Erquicklich war er nicht. Es

flog von zerschnittenen Tischtüchern nur so in der Luft. Ellen wird schwerlich begreifen, wie ich dazu komme, ihr über zur Löwens meine Freundschaft zu kündigen. Sie weiß nicht, wie wehrlos ich bin, daß man mir Tinte und Feder verbietet und statt meiner schreibt — nur nicht in meinem Sinn.

Ich war drei Tage außer mir. Nun hab' ich auch das überwunden und lief heut schon mit jenem gewissen wohltuenden Stumpfsinn rund um Delft, den ich mir für den Rest meines Lebens überhaupt zuzueignen denke.

Komm nur zu Weihnachten, daß man was hat, sich zu freuen!"

Delft, März 183. .

„Also nun wirklich Leutnant, und der Würfel ist gefallen, und die Losung heißt Oppeln!

Im Bädeker von Norddeutschland, den Onkel Gruda hat, schlug ich's gleich nach. Also wieder einmal der bewußte Osten! An der Oder liegt's. Ein paar alte Türme hat's. Nicht weit davon ein Wallfahrtsberg, zu dem Du pilgern kannst, wenn Du mal Salonsünden abzubüßen hast.

Und Du nun also wirklich Leutnant! Nun haben wir wieder ein Exemplar der berühmten Spezies in der Familie! Da regt sich die Militärtochter in mir, und ich bin stolz, daß wieder einer von den Meinen des Königs Rock trägt. Und Papa erst! Nun fühlt er sich wieder zugehörig. Den ganzen Tag sprachen wir heut von Oppeln, und der Weg um Delft schien mir nur halb so lang.

Was für ein Typus du wohl wirst, kleiner

Mack? Löwe? ‚Springer? Herzensbrecher? Vielleicht alles drei! Na, Glück auf!

Man hat so viel Zeit in Delft. Ich bin fast überzeugt, daß der Tag hier mehr Stunden hat als vierundzwanzig.

Ich lese sehr viel. Onkel Gruda leiht mir seine ganze Bibliothek. Ja, ich lese mit einer Art Passion. Bücher sind mir jetzt Oasen; sie lenken mich ab von meinem kleinen, unwichtigen Schicksal.

Und neulich — glaube mir, daß es mich sehr sonderbar berührte! kam es heraus in einem Damencafé bei Mamas Cousinen — zwölf Damen, das ganze weibliche Parlament von Delft —, daß ich für einen Blaustrumpf gelte, für eine femme savante. Wenn das gewisse Leute ahnten, die von meiner geistigen Unzulänglichkeit stets so tief durchdrungen waren! —"

Delft, . Juni 189 .

Lili ist wieder abgereist. Papa und Mama waren sehr stolz auf sie und auf die großen Toiletten, mit denen sie an unsern Kanälen entlangrauschte, und auf die Sammetröckchen mit Spitzenkragen, in denen das Enkelkind einherstolzierte. Ganz Delft war überhaupt in einem Staunen. Lili scheint sehr zufrieden. Sie ist wirklich eine schöne Frau, und alle bewundern sie. ‚Sie ist wie ein rosenbekränztes Schiff, das mit vollen Segeln auf dem Meer des Erfolges hinschwimmt,' sagte Onkel Gruda. Dabei machte er eines jener ironischen Gesichter, wie sie Dich Weihnachten so amüsierten.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen:

‚Und was bin denn ich? Wohl ein früh gescheiterter Kahn?‘ Da schwieg er einen Augenblick, trommelte an den Scheiben und sagte dann mit einer Stimme, die mich in ihrem leisen, gütigen Ton plötzlich an Frau Thomsens Stimme erinnerte:

‚Du, Sylvia, gleichst einem der weißen lateinischen Segel, wie sie auf dem Tyrrhenischen Meer fahren. Dem, der sie über den Horizont gleiten sieht, geben sie die holde Gewißheit, daß das Schöne noch nicht ganz aus dieser Welt entschwand.‘

Lieber Alack, dies Gespräch ist allerdings nichts für Dich, wenn ja auch an sich für ein Leutnantshirn nichts zu hoch sein dürfte — und daß ich's Dir berichte, ist Eitelkeit. Aber weißt Du: es tat mir wohl! Ich fühlte mich so furchtbar an die Wand gedrückt während Lilis Hiersein, so im zweiten Rang, zweiter Güte ... Lili hat reüssiert, und ich bin ja doch eben ein gescheiterter Kahn!

Und gerade Lili — ich fühlte es immer — sonnte sich so im Hochgefühl, keine geschiedene Frau zu sein. Sie ist der Pharisäer und ich der Sünder.

Uebrigens hat sie mich zu sich eingeladen, aber zur saison morte. Als Paradestück bin ich eben nicht mehr zu verwenden. Natürlich geh' ich nicht hin, mag ich mich auch nach Luftveränderung sehnen, so sehr ich will.

Lilis Junge lief immer hinter mir her. Natürlich; mein altes Glück bei Kindern und Hunden ...

Es ist so juliheiß in diesen Tagen — die Luft fast italienisch blau. Dies ist nun schon der zweite Sommer, den ich hier verlebe ..."

Ein Jahr später.

„Lieber Alack!

Gestern hatte ich ein Erlebnis, von dem ich Dir doch gleich erzählen muß. Es kommt mir so seltsam vor, in dieser Regelmäßigkeit der Tage etwas erlebt zu haben!

Papa und ich fuhren nach Scheveningen.

Solch frischer Tag war's, und die fünf stolzen Wellenreihen rauschten so majestätisch auf den Strand, daß es eine Wonne zu sehen war nach dem behäbigen Schleichen unsrer Grachten. Wie der Frontangriff einer großen Armee sah es aus. Papa wollte durchaus ins Konzert. Mich verlockte das Menschengewühl in dem Riesensaale gar nicht, und als Papa Posto gefaßt hatte, machte ich mich auf und davon und lief noch einmal zum Meer hinunter.

Da schnoberte mich plötzlich ein schöner russischer Windhund an, ein paar Kinder stürzten auf mich zu, und ein Herr fuhr grüßend aus einem Strandkorb empor. Es war Richard Thomsen, mein einstmaliger Schwager.

Weißt Du, Alack: jene vergangene Zeit wurde mir da so lebendig — ach! und ich war plötzlich so froh, daß sie vergangen war.

„Welch freundlicher Zufall!" sagte er. „Ich hatte immer schon gehofft — ich wußte nicht, ob ich wagen dürfte, mich in Delft nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Aber nach der schroffen Art, in der Ihr Herr Vater alle Beziehungen zu uns abgebrochen hat —"

Mich ärgerte seine Kritik an Papas Verhalten.

„Sie sind sehr gütig," sagte ich, „aber bei zerschnittenen Tischtüchern sind Flickversuche ja auch gar nicht wünschenswert."

Die Kinder hingen rechts und links an mir und nannten mich „Tante".

„Die haben ihre Lieblingstante noch nicht aufgeben wollen," sagte er.

„Das freut mich von ihnen. Man steht gern in gutem Andenken."

„In dem stehen Sie auch bei mir! Ich werde nie vergessen, daß Sie den Lebensabend unsrer Mutter so verschönt haben. Je länger es zurückliegt, um so mehr danke ich Ihnen das."

Ich fragte, um abzulenken, nach seiner Mathilde, Sie war in Lesum geblieben. Mit einem Male kam's mir so unnatürlich vor, davon zu schweigen, schließlich interessierte's mich auch, und ich sagte ganz ruhig: „Wie geht es Ihrem Bruder?"

„Er ist in Rimini und arbeitet an den Korrekturen seines Buchs, das nun endlich erscheinen soll. Man verspricht sich sehr viel davon," fügte er nach einigem Zögern hinzu. „Ich war früher oft ungerecht gegen seine Fähigkeiten. Ich habe ihn unterschätzt. Ich unterschätze überhaupt leicht die Stärke eines Menschen," und er sah mich an, „wenn ich allein denke, wie falsch ich Sie, Sylvia, beurteilt habe und wie sehr die Folgezeit mir unrecht gab. Aber es ist so schade für uns, daß wir Sie verloren."

„Sie sind sehr liebenswürdig, das auszusprechen," und ich gab ihm die Hand.

„Darf ich meinem Bruder einen Gruß sagen?"

Dem Mann, der jetzt in Rimini saß und gelassen an demselben Ort, wo er einst mit mir

relativ glückliche Wochen verlebte, Druckbogen korrigiert — nein! Ich schüttelte stumm den Kopf.

„Denken Sie in Groll an uns?"

„Keineswegs."

„Sind Sie — einigermaßen —"

„Glücklich? wollen Sie sagen? Ja, jedenfalls mehr als damals."

„Sylvia," bemerkte er dann plötzlich, „Sie sind noch immer so wunderhübsch —"

„Das war ja immer mein Unglück!" versetzte ich, lachte und ließ ihn stehen.

Ja, denke Dir, Alack, ich konnte ganz ruhig lachen, und ich fühlte mit Stolz, daß ich doch innerlich weiter gekommen war, nun ich solch peinliches Tete-a-tete so gut bestand. Ich kam mir groß vor, auch wegen seiner Wertschätzung. Aus der Ferne sah ich, wie er mir nachblickte, sah die Kinder mit ihren Reifen winken.

Papa war ganz in Lohengrin versunken — zum Glück. Ich sagte kein Wort von meiner Begegnung. Die Familie Thomsen wird für ihn stets ein Gegenstand tiefsten Widerwillens sein und bleiben.

Daran, Alack, spüre ich mal wieder das verwünschte Jugendgefühl, daß es meine Gedanken tagelang aufs lebhafteste beschäftigt, wenn ich mal ein Erlebnis habe; Abwechslung in diesem holländischen Einerlei."

„Als ich neulich zu Onkel Gruda kam, lag ein Buch auf seinem Schreibtisch, ein neues, lichtgrün gebundenes Buch mit dunkeln Lettern darauf, das ich ganz gedankenlos in die Hand nahm. Da

sah ich plötzlich, daß es Ulrich Thomsens Buch über die Religion der Griechen war — das Buch, dem ich Platz gemacht habe.

Onkel Gruda kramte eifrig in allerhand Papieren und überließ mich rücksichtsvoll der näheren Betrachtung. Das Fenster stand offen. Drunten floß der Kanal. Im ersten Moment überkam mich die Lust, das Buch ins Wasser zu schleudern — im zweiten blätterte ich es ganz ruhig durch — warum nicht? War es für mich doch im Grunde nur ein Buch wie hundert andre.

So gelehrt sah es aus, fremd und feierlich.

„Hast du es schon gelesen, Onkel?" fragte ich.

„Ja." Er wußte gleich, wovon ich sprach, obwohl er gar nicht hersah. „Es ist eins von den Büchern, die Epoche machen."

„Glaubst du?"

„Ja, kleine Sylvia. Es sind sogar größere Möglichkeiten nicht ausgeschlossen. Wenn dein und mein Staub längst in alle Winde verweht sind, werden noch irgendwo, in Universitätssälen, vielleicht auch auf grünen Stadtplätzen Büsten oder Standbilder zu sehen sein, die diesen Namen tragen. — „Freilich," setzte er etwas geringschätzig hinzu und trommelte laut auf den Tisch, „ich werte — alles in allem genommen — diese absolute Versunkenheit in Griechentum doch nicht so hoch, wenn der Betreffende es nebenbei fertig brachte, über lebendiges Glück hinwegzustolpern, wie Figura gezeigt hat."

Zum erstenmal machte er eine Anspielung.

„Es war eben kein Glück," sagte ich.

Das Buch lieh ich mir aber doch und hab's gelesen, nachts, wenn die Eltern schliefen, natür-

lich nicht ganz verstanden. Es kann eben nicht jeder hinauf in solche Schwindelhöhen.

Aber ich will gerecht sein: einen sehr großen Eindruck macht es. Jene Luft weht in ihm, die von allen Erinnerungen aus jener Zeit, an die ich so ungerne denke, das einzige ist, was zu kennen ich als Gewinn betrachte, jene Sphäre der Götter und Heroen, des großen Mythos, den doch keiner unerschüttert durchdenkt — und wenn er auch nichts ist, wie ich, ein einsames, holländisches Frauenzimmer ohne Chancen, ohne „was dahinter", wie man sagt.

Du schreibst, meine Briefe klängen so philosophisch?

Ach, es ist ja nur billige Weisheit von der Straße!

Aber aussprechen muß ich mich, und da ich mit Irene verkracht bin und Ellen Schmidt mir verboten ist, bist Du doch die einzige Möglichkeit dafür!"

„Lieber Alack!

Nun ist richtig passiert, was Du bei Deinem Osterbesuch halb im Scherz prophezeitest und was ich seitdem dunkel ahnte und fürchtete: Onkel Gruda hat um mich angehalten! Er ist zwar schon Anfang der Fünfzig, aber er hat ja die große Fabrik, ist ein Ehrenmann, gewissermaßen das Hauptprunkstück der ganzen Familie — also vollauf zu seiner Frage berechtigt. Wenigstens Papa und Mama sagen das. Als es geschehen war, ging ich schweigend auf mein Zimmer und besah mich im Spiegel.

Ach, Alack, trotz der herannahenden Dreißig

bin ich noch gar nicht alt und verblüht. Im Gegenteil, ich sehe eher besser aus als in den Tanzwintern einst und in gewissen andern Jahren; dies stagnierende Leben konserviert fast grausam.

Ich bin noch jung, zu einer Verstandesheirat zu jung noch. Mir graut vor einem zweiten Versuch auf dem Gebiet. Ich fühle, daß Onkel Gruda ganz ausgeschlossen ist. Ich habe ihn sehr gern gehabt — aber nie in diesem Sinne. Drei Jahre lang hab' ich mich nun von seinen Freundlichkeiten, seiner Güte überschütten lassen — das ist fast das Schauderhafteste dabei. Und nun sage ich nein, und weiß, daß weder Papa noch Mama das jemals verstehen und billigen werden.

Mir graut vor der Zukunft! Das bißchen guter Wille, mit dem ich bisher meine Existenz krampfhaft ansah, geht in die Brüche. Ich fühle, daß ich unglücklich bin.

Du glaubst gar nicht, lieber Alack, wie melancholisch diese Stadt im Spätherbst ist, wie da die gelben breiten Ahornblätter so sterbensmüde von den Bäumen sinken auf die träge Welle der Gracht hinab, in die stillen Straßen, an denen die Fassaden der alten Häuser stehen. Alles sieht mir wie öde Kulisse aus — ach wären sie es doch, wäre doch kein Leben dahinter!

Dies Leben, in dem Mamas Häkelarbeit, die Sorte Tee, die man trinkt, und die Biskuits, die man vom Bäcker holt, die Hauptrolle spielen, ist das denn die Anstrengung des Atmens wert?

Heut gingen ich und Papa einen weiten Weg ins Land hinaus. Delft blieb hinter uns zurück. Wie eine Burg lag es da, mit roten Dächern

und braungoldenem Laub, wie ein Spielzeug in der Ebene verloren.

Wir schritten auf Rijswijk zu. Einsam und kalt ging der Wind durch den stillen Ort. Ein paar Bäume standen um ein paar Häuser. Dohlen flogen um den Kirchturm. Es ist einmal ein Friede geschlossen hier in Rijswijk, und davon mag wohl etwas in der Luft hängen geblieben sein, etwas so entsetzlich Friedlich-stumpfsinniges, daß es mir ordentlich auf die Nerven fiel.

Ueberhaupt in der ganzen Luft hier weht dieser friedliche Stumpfsinn. Das ist für alte Leute ganz gut. Aber ich bin doch erst im Anfang der Dreißig.

Ein halbes Jahr ist's her, seit ich Onkel Gruda einen Korb gab. Er reist vorläufig noch immer im Orient. Das ist eine Wohltat, daß ich ihm hier nicht begegnen muß. Mir graut vor seiner Rückkehr.

Die meisten Bekannten haben natürlich die Sache gemerkt. In allen Gesichtern lese ich Mißbilligung. Mama kann mir die Sache nicht vergeben — sie hätte ja alles so schön rangiert. Papa ist wieder gnitterig geworden, wie ich's eigentlich seit Gnesen nicht mehr erlebte. Es wird wieder viel von dem Geld gesprochen, das nicht da ist — von Sorgen um die Zukunft meinetwegen.

Ich schleiche wie ein Sünder umher."

Der Winter will nicht weichen. Keine Sonne kommt. Ich möchte zum Onkel nach Neutomischel, aber Mama findet mich zu hübsch, als single woman auf einem Gut zu sein.

Ich wärme meine alten Pläne, eine Stellung zu suchen, wieder auf. Ich male Mama aus, wie gut doch mein Fernsein wäre bei Onkel Grudas Rückkehr — wie erwünscht, wenn ich Geld verdiente. Aber sie findet mich auch dazu „zu hübsch", diese beiden Silben sind wie der Riegel vor meiner Befreiung, das Vernichtungswort für alle guten Pläne."

August.

„Onkel Gruda ist zurück. Ich fürchte, er wird noch einmal fragen. Er geht nach wie vor aus und ein bei uns, nur daß wir nie mehr unter vier Augen sind.

Ich merke Papa und Mama an, daß sie hoffen, mich doch noch mit allem moralischen Zwang zu dem Punkte zu bringen, wo meine Widerstandskraft erlahmt.

Ach, Alack, ich halt's nicht aus! Ich halte diese Kanäle nicht aus, nicht diese Stadt mit ihrer einrostenden Enge. Nicht einmal die Kugelscharte, wo der Oranier starb, hat Kraft, mich über mich hinauszuheben — ach, was soll ich auch mit toten Helden?!

Lesen mag ich auch nicht. Bücher kann ich ja auch nur von Onkel Gruda borgen.

Ich schneidere für ein paar arme Kinder. Der Lärm der Nähmaschine betäubt mich für Minuten.

O Alack — was ist mein Leben? Ich habe mir bisher vorgeredet, es wäre leidlich. Nun bin ich ehrlich und fühle, daß ich viel zu jung und anspruchsvoll bin, um so weiterleben zu können.

Weißt du nicht etwas, mich zu befreien? Fast möchte ich jetzt zu Lili gehen, aber sie ist ja bis zum Herbst im Gebirge. Alack, rate mir, ich halt's nicht mehr aus!"

Oppeln, 1. Sept. 189. .

„Lieber Papa!

Erschreckt Euch nicht, denn lebensgefährlich ist's nicht. Aber ich bin gestern bei der Uebung gestürzt und hab' mir eine üble Sehnenzerrung zugezogen, mit der ich ganz hilflos daliege. Mein Stabsarzt besteht auf Verwandtenpflege, da's lange dauern kann. Bitte, schickt so bald als möglich Sylvia zu mir. Wegen des Geldpunktes keine Sorge — ich bekomme ja täglich aus der Versicherung, halte überhaupt die ganze Kalamität für pekuniär nur einträglich.

Sylvia soll direkt abreisen — ihre weißen Kleider mitbringen. Ich sehe Hell so gern.

Anbei zum Ueberfluß das ärztliche Attest und Sylvias Route nach dem neuen Kursbuch.

Ich bin schachmatt und hab' Heimweh nach Familie. Depeschiert sofort.

Euer Alack."

14

Am folgenden Tag reiste Sylvia ab...

Kurz vor Oppeln kreuzte der Zug eine Chaussee. Rechts und links von der Barriere hielten Truppen, die von dem Manöverterrain zurückkamen, staubumwirbelt, mit stampfenden Rossen und leuch-

tenden Helmspitzen. Wie eine Vision sah Sylvia dies militärische Bild im Vorüberfahren.

Auf dem Bahnhof herrschte großes Gedränge, Landvolk und polnische Juden, Offiziere mit Reitgerten in der Hand, Soldaten der verschiedensten Waffengattungen, darunter einer, der sich mit Eifer auf das Damencoupé zustürzte, Alacks Bursche.

Eine Droschke kam heran. Sylvia rollte nach Oppeln hinein. Links ein großes Postgebäude, rechts vor mageren Baumstämmen eine Juno Ludovisi, riesengroß auf dunkelm Postament.

Am Markt lag Alacks Wohnung. Er winkte schon vom Fenster herunter. Sylvia stürzte die enge Stiege herauf — gottlob, sie war am Ziel!

Er humpelte ihr mühsam entgegen — aber selig sah er aus, ordentlich etwas angefuttert und so ganz Leutnant! In dem einen Jahr, seit sich die Geschwister nicht mehr gesehen, hatte er sich noch vervollkommnet in den kleinen, aber wichtigen Raffinements, für die Preußens werdender Schlachtengott berühmt ist.

„Alack!" rief sie — „kleiner Alack! Daß ich endlich bei dir bin!"

Er klemmte sein Monokel ein und betrachtete sie zufrieden musternd, dann sank er ins Sofa zurück. „Alle Wetter! Mit dem Stehen will's noch nicht recht."

„Ja, wie ist's denn nur gekommen?"

Und ganz ausführlich mußte er die Geschichte erzählen — vom Manöverritt — vom Graben, den er hatte nehmen wollen — von dem streikenden Gaul, der ihn abwarf — und wie es leicht hätte schlimmer werden können, und wie er noch

dankbar sein müsse — und Sylvia lauschte gespannt und gerührt.

„Aber nun laß dich erst von Bosotta in dein Zimmer bringen," schloß er; „meine Hausfrau hat ihre Fremdenstube herausgerückt — und tu mir einen Gefallen, bitte!"

„Nun?"

„Zieh dein Weißes an, und dann trinken wir Tee!"

Sie lachte und ging. Ihr war alles wie im Traum. So befreit fühlte sie sich nach den vier Jahren Holland, so entlastet von einem Druck, der seit lange, lange auf ihrem Leben gelegen ...

Alacks Augen strahlten in brüderlichem Stolz, als sie im „Weißen" vor ihm stand.

„Und hier sind Rosen — steck sie an."

„So schöne Rosen? In Oppeln?"

„Anonym geschickte — du siehst, ich ‚ziehe' schon. So — und nun setz dich gegenüber. Und gib mir Tee — und dann erzähle — und sprich dir einmal alles von der Seele herunter — das ganze Delft und den ganzen Onkel Gruda."

Zwei Stunden plauderten sie, bis Bosotta die Lampe brachte. Sie hatten sich beide ganz rote Backen geredet im Eifer der Unterhaltung, und so versunken ineinander saßen sie da, daß Bosottas runde, dumme Augen ganz verwundert auf ihnen ruhten.

Und plötzlich griff Alack nach Sylvias Hand.

„Und nun muß ich dir etwas erzählen," sagte er — „aber erschrick nicht. Siehst du, gleich wollte ich es nicht sagen, damit du dich erst etwas einlebtest hier bei mir — aber jetzt ist es sechs — und in wenigen Minuten wird jemand kommen

und mir Krankenbesuch machen, denn das tut er alle Tage, jemand, den du kennst, das heißt, das ist lange her. Inzwischen ist er Oberst geworden, hat glänzende Karriere gemacht. Carlos' Bruder ist's — Rothenfels, weißt du —"

„Ach!" rief sie ganz erstaunt, „der mit der Geldheirat?"

„Ja, derselbe — das heißt, die Frau ist seit zwei Jahren tot. Bitte, Sylvia, sei recht nett mit ihm! So rührend war er mit mir, all diese Tage, und jedesmal, wenn er kam, hat er dein Bild in die Hand genommen — das da auf der Konsole — und es lange betrachtet. Und gefragt hat er nach dir. Du hättest es nur hören sollen!"

„Wirklich?" fragte sie, wie aus einem Traum heraus. „Gott, Alack — das kommt mir ja alles so vor, als wenn wir noch jung und noch in Gnesen wären! Nun brauchte es nur noch draußen zu trappeln und du kämest, das Opernglas zu holen, und die ganze tote Jugendzeit wäre wieder lebendig!"

Da tönte die Klingel durch das Haus. „Na, nun paß mal auf!" sagte Alack.

Man hörte Bosotta heraufstolpern und die Tür aufreißen. Das Zimmer war niedrig, so daß der Eintretende sich etwas bücken mußte, als er die Schwelle überschritt.

Sylvia fuhr empor. Carlos' Bruder stand vor ihr, männlicher, breitschultriger als einst, noch mehr bel homme als damals, im Schmuck der Waffen, mit Kanonenstiefeln und Schärpe, wie er von seinem fürstlichen Chef kam — und eine wohlbekannte, lang vergessene Stimme schlug wieder an ihr Ohr, die Stimme, die sie an jenem

einen Ballabend gehört, als sie ein Faible für den großen, fremden Offizier gefühlt — vielleicht das stärkste Faible ihres Lebens.

Und unter der Zaubergewalt dieser Stimme verschwand plötzlich alles, was dazwischen lag, zwischen jetzt und damals. Diese Stimme schlug eine Brücke in ihre Jugend zurück und rührte und beglückte sie zu gleicher Zeit

Was der Kriegsgott sprach, war sachgemäß und ziemlich auf der Hand liegend; es hielt sich von Plattheit ebenso entfernt wie von Geist. Aber w i e er sprach, darin lag sein Charme. Er war nicht umsonst ein großer Sänger, der das Durchschnittsbardentum um einige Pferdelängen übertraf. In seinem Wesen vereinigten sich altdeutsches Minnesängertum und preußische Schneidigkeit, und dem Gesicht, das ebensogut auf die Schulter eines kreuzfahrenden Hohenstaufen gepaßt hätte, gab der modern aufgezwirbelte Musterschnurrbart jenes martialische Etwas, das dem weichlichen Element in jeder regelrechten Männerschönheit den Stachel benimmt. Er war genau so, wie Sylvia sich mit zwanzig Jahren ihr militärisches Ideal gedacht hatte.

Alack versuchte natürlich, stramm zu stehen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Er durfte es sich „bequem machen" und sank in seine Sofaecke zurück. Mit stolzem Bruderblick beobachtete er von dort aus die Wirkung, die Sylvia auf seinen Gönner machte.

Ein Bombeneffekt, dachte er. Ach, wenn's nur was würde, wenn doch das Schicksal ihr heimzahlen wollte, was es ihr bisher schuldig geblieben!

Der Lampenschein umflutete mit lichten Wellen Sylvias helle Gestalt. O ja! Alack hatte gewußt, was er tat, als er sie bat, das „Weiße“ anzuziehen! Sie war so schön mit ihren glühenden Wangen und der Unbewußtheit ihrer Reize, jener äußeren Reize, die ihr so oft zur Last gewesen. Und Rothenfels, der Frauenkenner par excellence, saß ihr ganz bezaubert gegenüber, sichtlich „geliefert“, hingenommen von dem süßen Reiz dieser jungen Gestalt, der das Stückchen „Vergangenheit“ ebenso gut stand wie das weiße Kleid, das sie trug, mit den Rosen im Gürtel.

Ungern brach er auf. Er mußte zum Diner beim Regierungspräsidenten. Die Stunde schlug schon. Jedem seiner Worte hörte man es an, wie ungern er ging.

„Nun?“ sagte Alack, als sie allein waren, „er ist doch famos! Solch großes Tier und nicht die Spur herablassend. Seine Majestät soll ihm sehr wohlwollen. Letztes Jahr bei den Kaisermanövern hat er öfters in kleinem Kreise vor ihm singen müssen. Warum sagst du nichts, Sylvia?“

Sie spielte mit ihren Rosen. „Ich? Ach, mir ist so komisch zumute! Ich fühle mich aller deutschen Verhältnisse so entwöhnt. Vier Jahre habe ich geschlafen an meinen Grachten — nun kann ich mich nicht gleich wieder zurechtfinden. Es dreht sich vorderhand alles vor mir — Oppeln und du und Rothenfels —“

„Das kommt vom Bahnfahren! Diese Kurierzüge sausen ja auch so infam schnell —“

„Nein, nein, Alack — es ist nicht nur körperlich! Mir ist ja so unendlich wohl mal wieder im militärischen Horizont!“ Und sie faltete die

Arme hinter ihrem goldenen Haarknoten. „Ach Alack, ich hätte damals nur ruhig Carlos heiraten sollen! Lieber Erbswurst mit ihm essen und Brühe von Bouillontafeln. Dann wäre er jetzt vielleicht Bezirksoffizier in Ostrowo oder Schalterlöwe irgendwo sonst. Ein großes Los wär's ja nicht gewesen, aber viel Bitteres hätte mir das Schicksal dann doch erspart."

Sie sah plötzlich sehr ernst aus.

Alack rückte zärtlich an sie heran.

„Dann wärst du jetzt aber nicht bei mir, und das ist doch das Schönste. Und genießen wollen wir's und lustig sein. Bosotta soll Sekt bringen — meine Hausmarke! Beruhige dich, es ist nur Heidelbeersekt zu eine Mark fünfzig die Flasche — aber moussiert doch wenigstens, und das moussierende Element ist ja das Beste vom Leben!"

Alacks Hauptmann hatte eine sehr nette junge Frau, die mit Wonne Sylvia unter ihre Fittiche nahm. Der Hauptmann war aus beständiger Sorge, übergangen zu werden, verbittert worden, die junge Frau aber war frisch und flott. Ihre Hauptpassion bestand darin, Butterbrote für hungrige Leutnants zu streichen. Jeden Morgen fuhr sie im Krümperwagen mit Frühstückskörben zum Manöverterrain und verteilte eifrig ihre Gaben. Zunge und Gänseleberbrote bekamen die Leutnants, gemeine Schlackwurst der Eheherr und die Stabsärzte — letztere, soweit sie sich nicht durch besondere Schönheit empfahlen. War einer ein Apoll, so rückte er auch zur Gänseleber auf.

Sylvia sträubte sich anfangs, diese Fahrten mitzumachen, aber Alack bestand darauf.

„Warum willst du nur nicht?"

„Ach, Alack, es ist ja nun einmal so. Geschiedene Frau — das hängt einem doch immer nach, und schiefe Situationen sind so schauderhaft."

„Aber, Sylvia, sie halten dich doch alle für Witwe. Denkst du denn, ich hätte dem ganzen Regiment die Affäre Thomsen unterbreitet?"

„Weiß denn Rothenfels auch nichts davon?" fuhr sie auf.

„Doch — der natürlich — aber der plaudert's schon nicht weiter."

Sylvia gab schließlich nach. So schön war es, in die tauigen Herbstmorgen hinauszurollen, in die welligen Oderniederungen, über denen der Frühnebel dampfte. Und auf dem matten Hintergrunde der Landschaft das glänzende Bild des Kriegsspiels: Prinzen und Generale auf herrlichen Rassepferden, aufgereihte Regimenter im Paradeschritt und die durch Wolken brechende Sonne blitzend auf tausend Soldatenhelmen. Dazwischen die hübschen lustigen Viertelstunden, in denen die Leutnants gleich Heuschrecken auf den Frühstückskorb der Hauptmannsfrau stürzten, die wie eine heilige Elisabeth Brot unter die Armen verteilte.

Wenn es irgend möglich für ihn war, so erschien Rothenfels. Und die jungen Offiziere klirrten wie elektrisiert mit den Sporen aneinander und standen kerzengerade da wie eine Mauer von Ehrerbietung. Eine herrliche englische Stute ritt er, sein Haarbusch wehte im Winde, seine schönen, schwärmerischen Weltmannsaugen machten ihr so beredt den Hof. Im silbernen Taufbecher eines Hauptmannskindes reichte sie ihm Wein auf sein Pferd hinauf, und er trank und schaute sie an,

und Sylvia bedauerte nur, daß sie kein junges Mädchen mehr war, um so recht ungehindert mit der ersten Spannkraft der Gefühle für ihn schwärmen zu können.

An jedem Abend kam er, um den genesenden Alack zu besuchen. Er hatte solch zarte, rücksichtsvolle Art mit Sylvia. Nur mit leiser Hand rührte er zuweilen an die vergangenen Dinge.

Hochmusikalisch, litt er an wechselnden Stimmungen. Er konnte arg melancholische Stunden haben, todestraurig ins Leere starren, dann plötzlich ins Gegenteil umschlagen, für alle Welteinrichtungen schwärmen, leichte Melodien trällern und wie ein unbefangener Knabe über Alacks Scherze lachen. Und mit jeder seiner Stimmungen war es ihm im Augenblick ernst, und er genoß auch eine jede, er kokettierte beinahe mit gelegentlicher Schwermut und empfand tragische Anwandlungen wie einen Kunstgenuß.

Und wenn Sylvia und Alack zuweilen nicht recht mitkonnten bei solch plötzlichem Umschwung, so bewunderten sie doch die Elastizität seines Empfindens und fühlten, daß er ihnen überlegen sei, und fanden ihn darum gerade doppelt interessant.

Eines Abends wurde er sogar zornig auf Sylvia. Er wollte sie zur Teilnahme an einem Ball bereden, der auf einem schönen Gut bei Oppeln dem Manöver zu Ehren stattfand. Sie aber wollte nicht.

„Ich kann nicht," sagte sie, „ich kann nicht mit einem Male wieder so dahintanzen wie früher, als wenn sich inzwischen gar nichts ereignet hätte. Ich würde mir kindisch vorkommen mit meinen mehr als dreißig Jahren und der Situation, in der ich doch nun einmal bin."

Sie wurde rot bis an die Schläfe, während sie so energisch sprach. Alack schaute ganz verzweifelt drein.

„Wenn ich nur gesund wäre, so würde sie schon mitgehen!" beschönigte er.

„Ich dachte, ich wäre Schutz genug und als Kavalier ausreichend," sagte Rothenfels aufstehend. Er fühlte sich empfindlich verletzt und ging, eine Note kühler als sonst.

Alacks große Augen ruhten vorwurfsvoll auf Sylvia. „Sylvia!" rief er ganz außer sich. „Du verschüttest ihn dir!"

Sylvia wandte ihr Gesicht erstaunt dem Bruder zu. „Ja, was bildest du dir denn eigentlich ein, kleiner Alack?" sagte sie. „Bist du wirklich Phantast genug, um zu glauben, daß dieser verwöhnte Damenheld je auf die Idee kommen könnte, ein armes geschiedenes Wurm wie mich zu heiraten?"

Alack richtete sich auf. „Bist du denn Phantast genug, Sylvia, um dir einzubilden, daß er täglich in meine armselige Bude klettert aus bloßem Interesse an meinem verknaxten Knie?"

„Warum nicht? Er ist eben herzensgut. Das erklärt doch alles."

„Ach bewahre," rief Alack. „Hätte ich nicht Schlechting geheißen, würde er überhaupt schwerlich meine Existenz bemerkt haben. Und hätte deine schöne, reizende Photographie nicht in meinem Zimmer gestanden, so wäre er auch nicht so oft wiedergekommen. Ich will dir jetzt auch beichten, Sylvia, daß der Gedanke, dich herzusprengen, ganz und gar nicht meinem Hirn entsprossen ist, sondern seinem. Wir Schlechtings haben ja viel zu viel Respekt vor dem Kostenpunkt in solchen

Dingen. Aber da doch alles so zusammentraf, deine traurigen Briefe und mein Unglücksknie und seine Freundlichkeit, da sah ich nicht ein, weshalb ich nicht auch einmal Vorsehung spielen sollte. Denn traurig waren deine Briefe, Sylvia — zum An-der-Wand-Hinauflaufen! Ueberhaupt diese ganze Delfter Existenz! Das Herz hat sich mir die letzten Winter ja oft umgedreht, wenn ich all die Ballgänse zusammen sah, so stumm und dumm oft und so mager und blaß, — und wenn ich dann daran dachte, daß irgendwo abseits meine schöne Schwester vegetierte. Siehst du, ich bin ehrgeizig in deine Seele. Seit jenem Abend in Hannover hat dies Gefühl immer an mir genagt. Ich möchte dein Leben in Ordnung bringen und dich auf irgend ein hohes Piedestal stellen, wo du hingehörst."

„Ich staune," sagte sie kopfschüttelnd. „Also ein match-maker bist du, kleiner Alack? Luftschlösser baust du in oberschlesischem Sand! Ach, Alack, solche Lebenswendungen, wie du sie träumst, die kommen nicht vor. Die Könige heiraten die Gänsemägde nur in alten Märchen."

„Also für so etwas wie Königssohn hältst du ihn doch?" fragte er eindringlich.

Sie lachte. „Natürlich — so als Partie genommen ist er ja auch eine sehr große Partie — mit seinem Namen, seinem Geld, seinen Chancen!"

Alack rückte an sie heran. „Weißt du, Sylvia, — einmal hat er mir ordentlich sein Herz ausgeschüttet, so mehr in Monologform, vor deinem Bild. Er ist nicht glücklich gewesen in seiner Ehe, seine Frau hat ihn tüchtig gequält mit Kranksein und Eifersucht und Sentimentalität. Immer in

Tränen sei sie gewesen. Und wenn er wieder heiratet, da will er nur etwas sehr Schönes und Gutes. Auf nichts sonst braucht er ja zu sehen. Das ist so die natürliche Reaktion nach einer Vernunftheirat."

„Armer Alack!" sagte Sylvia und streichelte ihn über sein tadellos gescheiteltes Haar, „du tust mir schon im voraus leid wegen der Enttäuschung, aber —"

Da klingelte es.

Beide kannten den Schritt, der so rasch trepp-auf kam.

Rothenfels erschien, einen Strauß roter Rosen in der Hand.

„Ich bin so ärgerlich fortgegangen vorhin," sagte er, und seine Stimme klang demütig abbittend. „Draußen hab' ich mir's dann überlegt. Sie sind ja vollkommen im Recht, gnädige Frau, — ich wollte, ich dürfte auch handeln wie Sie und brauchte nicht in den bunten Wirrwar. Aber bei mir ist ja derlei alles Dienst, und ich muß nun fort und die schöne Septembernacht vertanzen. Und ohne Sie . . ."

Nach drei Minuten war er wieder verschwunden. Alack zündete sich hochbefriedigt eine Zigarette an.

Sylvia stand mit herabhängenden Armen gedankenvoll im Zimmer und starrte auf die Rosen. Mit einem Male begriff sie, daß Alack vielleicht doch kein Phantast war.

„O Sylvia," rief Alack beseligt. „Wenn ich mir das denke! Wie würde Papa strahlen! Ein aktiver Oberst in der Familie. Und Lili, der geschähe es auch recht, wenn sie mal sähe, daß ihr doch noch jemand über den Kopf wachsen kann

und daß Zuckerrüben nicht das einzige Heil auf Erden sind. Und die Reifensteins — wie ich's denen gönnen würde! Natürlich käme Irene dann gleich wieder an und pochte auf alte Freundschaft. Das kennt man! O Sylvia, was das für eine Genugtuung wäre! Siehst du, für mich selbst bin ich gar nicht ehrgeizig, ich will meinethalben an der Majorsecke scheitern, wenn ich dich nur wieder im Sattel sehe..." und er paffte mit strahlenden Augen in die Luft.

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört. Ja, all diese Sachen standen auf einem Blatt. Auf dem andern aber stand die Hauptsache: geliebt wollte sie werden. Alles andre war ja nebensächlich.

Danach hatte sie Durst, und darum genoß sie Rothenfels' Verehrung wie einen guten, ersehnten Trank, den ihr ein unerwarteter Zufall an die Lippen führte. —

Drei Tage später fand ein feierliches Diner bei Alacks Major statt.

Rothenfels hatte dienstlich in Breslau zu tun gehabt. Drei Nachmittage waren gewesen, an denen sein schneller Fuß nicht über die dämmerige Stiege des kleinen Markthauses geschritten war. Und die Abwesenheit hatte seinen Nimbus in der Phantasie der beiden Geschwister nur erhöht. Er fehlte Sylvia mehr, als sie es sich gestehen mochte.

Die Majorin hatte nicht geruht, bis Sylvia ihre Dinereinladung annahm. In einem ihrer selbstgemachten weißen Kleider stand sie wie der clou der Gesellschaft zwischen bewundernden Militärs. Schönheit ist ja solch gutes Tafelstück für gesellige Zwecke!

Rothenfels erschien verspätet. Er war seltsam zerstreut. Er bekümmerte sich kaum um Sylvia. Nur eine flüchtige Begrüßung hatte er für sie.

Die Hausfrau und eine verwitwete Exzellenz flankierten ihn bei Tisch.

Sylvia saß an der Jugendecke zwischen einem braunen Husarenpremier aus Ohlau und einem Glogauer Hauptmann, der in Literatur machte und mit schwerem Geschütz — Nietzsche und Buckle — aufs Tapet der Unterhaltung fuhr.

In schräger Richtung an einem Baumkuchen und einem Asternstrauß vorbei ging die Blicklinie von Rothenfels zu ihr. Zuweilen hörte sie, was er sprach, sah, wie alles lauschend an seinen Lippen hing, wie er der Hauptheld des Abends war. Mit der Zeit wurde er lebhafter. Er fing an, Scherze zu machen und Schmeicheleien zu sagen, und ganz selten sah er zu Sylvia hin, rasch, kalt und gleichgültig.

Sie fühlte sich immer unglücklicher. ‚Warum bin ich auch hierhergegangen?' dachte sie. ‚Hat mich der gute Alack wirklich in diese Einbildung hineingeredet? Bin ich noch immer so töricht wie einst? Wie konnte ich mir einbilden, daß so etwas überhaupt möglich sei?'

Und sie litt wie an einem physischen Schmerz an dem Faktum, daß sie dasaß, angestrahlt von den vielen Lichtern, angeschwatzt von den gleichgültigen Nachbarn, hereingeweht in diesen fremden Kreis wie ein verflogenes Blatt.

„Thomsen?" sagte der Hauptmann neben ihr, der schon länger mit einer Art hypnotischem Schielblick auf Sylvias Tischkarte geschaut hatte, „da ist ja solch ein berühmtes Buch erschienen

von einem Professor Thomsen über irgendwas Griechisches, ist das vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“

„Ja,“ sagte sie befangen, „das heißt — nein —“

Sie merkte, daß Rothenfels aufzuhorchen begann.

„Ja — das heißt nein?“ beharrte der Hauptmann, der zu der gefährlichen Klasse der Gründlichen gehörte, „da kann man doch nur sagen: entweder — oder! Wie hab' ich das zu deuten? Ist es vielleicht ein Bruder Ihres Herrn Gemahls?“

Rothenfels fixierte sie erwartungsvoll.

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie; dann kam sie sich plötzlich so entsetzlich töricht vor mit diesem kindischen Leugnen, und sie fügte ganz tapfer hinzu: „das heißt, es ist von meinem Mann.“

„Von Ihrem Herrn Gemahl? Und Sie rühmen sich dessen so wenig?“

„Wir sind geschieden,“ versetzte sie.

Der Hauptmann machte sehr große runde Augen und merkte, daß das Gespräch da auf eine Sandbank aufgefahren war. Allzuvieles Fragen bekommt nicht immer gut. Er starrte etwas forciert in den Asternstrauß.

Sylvia fühlte, daß noch immer Rothenfels' Blick auf ihr lag. Sie sah zu ihm hin. Er schaute sie so fremd an, zog an seinen Schnurrbartenden und erzählte einen Witz aus der „Jugend“.

Sie sehnte brennend das Ende des Abends herbei.

Als man sich erhob, stürzten mehrere Leutnants, die über Tisch Feuer an ihrem Anblick gefangen hatten, auf Sylvia zu, blutjunge Kameraden von Alack. Sie war sehr umringt, Rothenfels kam nicht.

Nach dem Kaffee preßten die Damen ihn zum Singen. Er tat es denn auch mit seiner eleganten Grandezza. Die Majorin begleitete. Sylvia konnte ihn ungestört betrachten.

Das Singen war eigentlich der günstigste Moment für seine Erscheinung — so beim seitlichen Kerzenlicht mit der gewissen Versunkenheit im Blick. Dann fiel jede Pose von ihm ab. Er war dann nichts als ein sehr gut aussehender, sehr begabter Mensch. Auch war noch so viel junger Schmelz in seiner Stimme, so stark war sie, als könne sie ganz Oppeln in ihre Töne einhüllen.

Zuletzt sang er Liebeslieder. Man sah es ihm an, wie sie ihm selbst den Kopf ganz warm machten, diese lyrischen Verse mit ihrem verwünschten Herzweh. Mit besonderer Bravour sang er Rubinsteins „Es blinkt der Tau" und legte besonderen Nachdruck in die Worte: „Im Arm seine zitternde Liebe . . ."

Es ging ein Bewunderungsraunen durch die Gesellschaft, als der letzte Ton verklang. Alle waren fasziniert. Bei den Frauen war das selbstredend. Eine singende Uniform — wie konnte es da anders sein? Aber auch Männer bewunderten ihn, und die jungen Leutnants, die sich wohl bei Bratenbarden a. D. zu tuscheln erlaubten, standen in ehrerbietigem Staunen.

Sylvia bemerkte das alles. Und sie haßte sich mit einem Male dafür, daß sie nur eine Minute hatte glauben können . . .

Sie stand auf und trat ans Fenster. Die Rouleaux waren nicht herabgelassen. Ueber die Blumenstöcke fort sah man auf die Straße hinab, auf die abendliche stille, kleinstädtische Straße.

Sie sehnte sich weit, weit fort — einerlei wohin — selbst nach Delft. Sie hatte das Gefühl, als ob sie in ihrem ganzen Leben noch nicht so intensiv unglücklich, so tief gedemütigt vor sich selber gewesen sei.

Da kam Rothenfels plötzlich auf sie zu, durchs ganze Zimmer, geradeswegs. Die Majorin spielte jetzt einen Straußwalzer auf eigne Hand. Sylvia wandte sich um. Mit ihren großen, blauen, traurigen Augen starrte sie ihn an.

Er beugte sich herab. „Sylvia," fragte er ganz leise, „wollen Sie meine Frau werden?"

Er flüsterte es fast unhörbar. Sie verstand ihn kaum. Er wiederholte seine Frage und fuhr fort:

„Ach, Sylvia, ich habe Ihnen ja so viel zu sagen! Den ganzen Abend preßt es mir schon das Herz ab — all die Tage hatte ich nichts im Sinn als Sie. Ich hätte es Ihnen über den Tisch herüberrufen mögen — nur daß ich mir nicht so öffentlich einen Korb holen wollte —, und ich weiß ja doch nicht, wie Sie denken? Sie geruhen ja gar nicht zu antworten!"

Sie lächelte ihn schüchtern an und schwieg.

„Ja, es ist wahr, hier kann man nicht reden. Gehen Sie, bitte! Schützen Sie Alack vor! Ich begleite Sie! Das ist nur in der Ordnung, und kompromittieren kann meine Begleitung Sie hoffentlich nicht mehr."

Jenes dunkle Gefühl überkam Sylvia, das jeden Menschen zuweilen überschleicht, der eine Sache, die sich schon einmal begab, zum zweitenmal wieder erlebt, eine Erinnerung, auf die man sich nicht ganz genau mehr besinnt, von der

man nur weiß, daß sie da ist, unerschütterlich sicher...

Wie sie auf den Korridor glitt, Hut und Cape zusammenraffte, wie sie auf der Straße stand und er neben ihr... Aber als sie zu ihm aufsah, da fühlte sie's: dies war etwas andres, Bewußtes, Sicheres! Sie war ja auch nicht mehr das Kind von einstmals.

„Sylvia!" sagte er. „Ich liebe Sie ja so — und nun muß auch alles vom Herzen. Wissen Sie noch, damals in Gnesen? Jener eine Ball, zu dem ich kam, um Carlos den Kopf zurechtzusetzen? Wie ich Sie zuerst sah! Ach, Sylvia, Sie haben mir ordentlich mitgespielt damals! Noch lange nachher haben Sie ganz unheimlich in meiner Phantasie gespukt, und ich habe nur immer meinem Schöpfer gedankt, daß ich in Ihnen keine Schwägerin zu verehren hatte. Aber daß Carlos für Sie nicht taugte, das sah ich auf den ersten Blick. Carlos ist ein guter Kerl, aber so prinzipienlos und zerfahren wie nur einer. Der liegt nun fest an der Kette, und so ist's auch das beste für ihn. Ich aber, Sylvia, ja, das muß ich Ihnen beichten, denn ich will ganz offen gegen Sie sein — tief unglücklich bin ich in meiner Ehe gewesen! Ich hab' mich nicht verstehen können mit meiner Frau — niemals! Und wir haben uns gequält gegenseitig. Und wir waren wohl beide schuld, aber noch mehr die Verhältnisse — ihr ewiges Kranksein, diese trüben Eindrücke, diese gedrückten Stimmungen. Ich bin gewohnt, in einer gewissen Freiheit zu leben. Ich muß die Arme ruhig ausstrecken können nach beiden Seiten und etwas Schönes zum Lieben haben. Dann

bin ich auch ganz brauchbar — Sie werden schon sehen. Nur eins muß ich Ihnen noch sagen. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich zwei Töchter habe? Hoffentlich ist Ihnen das nicht schrecklich? Aber die guten Bälger sollen Sie gar nicht stören. Sie sind seit Jahren in einer sehr guten Pension und werden Ihnen nur soweit zur Last fallen, als Sie es erlauben."

„O," sagte Sylvia, „das schadet gar nichts."

Er sah sie dankbar an.

„Nun, so wäre ziemlich alles von meiner Seele."

„Ja," hob sie an, „und soll ich Ihnen dann auch erzählen? Ich habe doch auch schon allerlei erlebt."

„Nein, nein," rief er. „Ich weiß ja alles von Mack, den hab' ich stundenlang ausgefragt. Quälen Sie sich nicht damit! Die Hauptsache ist mir, daß Sie den — ihn — nicht geliebt haben. Arme Sylvia, wie täppisch dies Ungeheuer von Hauptmann heut in Ihre unschuldige, kleine Vergangenheit tappte! Wie Sie mir leid taten! Am liebsten hätte ich Sie gleich weggetragen aus dem schrecklichen Eßzimmer heraus. — Ach, Sylvia, ich liebe dich ja so!"

Er sah nach rechts und links. Nichts sichtbar als der Laternenschein auf den stillen Straßen von Oppeln.

Und wieder hatte sie jene Doppelgängerempfindung, als wenn etwas bereits Geschehenes sich wiederholte — aber nein, viel besser geschah's, mit Liebe und Leidenschaft.

Und sie fühlte, daß das Leben doch gut war.

15

Wenige Wochen später hatte Sylvia noch einmal in vollem Maß dies seltsame Gefühl, schon Erlebtes wieder zu erleben, eine Wiederholung mit Variation von einer Sache, die schon einmal sich begab. An ihrem Hochzeitstag ... Nur daß es Delft statt Gnesen war, und der Mann an ihrer Seite ein andrer als damals, ein ganz andrer ...

Aber die elterlichen Gesichter strahlten gerade so, wie sie in jener verronnenen Stunde über den verronnenen Bremer Schwiegersohn gestrahlt hatten. Es war auch fast märchenhaft, das enorme Glück ihrer Sylvia, der Aufschwung, den plötzlich ihr verpfuschtes Leben genommen hatte! Sie, die doch eigentlich drunter durch gewesen mit ihrer unglücklichen Heiratsaffäre, die in ihren Augen gar nicht mehr hoch im Preise gestanden, der sie es sogar verargten, daß sie nicht, schnell entschlossen, einen netten alten Onkel als Rettung nahm, diese selbe Sylvia war nun mit einem Male der Familienstolz und auf ein Postament gehoben, das dem alten Bezirkskommandeur doppelt glanzvoll erschien, da es vom Nimbus einer militärischen Karriere umleuchtet war. „Das Blatt hatte sich gewandt" — die alte Weisheit von der Straße fand eine neue Bestätigung. Und das Schlagwort vom „enormen Glück" — doppelt prosaisch durch die Zusammenstellung des Fremdworts mit der schönsten aller Silben — lag allen Schlichtings beständig im Sinn. Alack dachte es immerfort, während er sich beseligt als Faiseur des Ganzen fühlte. Die Schwester, die sich Sylvia

so überlegen geglaubt, sah sie nun plötzlich in ganz anderm Licht; der Delfter Familienanhang, der Sylvias Schicksal immer so „bedenklich", zum mindesten „bedauerlich" gefunden, starrte nun mit aufgerissenen Augen auf die lichte Erscheinung neben dem glänzenden Offizier, der preußische Schneidigkeit so perfekt an der holländischen Gracht personifizierte.

Sylvia selber aber dachte gar nicht an die Frage der Rehabilitierung und der Genugtuung. Das war ihr nebensächlich, unwesentlich. Die Jahre, in denen sie ihre stumme Verzweiflung rings um Delft getragen, in denen die Gracht ihre melancholischen Lieder in ihre Träume und Schmerzen gerauscht hatte, die waren verblaßt vor der leuchtenden Gegenwart.

Nur eins genoß sie mit vollen Zügen: „das Glück, geliebt zu werden" — und wie in einen schönen Traum glitt sie in das neue Leben hinaus.

Rothenfels hatte seine besondere Art zu reisen. Er hielt sich grundsätzlich nie in kleinen Orten auf. Für ihn existierten nur die Hauptstädte. In kleinen Orten waren die Beefsteaks zäh, die Wagen schlecht, die Weine verschnitten. Dergleichen hatte er im Manöver genug. Auf Urlaub suchte er den glänzenden Strudel der Metropolen, Grand Hotels und mondänen Verkehr.

Wenn er in einem goldweißen Riesenspeisesaal saß, von diskreten Kellnern leise bedient, ein Sektglas in der Hand, der schönen Sylvia gegenüber, so fühlte er sich glücklich — vorausgesetzt natürlich, daß Sylvia first rate gekleidet war.

Für Frauenkleidung hatte er ein tiefgehendes Verständnis. Er verfolgte jede Nuance der Mode — einen neuen Rockschnitt vermochte er ebenso sachgemäß zu kritisieren, wie ein neues Reitpferd. Er wußte auf Haarbreite genau, wie hoch ein Stiefelabsatz sein, wie der Handschuh gesteppt sein mußte, welche Hutfassons gerade auf der Höhe waren — ja, eine gutgenähte Schneidernaht konnte seinem kundigen Auge den gleichen ästhetischen Genuß gewähren, den andre vielleicht vor den Schattentönen eines Rembrandtbildes oder vor gewissen vollendeten Bauten, etwa der Cancelleria in Rom empfinden.

Staunend entdeckte Sylvia dies Talent an Rothenfels und ließ sich geduldig von einem Brüsseler Schneider zum andern schleppen, bis das tadellos gekleidete Ideal, das ihm vorschwebte, fertig war. Aber ganz glücklich fühlte er sich im Besitz eines solchen Ideals erst dann, wenn Menschen da waren, die diesem Glücke zusahen — er hatte ein starkes Bedürfnis nach Menschen im Plural — natürlich nur nach solchen, die einen guten Namen trugen und sich ebenfalls gut anzogen. So zitierte er in Brüssel einen entfernten Vetter, den er bei der Gesandtschaft hatte, und einen Freund von diesem fast täglich zu Tisch, zwei elegant müde Bonvivants mit leisen Stimmen und apathischen Manieren, die aber Sylvia und ihre Toiletten mit Kennerblick zu würdigen wußten und auch für die Tricks des Menus empfänglich waren, in dessen Zusammenstellung Rothenfels ebenfalls eine große Meisterschaft besaß.

Das Leben ging so bequem hin in den Ge-

leisen des Vergnügens, mit dem Flanieren auf hellen Straßen, den Fahrten ins Theater und den beiden Attachés, die das ganze Dasein so gleichgültig und blasiert hinnahmen wie eine alltägliche Bagatelle, die solch gute Folie waren für den strahlend heiteren Rothenfels, der so volles Vergnügen an der Welt und ihren Freuden hatte. Und seine Lustigkeit hüllte auch Sylvia in einen Zustand des Wohlbehagens. Sie ließ sich treiben mit der Welle. Sie dachte nicht mehr: „er ist ja so nett“ — sie hatte ihn „schrecklich gern“ —, in diesen Worten lag die richtige Definition für ihre Gefühle. Er redete beständig, sie hörte lächelnd zu. Er konnte die tiefsten Dinge über seine Gefühle sagen, die poesievollsten Wendungen über seine Liebe zu ihr. — Und seine Liebenswürdigkeit, die er so gerne und vor jedem spielen ließ, hatte darum einen besonderen Reiz, weil sie auf dem Untergrunde wirklicher Gutherzigkeit aufgebaut war. Er schenkte jedem Bettelweib auf der Straße etwas. Er konnte plötzlich in die weichsten Stimmungen verfallen, wenn irgendwo der Ton eines alten Liedes erklang oder eine Beterin in Ste. Gudule ihn rührte, er war zu allen edeln Stimmungen fähig, nur daß sie mit einer gewissen Eilzugschnelle durch sein Hirn jagten und rasch dem Genußvermögen an weltlichen Freuden Platz machen konnten. Und die langsamer denkende Sylvia sah es mit Verwunderung, wenn er in dieser Minute vor der Statue Gottfrieds von Bouillon in Verzweiflung ausbrach, daß die Kreuzzüge vorüber seien und er nicht mehr über die wilde See, das Kreuz auf dem Mantel, dem gelobten Lande entgegenfahren

könne — und wenn er dann zehn Minuten später mit Hingebung Austern aß und darüber grübelte, was besser zu ihnen passe, Pommery oder Moët-Chandon. Aber sie liebte ihn wegen derartiger Gedankensprünge nicht weniger. Sie wußte, daß sehr musikalische Menschen oft anfälliger sind in bezug auf Hinundherschwanken des Gefühls, auf eine Art von Unbestimmtheit in dem, was sie mögen und denken. Er wurde ihr nur interessanter dadurch.

Ein Lieblingsthema hatte er, das er Sylvia gegenüber sehr oft anschlug und von dem sie ihn immer wieder gerne reden hörte — das war seine erste Jugend. Diese stellte sich ihm mit der Zeit mehr und mehr in einem bestimmten, rührenden Lichte dar; er schmückte sie mit allerhand Zügen aus, die gar nicht gewesen waren und etwas Novellistisches an sich trugen, die er aber selber nach und nach zu glauben begann.

In dieser Jugend war er der Märtyrer der Mammonslosigkeit, der kleine Kadett, der hungrig zu Bett ging, der Fähnrich, der sich vor den Kameraden versteckte, weil er auch zu dem harmlosesten Zechgelage kein Geld besaß, der Leutnant, der sich in erster Linie darum auf die Kriegsakademie vorbereitete, weil er die Kosten für Handschuhe für eine Ballsaison seiner ersten kleinen Garnison nicht bestreiten konnte. Er war mit vierzig Mark Zuschuß ausgekommen und hatte angeblich der verwitweten Mutter und dem kleinen Carlos noch Ersparnisse zugesandt. Eine einzige Reise hatte er als Kind gemacht — ins Nordseebad Juist, wo es damals noch sehr primitiv und billig war und der Badegast sich wesentlich von Mies-

muscheln nährte, an denen zuweilen auch noch einer starb.

Sehr viel freudenreicher war nun seine Jugendzeit in der Tat nicht gewesen, aber gewisse Pointen setzte doch seine Phantasie erst hinein. Wenn er jetzt von jenen Zeiten sprach, klang es mehr wie ein Roman von Daudet.

Aber Sylvia lauschte immer gerührt. Sie fühlte dann Boden unter den Füßen. „Zu wenig Geld," das war ja ein Thema, in dem sie sich auskannte. Sobald *sie* selbst es aber berührte, ließ *er* es fallen. Er wollte keine Konkurrenz für seine einstige Armut — er wollte rückwärts bedauert werden.

Bisweilen berührte er auch die große Wendung in seinem Jugendschicksal. Mit vornehmer Diskretion ging er über die näheren Einzelheiten hinweg — aber das eine klang immer aus den Worten, daß seine vielbeneidete, vielbesprochene Heirat ein Opfer aus Edelmut gewesen war, weil ihn die Liebe eines so reichen, umworbenen Mädchens gerührt hatte. Und er sagte die Wahrheit. Schwer genug war's ihm geworden, bei der Flamme, die ihm damals — ebenso kautionslos als berückend — im Herzen brannte; er tat den Schritt weniger für sich als für seine Mutter und Carlos, die so einfach und dürftig lebten, daß es ihn manchmal rührte. Er selber wußte ja damals noch gar nicht, wie angenehm Reichtum ist! Später allerdings, als er zu genießen lernte, und als er zugleich begriff, wie viel er doch mit seiner persönlichen Freiheit geopfert, da war es über ihn gekommen, das Gefühl vollständiger Berechtigung, nun auch die Daseinsfreuden

unbekümmert zu ergreifen mit dem ganzen großen Lebenshunger derer, die lange gefastet haben, die allzulange seitab gestanden haben und sich endlich auch zu Tische setzen dürfen, mitzutafeln, mitzugenießen.

Er sprach ganz psychologisch von dieser Wandlung — er leugnete auch gar nicht, was damals mancher Kamerad gefunden hatte, daß er etwas zu intensiv genoß, aber er war eben zu aufrichtig zur Verstellung gewesen, und dann hatte es ihm ja solche Freude gemacht, andre mitgenießen zu lassen, Feste zu geben, ein offenes Haus zu haben, sein Geld auszunutzen mit der Naivität eines Kindes, dem unerwartet goldene Aepfel in den Schoß fallen.

Er war nie mehr nach Juist gereist, statt dessen nach Biarritz und Ostende. Er fuhr mit Luxuszügen und raffinierte im Anzug. Er überschüttete seine alte Mutter mit Wohltaten und ertrug alle Quälereien seiner kränkelnden Frau mit immer gleicher Geduld — er behandelte seine beiden Gören gut, obschon er nicht recht begriff, weshalb sie nicht lieber Jungen geworden waren oder wenigstens vorgezogen hatten, ihm äußerlich nachzuarten.

So war Sylvias Mann — nach seinen eignen Angaben. Eins setzte sie in Erstaunen: daß er, der so viel von vergangenen Dingen sprach, ihr niemals eine umfassende Beichte abnahm. Angeblich wußte er durch Mack „alles“, aber was wußte schließlich Mack? Ja, fast absichtlich fiel er ihr ins Wort, wenn sie mal an ihre eignen Erlebnisse rührte. Für ihn sollte das Gewesene eben nicht existieren, da es ihm die reine Freude am Gegenwärtigen hätte verderben können. Er wollte

eben glücklich sein — um jeden Preis. Er hatte den festen Willen dazu und genug robuste Soldatenkraft, um alle Gespenster aus dem Weg zu schlagen.

Und Sylvia kritisierte nicht. Man kritisiert jene Menschen niemals, die man „schrecklich gern“ hat.

Sie wanderten im Bois de la Cambre — unter den braunrötlichen Herbstbäumen, die sich im Oktoberwinde wiegten. Er sah so vorzüglich aus, so frisch und jung, als sei niemals ein störender Gedanke über seine glatte Stirn gegangen.

Und plötzlich fiel ihr jene erste Hochzeitsreise ein, das herbstliche Gestade von Rimini, mit den weißen Segeln auf blauer Flut — und der Mann, der still und gleichgültig neben ihr hergeschritten war, höflich und kühl, zu einem Viertel sie, zu drei Viertel die Malatesta im Herzen. Er stand trotz allem unverlöschbar in ihrer Erinnerung. Er war nun einmal nicht wegzuleugnen aus ihrem Leben. Er war wie eine feindliche Gewalt darin, die auch jetzt noch zuweilen Schatten warf.

Wäre jener erste Abschnitt ihres Daseins nicht gewesen, so hätte sie jetzt den zweiten rückhaltloser genießen können. Wäre sie niemals in jene Fragen hineingetaucht, die sie so nachhaltig beunruhigt hatten, so wäre sie ewig das törichte Lamm geblieben und niemals aufgewacht, so wäre sie ganz die Frau, wie Rothenfels sie wollte, beschränkter, aber glücklicher.

Jetzt repräsentierte sie sein Ideal auf Kosten ihrer Aufrichtigkeit. Bei dem melancholischen

Blätterfall im Bois de la Cambre wurde ihr das plötzlich klar.

Er plauderte unbesorgt neben ihr hin, heiter in ihre Versonnenheit hinein. Er plante, auf der Rückreise über Weimar zu fahren, um die Töchter zu besuchen. „Arme Sylvia," sagte er — „es ist eine rechte Corvée für dich, aber wir machen's so kurz wie möglich! Wir gehn dann nachher noch zu Reifensteins, und außerdem kenne ich ein paar sehr nette Leute im Regiment. Die trommeln wir abends im Hotel zusammen und amüsieren uns noch mal recht schön vor dem Urlaubsschluß."

Sylvia erschrak bei dem Plan. „Ich möchte um keinen Preis zu Reifensteins," sagte sie mit ungewohnter Energie. „Ich bin mit Irene auseinander."

„Aber ich bitte dich! Die netten Reifensteins! Sie haben doch so prachtvolle Blumen zu unsrer Hochzeit geschickt — und das lange allerliebste Witztelegramm von der Irene."

„Das war's gerade. Irene hat gar kein Recht mehr, mir Witzverse zu telegraphieren."

Rothenfels lachte belustigt. „Ihr mit euern Kleinen-Mädchenstreitereien — ihr Kinder ihr! Siehst du, mir würd' es gerade ein besonderes Vergnügen machen, dich den Menschen vorzuführen, die dich in unerfreulichen Zeiten sahen, ihnen zu zeigen, daß du nun endlich auf dem richtigen Platze stehst und voll gewürdigt wirst von einem Kenner!"

„Ich bitte dich," rief Sylvia, „erlaß mir das! Ich mag nicht wieder in das Haus. Es wird mir schwer genug, überhaupt nach Weimar zu gehen. Ich kann es nur ganz kurz, nur mit

Zugüberschlagen, nur zu deinen Töchtern — und dann wieder fort. Sonst kann ich's überhaupt nicht."

Rothenfels stutzte. „Sind denn das so unangenehme Erinnerungen für dich?"

„Ja — und wer mich liebt, sollte sie nicht aufwecken, wenn er mir eine Wohltat erweisen will."

„Nun, dann natürlich nicht," entgegnete er nachgiebig, „aber ich weiß gar nicht, Sylvia, wie du mir mit einem Mal vorkommst — so — nun ja — launenhaft."

„Du vergißt immer, daß ich auch schon mein Teil erlebt habe, eh' wir zusammenkamen," entgegnete sie ernst. „Du nimmst mich immer für ein unbeschriebenes Blatt von siebzehn Jahren. Das bin ich nun doch einmal nicht mehr."

„Aeußerlich doch," rief er, „und das ist ja dein Hauptreiz. Zerstöre mir den nicht, indem du mit tragischen Dingen plänkelst. Es steht dir nicht, böse Erfahrungen zu haben. Das paßt so wenig zu dir, wie schlechtgemachte Kleider. Du gehörst in Sonne und Glück, und was an mir liegt, sollst du beides haben." Und er umschlang sie liebevoll. Sie schwieg. Sie kannte jetzt die Parole: an der Oberfläche sollte sie gaukeln. Die Tage von Brüssel waren eben andre, als die von Rimini . . .

Nein, Sylvia sollte um keinen Preis geärgert werden! Rothenfels richtete es so kurz wie möglich ein mit Weimar.

Er hatte einen Wagen an die Bahn bestellt. Unter dem wilden Platzregen einer grauen Mittagstunde fuhren sie in die Stadt hinein, wo die kahlen Bäume melancholisch vor den grauen Häu-

fern zitterten, auf leeren Plätzen, wo nur der schneidende Herbstwind regierte.

Sylvia sah kaum aus dem Fenster. Sie fürchtete, daß Schiller, Goethe oder Rammer vor ihren Blicken auftauchen, daß irgendwo Vater Reisenstein von einem Morgenschoppen kommen könne. Die Erinnerung lag auf ihr mit peinigender Gewalt. Wie ausgelöscht schienen ihr hier die Jahre in Delft, alles Vergangene so nahegerückt.

Da hielt der Wagen vor dem Pensionat, das in einer neuen, indifferenten Straße lag, vom genius loci ungeadelt.

Die Vorsteherin empfing sie mit Grandezza; eine lange, glattfrisierte, ernsthafte Dame, die katonische Strenge zur Schau trug, aber dazwischen tolerant zu lächeln vermochte. Man wußte nicht recht, was Wahrheit, was Maske an ihr war, ob der Kato oder das tolerante Element? — jedenfalls stak ihr eigentliches Ich in einer Zwangsjacke.

Rothenfels, der alle Jahre ein- oder zweimal bei ihr auftauchte, redete in liebenswürdigstem Ton allerhand sehr Unsachgemäßes.

Sylvia blieb schweigsam. Frau Werdenfels maß sie mit aufmerksamen Blicken.

Da erschienen Rothenfels' Töchter auf der Schwelle, Hand in Hand, in der linkischen Befangenheit der dreizehn und zehn Jahre, eingezwängt in die puritanische Pensionstracht, die die schmalen Kindergesichter doppelt prosaisch erscheinen ließ. Es war etwas Kampfgerüstetes in ihren Blicken, etwas wie in stummem Widerstand Verharrendes, als sie nun dem Vater entgegensahen, der mit

jovialem, ein wenig geschäftsmäßigem Vater- empressement auf sie zukam.

„Na, ihr kleinen Affen, was macht ihr denn? Hübsch größer geworden? Haltet ihr euch denn auch stramm, wie's Offizierstöchtern zukommt? Lernt ihr brav? Donnerwetter, kleine Ilse, hast ja ganz lange Zöpfe gekriegt! Bloß ein bißchen dickere Backen könntet ihr euch zulegen — futtert ihr denn auch ordentlich? Na, nun kommt mal her und begrüßt eure neue Mama! Ja, so sieht sie aus! Nun gebt ihr mal die Hand und macht euern Kratzfuß!"

Frau Werdenfels hatte sich zum Klavier zurückgezogen und hantierte mit den Noten, um nicht zu stören. Sie hörte den Monolog des Vaters voll Gleichmut an. Bei diesen Verwandtenbesuchen wurde sehr oft der größte Unsinn zusammengeredet, der falscheste Ton gegriffen. Rothenfels hatte seit Jahren den gleichen Ton zu seinen Kindern, gerade so, als wenn er mit kleinen Hunden spräche, er vergriff sich jedesmal. Der Umstand amüsierte Frau Werdenfels. Sie kannte die Welt und wußte, daß die glänzenden schönen Männer bei ihren Kindern oft die geringsten Chancen haben.

Die Jüngere, die sich fester an den Arm der Schwester krampfte, warf aus ihren wasserhellen Augen neugierig erstaunte Blicke auf die schöne, schlanke Dame, die in elegantestem Reisekostüm mit einem Brüsseler Hut, der nach Rothenfels' Aussage „mehr als tip top" war, neben ihrem Vater stand.

Die Aeltere sah eine Sekunde lang zu Sylvia auf, kalt, feindlich und kritisch. Dann starrte sie gleichgültig aus dem Fenster. Sylvia merkte, daß

sie vor diesen dreizehnjährigen Augen keine Gnade fand. Sie wurde befangen; sie kam sich plötzlich so grenzenlos affektiert vor in ihrem Modeblattschick, mit der langen Federboa, die sie jetzt verwünschte, — sie hätte in irgend einem unscheinbaren Kleid zu diesen Kindern kommen müssen, nicht aufgeschirrt als schöne, elegante Frau. Sie fühlte, daß all das eine Entfernung zwischen sie und die Kinder legte, daß die kluge Aelteste sie sichtlich einschätzte als das, was sie auch schien: eine Modepuppe, zu der man kein Zutrauen haben kann.

So kalt lagen die Kinderhände in den ihren.

Rothenfels, im Gefühl, mit seiner Ansprache alle Pflichten erledigt zu haben, wandte sich Frau Werdenfels zu und begann ein klassisch Weimarisches Gespräch, in dem Frau Werdenfels den guten Willen gerührt anerkannte.

Sylvia stand allein vor den Kindern. Es lag etwas Reizloses über ihnen, etwas Verkümmertes, kein Hauch von Poesie, nur Indolenz und Mißvergnügen. Sylvia hatte niemals großen Enthusiasmus für Kinder gehabt. Ihre schwesterliche Schwärmerei für den kleinen Alack war ihre einzige Empfindung auf diesem Gebiet geblieben, aber Alack war auch das Muster eines sogenannten „süßen Bengels“ gewesen — ganz Gnesen fand das —, und diese beiden da waren so ganz die Kinder einer nicht schönen, nicht liebenswürdigen, kränklichen Frau.

„Ich hoffe, daß ihr Weihnachten zu uns kommt,“ sagte Sylvia, „wir wollen dann recht schön zusammen feiern.“

„Wir bleiben lieber hier," versetzte Erika schnell und hart.

„Ihr habt euch wohl sehr lieb?"

Die Aelteste kräuselte die Lippen, als erachte sie bei der Ueberflüssigkeit der Frage eine Antwort für unnötig.

„O ja," sagte die Kleine leise.

Sylvia fragte nach den Stunden, nach den Spaziergängen im Park, sie erfragte sich lauter einsilbige Antworten, bis Rothenfels sie erlöste und sie zu Frau Werdenfels in die Fensternische schob.

Es kam Tee, und damit eine gewisse Abwechslung. Rothenfels trank, um die Zeit irgendwie hinzubringen, gleich drei Tassen hintereinander. Die kleine Ilse gab den Tee mit großem Geschick herum — es war eine Spezialität der Werdenfelsschen Pension, dies frühe Drillen auf derartige kleine Salonkünste.

„Fällt das Lernen den Kindern leicht?" fragte Sylvia.

„Der Kleinen nicht, sie ist zarter und sehr apathisch. Die Große lernt zu leicht — und für meine Prinzipien — zu viel."

„Aber ein Zuviel gibt es doch auf dem Gebiet nicht?"

„Meinen Sie, gnädige Frau?" fragte die Werdenfels etwas ironisch. „Ich bin durchaus ein Feind der allzu frühen Vielwisserei. Ich will hier gar keine Individualitäten erziehen, ich will die mir anvertrauten Kinder als Kinder entlassen. Die meisten gehen fünfzehnjährig von mir fort. Ein ausgeprägter Charakter mit fünfzehn Jahren ist ein Unglück. Je weicher das Wachs bleibt,

um so besser ist dann der Boden bereitet für alles, was das persönliche Schicksal hineinzuzeichnen liebt. Ich weiß nicht, ob Sie einer moderneren Richtung huldigen? Wäre ich Vorsteherin einer unbemittelten Mädchenschar, die sich später selbst ihr Brot zu verdienen hat, so würde ich vielleicht moderner denken. Meine Zöglinge rekrutieren sich aber alle aus sehr wohlhabenden Familien, und ich erweise den Eltern den größten Dienst, wenn ich mein Hauptaugenmerk darauf richte, die Kinder möglichst gesund an Leib und Seele abzuliefern und nur soweit mit Wissensballast beschwert, als es für die späteren Lebenskreise wünschenswert ist. Ich halte sehr viel von englischem Sport und sehr wenig von geistiger Ueberfütterung. Und was das bewußte Schlagwort ‚Frauenfrage' betrifft, so spielt es innerhalb dieser Wände gar keine Rolle. Wir sind mit Willen und Bewußtsein unmodern, und wenn Schopenhauer," setzte sie lächelnd hinzu, „behauptet, daß der Zeitgeist vor Klostermauern innehält, so fällt meine Pension insofern auch entschieden unter diese Rubrik."

Sylvia schwieg. Ihr graute vor dieser Pension, in der man wohlgewaschene Automaten züchtete. Frau Werdenfels mochte ihr das anmerken, denn sie fuhr überlegen fort:

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß Ihnen meine Grundsätze gefallen, wenigstens haben sie immer durchaus die Billigung Ihres Herrn Gemahls gehabt, und was mir immer ein unschätzbares Bewußtsein ist, auch die der verstorbenen Frau von Rothenfels."

„Nicht wahr, Sie haben sie gut gekannt?" fragte Sylvia, froh, von dem Erziehungsthema abzulenken.

„Ja, wenn auch erst kurz vor ihrem Tode — ich war mit einer kranken Schwester an der Riviera, die wenige Wochen vor Frau von Rothenfels starb. Es waren sehr trübe Zeiten für mich, diese Freundschaft der einzige Lichtblick. Wir verstanden uns ganz. Sie sorgte sich sehr um die Zukunft ihrer Töchter und hinterließ mir als eine Art Vermächtnis die Pflicht, wenigstens bis zu ihrer Einsegnung die Hände über sie zu halten."

Das graue Oktoberlicht fiel so scharf auf die Menschen und Gegenstände — so langsam verging die Stunde. Sylvia sah, wie Rothenfels von Zeit zu Zeit bohrende Blicke auf die große Kaminuhr warf, die zwei schwarzlackierte Mohren mit goldenen Ohrringen emporhielten, eine „wilde Sache" erster Ordnung, die gewissermaßen das Hauptstück des Werdenfelsschen Salons bildete.

Die Kinder lehnten schläfrig und schweigsam aneinander. Sie verloren jedes Interesse für Sylvia, nun sie die Fabrikmarke wußte, mit der sie gestempelt werden sollten. Es war alles vieux jeu in diesen Mauern, die Uhr und die Pädagogik und die Werdenfels, deren Geschäftsgeheimnis es zu sein schien, daß sie keine frische Luft in diese Räume wehen ließ, und die es im Grunde sehr wohl besser wußte, denn klug war sie, das sah Sylvia an den überlegenen Blicken, die auf ihr ruhten — klug und nüchtern . . .

Mit einem hörbaren Aufatmen erhob sich Rothenfels zum Gehen. Die Kleine ließ sich küssen, aber die Große bog ihren Kopf energisch zur Seite, sowohl vor dem Lohengrinbart des Vaters als vor Sylvias schmaler Wange. Frau Werdenfels kassierte verbindlich lächelnd den Dankeswort-

schwall des Kriegsgotts ein, und die Welt, die sich so eigensinnig vor dem Zeitgeist versperrte, versank hinter Sylvia.

„Donnerwetter!“ sagte Rothenfels und warf sich wie befreit in den Wagen zurück, „das war aber eine Strapaze! Das ist ein Stück Arbeit mit den Gören! Das reine Holzhacken! Diese bockige kleine Erika, die immer verdrießlich ist! Na, mir tun schon jetzt die Leutnants leid, die mal mit der tanzen müssen! Wenn das gute Wurm nur ein bißchen hübscher werden wollte! Wenn man Erika heißt, hat man doch fast die Verpflichtung zu etwas Niedlichkeit. Heideblume, jawohl . . . Na, ich war immer gegen solche preziöse Namen, da man doch nie voraus weiß, wie eine wird — aber sie tat's nicht unter Erika und Ilse, — sie war nun mal so fürs Poetische. Wie gefiel dir denn übrigens die Werdenfels?“

„Für meinen Geschmack ist sie gar nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe,“ entgegnete Sylvia. „Sie sollte den Kindern geistige Freiheit beibringen, das scheint mir viel wichtiger als Turnen und Hanteln!“

Rothenfels lachte. „Seit wann machst du Witze, Sylvia? Das ist mir ganz neu an dir.“

„Ich spreche im Ernst!“

„Geistige Freiheit,“ rief er, „das fehlte noch! Na, da halt' ich's mehr mit Turnen und Hanteln! Verdrießlich und stumpfsinnig sind die Gören nun mal schon, — wenn sie nun auch noch ‚geistig frei‘ würden, wär's ja gar nicht mit ihnen auszuhalten. ‚Geistig frei‘ — das Wort riecht so nach Reformkleidung und kurzgeschnittenen Haaren. Nein, die Werdenfels ist schon ganz gut, in vieler Hin-

sicht sogar famos. Letztes Jahr hatte die Erika ausgeprägte Anlage zu Raffzähnen; die hat sie ihr mit irgend so 'nem goldenen Mundgeradehalter ganz zurückgebändigt. So was ist für heranwachsende Mädchen weit wichtiger, als wenn sie zum Beispiel so routiniert alle deutschen Kaiser abplappern, worin manche Pensionsmütter den höchsten Stolz sehen, oder wenn sie die ‚Kraniche des Ibykus' von rückwärts her aufsagen, was ich auch greulich finde!"

Er lachte und dehnte sich voll Behagen.

„Uebrigens, Sylvia — hast du die Mohrenuhr gesehen? Prachtvolles Stück, nicht wahr? Wahrscheinlich Hochzeitsgeschenk von den Freunden des verstorbenen Werdenfels. So was zu schenken, ist doch schon mehr Hausfriedensbruch!"

Draußen regnete es von neuem. Der Oktoberwind pfiff. Sylvia zog sich fröstelnd ihre Boa fester um ihre Schultern.

Am Abend ein andres Bild, das letzte auf der Hochzeitsreise, das sich wie in einem Wandeldiorama schnell über die Eindrücke der Pension Werdenfels schob: die kleine Residenz, in die Carlos sich nach beendeter Laufbahn mit seiner Schöneberger Häuserbesitzerstochter zurückgezogen hatte.

Carlos war fünfunddreißig Jahre, äußerst robust und gesund wie wenige. Trotzdem hatte er die Last des Dienstes frühzeitig von seinen Schultern geschoben und jeder Beschäftigung entsagt, eigentlich nur, weil ihm die kleine elsässische Garnison, in die man ihn halb ohne Hintergedanken, halb auch wohl seiner etwas unterwertigen Heirat wegen versetzt hatte, „unmöglich

zum Existieren" war. Er stand nun jenseits von „Gut und Böse" der militärischen Laufbahn. Angeblich beschäftigte er sich in seinen täglichen vierundzwanzig Mußestunden mit „Privatforschungen auf zoologischem Gebiet". Resultate dieser Bestrebungen waren aber noch nicht in die Erscheinung getreten, außer daß ein Freund einmal „Brehms Tierleben" aufgeschlagen auf Carlos' van de Veldeschem Schreibtisch hatte liegen sehen. Seine Frau behauptete zwar, er studiere oft nachts, da er aber heftig in Leihbibliotheken abonnierte, ließ sich schwer ergründen, ob dies Studium historischen oder bloß belletristischen Untergrund hatte. Seine Frau behauptete auch, daß sie die kleine Residenz lediglich deshalb zum Wohnort gewählt hätten, weil Carlos sich dort ungestört „innerlich weiterbilden" könne — in Wahrheit trieb eine andre Sehnsucht sie dorthin: die Sehnsucht nach einem Kammerherrnschlüssel. Dieser symbolische Schlüssel mit dem eigenartigen Nimbus war das einzige, was sie sich zum Leben noch wünschten, denn sonst hatten sie ja alles, konnten alles kaufen, wonach ihr Sinn stand — und ihr Sinn stand nur nach käuflichen Gegenständen. Auch Carlos' Herz hatte sich ganz zur Ruhe gesetzt. Er fühlte sich durchaus wohl neben seiner untersetzten, gutmütigen Lebensgefährtin, die nicht hübsch und nicht häßlich war, nicht zu dumm und nicht zu klug, die in dem exzellierte, was man „inoffensiv" nennt, und die darum bei allen wohlgelitten war, weil sie niemand störte und niemandes Neid erregte. Von dem jungen, ewig verliebten Gnesener Leutnant, der dereinst mit klingendem Spiel als große erste Erfahrung in Sylvias kleine Mädchen-

seele einzog, war nichts mehr an ihm zu entdecken, außer jener Regelmäßigkeit der Züge, die ihn einst zum Adonis stempelte. Der Elan war fort. Er sah so überaus satt aus, was er auch in der Tat immer war, denn bei seiner Gattin lagen die Wurzeln der Kraft durchaus in Küche und Keller. Er war sehr beliebt, auch bei Hofe, und daß der ersehnte Schlüssel immer noch nicht kommen wollte, lag einzig an seiner Heirat und gewissen Vorurteilen, über die man in einer Residenz, gerade je kleiner sie ist, um so schwerer hinwegbalanciert, zum großen Teil auch wohl an dem etwas merkwürdigen Schwiegervater, der zuweilen von Schöneberg angereist kam und durch lärmendes Auftreten seine ganze Dynastie in Mißkredit brachte.

Carlos hatte nur eine Art von Feinden.

Das waren die im Dienst ergrauten, ernsthaften Beamten, die noch mit siebzig Jahren die täglichen Aktenberge durcharbeiteten, durchdrungen von dem Gefühl, daß Arbeit bis zum letzten Atemzug Pflicht — und Müßiggang Laster ist. Von diesem Standpunkte aus war Carlos' Wandel allerdings sehr lasterhaft. Von diesem Standpunkte aus hatten die brachliegenden Körperkräfte dieses gesunden jungen Mannes etwas geradezu Empörendes. Diese alten Arbeitskämpen hätten ihn am liebsten irgendwo als Gepäckträger oder Dienstmann eingestellt, damit doch die latenten Fähigkeiten der Mitwelt auf eine Weise zunutze kämen.

Wenn Carlos mit seinem früh begonnenen „Lebensabend“ geneckt wurde, so berief er sich immer auf England. Dort sei es absolut schick und gebräuchlich, von seinen Renten zu leben, es

wäre deutsches Vorurteil, daß der Mensch à tout prix in einem bestimmten Beruf ochsen und büffeln müsse. „Universalbildung" sei doch auch etwas. Dies ging auf Brehms Tierleben und das Abonnement in den Leihbibliotheken. —

Die Episode in Carlos' Hause war eine glänzende Folie für Sylvias Gatten. Er saß wie ein Bild männlicher Energie neben dem tatenlosen Bruder, und Sylvia empfand es mit geheimem Stolz.

Sie war gesprächiger als gewöhnlich. Alte Gnesener Erinnerungen wurden durchgesprochen, über die sie jetzt so unbefangen lächeln konnte. Die Unterhaltung ging bequem im militärischen Geleise, es war so unanstrengend und so behaglich. Und die Frau hatte für Sylvia etwas Rührendes in ihrer handfesten Einfachheit und der leisen Angst, mit der sie aufpaßte, ob Carlos an der einstigen Flamme neues Feuer fing. Carlos war allein zur Hochzeit in Delft gewesen, sie aus Bequemlichkeit zu Haus geblieben, — dann hatte Carlos' Begeisterung für die schöne Schwägerin ihr Sorge gemacht, sie merkte auch jeden bewundernden Blick, den er zu Sylvia hinüberwarf, jeden kleinen Versuch, das alte Flirtverhältnis wiederherzustellen. Aber Sylvia war so loyal, die nahm keiner etwas weg, am wenigsten solch einem wehrlosen Geschöpf, wie die kleine dicke Schwägerin es war, die wie ein treues Hündchen an ihrem Carlos hing. Und Rothenfels merkte all die kleinen Dessous und freute sich. Alles war Harmonie.

Es lag ein kleiner Stadtteich in den Anlagen der Residenz; allzu viereckig war er, um poetisch zu sein; man hatte ihn künstlich ausgestochen, da

die Natur dieser Gegend Teiche versagte — und ein Teich sollte nun einmal sein! Sogar eine künstliche Insel war in der Mitte, ein kleines Ungetüm von Insel mit bleichsüchtigem Gestrüpp und verkümmerten Bäumen, denen das stagnierende Wasser ringsum auf die Nerven zu fallen schien.

Um diesen Teich wanderte Carlos täglich sechsmal. Es war die Hauptpromenade der Stadt, auf der sich alle begegneten, die etwas auf sich hielten. Und je öfter die Menschen diesen Weg gingen, um so weniger merkten sie, wie stumpfsinnig dies Laufen um ein Viereck eigentlich war; ja, Carlos liebte diesen Teich bereits!

Nachdem er seine Gäste zur Bahn gebracht hatte, umkreiste er ihn wie jeden Morgen.

Er ging durch raschelndes Laub. Er grüßte nach rechts und links. Er machte Front vor den hohen Herrschaften, die auf Gummirädern angerollt kamen und für kurze Augenblicke die Landschaft belebten. Ueber den Teich glitt das Spiegelbild des schnellen Wagens, die roten Kokarden der Kutscher leuchteten effektvoll zwischen all den fahlen Herbstfarben. Alles, was am Teich promenierte, blieb stehen, knickste oder grüßte, und die geduldige Fläche spiegelte all die auf dem Kopf stehenden Leute getreulich wieder, soweit die grünen Binsen es erlaubten, die durch einen unglücklichen Zufall unausrottbar auf den Teich geraten waren.

Der aufregendste Moment in Carlos' Tageslauf war vorüber. Nun pilgerte er nach Hause, lunchte, rauchte und las. Dazwischen sah er viel aus dem Fenster, es war ja so interessant, wer alles vorbeiging! Und er tauschte jede Beobachtung mit seiner Gattin aus. Das gab ihnen die

Idee, daß sie geistig miteinander lebten, sich in jeder Regung verstanden.

Sie waren auf ihre Weise durchaus glücklich. Sie suchten eben das Glück in Bequemlichkeit. Und aus dieser Bequemlichkeit heraus dachte Carlos auch niemals darüber nach, wer ihn eigentlich in dieses Los gedrängt hatte, ihn, den Nachgiebigen, der so leicht zu drängen und zu dirigieren war — wer seine größte Jugendpassion dereinst mit Vernunftgründen erstickte und ihm die reiche, kleine Frau in das Dasein schob wie eine vorsichtig gewählte Schachbrettfigur — die gute kleine Frau, an deren Mammon all sein Elan, seine ganze Mannesenergie gescheitert war!

16

Rothenfels hielt sich selbst für den glücklichsten Menschen unter der Sonne.

In der hellen Etage am Kurfürstendamm richtete er sich das Leben so ein, wie es ihm von jeher als Idealexistenz vorgeschwebt hatte. Alles war auf der Höhe, Möbel und Menus, leise huschende Bediente und die weißen Haubenbänder der Mädchen — und auf diesem schicken Hintergrund die reizende, perfekt angezogene Sylvia.

Für all seine Freunde machte er ein offenes Haus. „Freunde" war für ihn ein Sammelwort, in dem er all die zusammenfaßte, die mit in seines Glückes Schiff einzusteigen suchten — Jugendbekannte, die ihn anborgten, Kameraden von allen Jahrgängen, geschiedene Frauen, deren gesellige Position er wieder zu heben suchte —

junge Musiker, die ihm ihre Kompositionen widmeten —, und die Verwandtschaft bis in die fernsten Verzweigungen, bis in jene Ecken selbst, wo die Familienskelette hausten, die in keinem vielköpfigen Geschlecht zu fehlen pflegen. Er war von einer unendlichen Gutmütigkeit, immer bereit zu helfen und zu trösten, mit offener Hand für jeden Bittenden, und selbst dann noch tolerant, wenn er einmal ganz regelrecht betrogen war.

Seine Logierzimmer standen niemals leer. Wenn nicht Carlos mit seiner Gattin für Wochen einrückte, um sich von der Stille ihrer kleinen, verschlafenen Pensionopolis zu erholen, so hausten irgendwelche Zugvögel darin, die angeblich für drei Tage kamen und fast nie vor drei Wochen entflatterten. Selbst das Familienskelett lud er zum Logieren ein, einen alten, vielpfündigen Onkel, auf den das Wort Skelett nur im bildlichen Sinne paßte und der an leiser Kleptomanie litt — wenigstens wurden die kleinen Eigentümlichkeiten seiner Lebensführung mit dieser Spitzmarke motiviert. Seine Herzensgüte feierte gerade solchen Enterbten des Glücks gegenüber wahre Orgien, wenn er auch im Grunde lieber sah, daß die Logiergäste jung und hübsch waren, und zu denen gehörten, die man „zeigen" konnte, während der bewußte Onkel dem Regiment gegenüber Inkognitogast blieb.

Es war eins seiner Hauptvergnügen, Provinzlern Berlin zu zeigen, dann wurden Hoteldiners arrangiert, Theaterabende, späte Sektsoupers bei Borchardt, nächtliche Gastrollen in Likörstuben, wo er mit großer Kennerschaft für Tanten und Cousinen die verschiedensten Tropfen durcheinandermischte — musikalische Routs im

Hause, eine endlose Kette von Vergnügungen. Und wenn die Gäste schließlich zusammenklappten und „nicht mehr konnten", dann bemächtigte sich ihrer eine staunende Bewunderung für den Hausherrn, dem alles Amüsement nur Ausruhen nach dem Dienste war, der früh um sechs schon zu seiner Kaserne ritt, in den kühlen Morgen hinein, der mittags staubbedeckt zurückkam und, immer gutgelaunt, die Fülle der Meldungen entgegennahm, die seiner warteten —, der dann gebadet und neuverjüngt den Lohn nach der Arbeit forderte, indem er fröhlich in den Großstadttrubel hineinsprang.

So ging es den Winter durch, so ging es Frühling und Sommer. Ein Ende der Saison erkannte er gar nicht an. Nach den Gesellschaften kamen die großen Paraden an die Reihe, die Wettrennen, die Wannseefahrten und vor allem das Regimentsexerzieren, der große Glanzmoment in dem dienstlichen Kreislauf des Jahres.

Wenn er sich an der Spitze seines Regimentes im Sattel wiegte, hinter ihm aufblitzend aus den Frühnebeln die Gardelitzen und Schnüre der kraftvollen Preußenjugend, wenn die Militärmärsche sieghaft schallend die warme Luft durchjauchzten und die „ganz großen Tiere", auf famosen Pferden zusammengeschart, Kritik abhielten, dann war Rothenfels nicht der liebenswürdige Vergnügungsvogel — dann war er Kriegsgott!

Und Sylvia, die Offizierstochter, genoß solche Minuten von Herzen. Ja, sie klammerte sich an diese Momente wie an einen festen Anker. Sie versuchte sich dann ganz auf das Gefühl des Stolzes zu konzentrieren, das Rothenfels' Anblick in ihr wachrief. Er war ein glänzender Offizier,

und sie war glänzend mit avanciert neben ihm. Das bescheidene Provinzregiment, aus dem sie hervorgegangen, stand ihr wie etwas Rührendes in der Erinnerung. Ja, Garde! Das war das einzig Wahre! Und sie las die Bewunderung für ihren Gatten aus den Blicken der andern Regimentsdamen, die neben ihr in Wagen hielten am Rande des Paradefeldes — und die Musik lullte sie ein wie Jugendfanfaren — und die Welt war schön und Sylvia glücklich — in solchen Minuten ...

Während der Herbstmanöver ging Sylvia nach Delft. Sie war total abgehetzt vom Berliner Leben, von Hausfrauenpflichten und Logierbesuch. Die Ruhe tat ihr so wohl. Sie schlief sich einmal wieder aus an den Grachten, jenen selben Grachten, die ihr einsames Bild in den Jahren der „schiefen Existenz" abgespiegelt hatten.

Und zum erstenmal begriff sie, weshalb ihre Mutter lebenslänglich nach dieser holländischen Ruhe, als nach einer Friedensoase, gestrebt hatte. Es war die Reaktion gewesen nach der langen Alltagshetze des Lebens. Sie hatte einfach nicht mehr gekonnt.

Der Weg rund um Delft herum sah gerade so aus wie einstmals. Nur die Gefühle, mit denen Sylvia ihn ging, waren andre; kaum konnte sie sich der früheren genau erinnern — man gewöhnt sich so schnell an gute Lebenslagen, weit schneller als an schlimme! — Jetzt war sie der Stolz ihrer Eltern, ja, zuweilen kam es ihr vor, als verehrte ihr Vater fast einen Vorgesetzten in ihr.

Wandlung der Zeiten! Und war sie denn

irgendwie besser geworden? Oder überhaupt anders? Nein! Sie hatte nur Glück gehabt — ganz verdienstlos.

Dann berief Rothenfels sie telegraphisch nach Brüssel. Die Attachés tauchten wieder auf, die Statisten von der Hochzeitsreise.

In größerer Gruppe wurden die letzten Saisoneffekte von Ostende mitgenommen, dann Paris in fünf Tagen besichtigt — das heißt, das Paris der Restaurants und der Schneiderateliers — Versailles natürlich wegen der Kriegserinnerungen. Zur Venus von Milo reichte die Zeit nicht — übrigens hatte man sie ja auch in Biskuit zu Hause — Hochzeitsgeschenk vom Familienskelett.

Nach der Heimkehr ging die Winterkampagne wieder an, ganz wie das letzte Mal, der Schwall von Besuchen, die Premieren, die großen Abfütterungen. Und beim ersten Diner der Saison, als die Diener wieder mit dem obligaten Southdown durch die Türen brachen, als der unvermeidliche Steinbutt mit der unvermeidlichen gelben Sauce — riesig und brutal — wieder erschien, als kostbare Blumen wieder in feinen Gläsern auf den Tafeln standen — und die Menschen auch so ganz dieselben, so gar nicht anders geworden, außer daß sie vielleicht eine Herbstreise mehr im Erinnerungsfach hatten —, da überfiel Sylvia eine schwere, tiefe Traurigkeit, jene Traurigkeit, die ernsthafte Menschen gerade dann so intensiv überfallen kann, wenn es am hellsten ringsum ist und am lautesten.

Das ganze Getriebe kam ihr so unendlich öde vor. Rothenfels aber, als sie nach Hause fuhren und er sich befriedigt in die Wagenecke warf,

rief aufatmend aus: „Gottlob, daß der Rummel wieder im Gang ist!"

Da behielt Sylvia ihren Pessimismus für sich.

Und der Winter tobte dahin.

In den Weihnachtstagen wimmelte die ganze Wohnung von Gästen. Dazwischen standen ziemlich verloren die beiden Pensionsmädchen. Sylvia hätte sich ihnen so gerne mehr gewidmet, aber die Hausfrauenpflichten, die sie immer so genau nahm, ließen ihr gar keine Zeit. Die Kinder wurden mit Geschenken überhäuft, die sie gleichgültig an sich nahmen. Sie waren blaß, mürrisch und verdrossen. Rothenfels tat, was er konnte. Er zeigte ihnen Berlin — aber nichts verfing. Mürrisch reisten sie wieder ab. Alack erklärte, „es wären kleine Scheusale".

Alack war Sylvias Lichtblick in dieser unruhigen Zeit. Er hatte das Rührende und Liebenswürdige eines jungen Verliebten, eines Idealisten, der noch dazu sehr unpraktisch liebt — irgend ein hübsches, armes Wurm, das zu heiraten Wahnsinn wäre —, aber eben „holder Wahnsinn". Die Phase stand ihm. Er war wie ein Stück Romantik.

Dabei steckte er voll Arbeitslust. Er bereitete sich zur Kriegsakademie vor. Er wollte Karriere machen. Er besah sich nachts die Sterne, und tags zog er hinter Sylvia her und redete wie berauscht von seiner Zukunftsgröße und dem „Engel" in Oberschlesien. Des Engels Vater war etwas bei der Post. Nähere Angaben vermied Alack. Er schien nicht weit vom Schalter beschäftigt — er konnte aber auch Briefträger sein. Nahe an Kraetke heran war er jedenfalls

nicht! Aber Mack fand Vorurteile lächerlich. Er war wie beschwingt — ein Schmetterling, dem noch Glanzstaub auf den Flügeln liegt. —

Im Reigen der zahlreichen Winterdiners kam eins, das Sylvia besonders auf die Nerven ging.

Es war in seiner Art vielleicht das reizvollste, was Berlin zu bieten vermag: eine prachtvolle Tiergartenvilla, in der das viele Geld, das sie repräsentierte, gleichsam geadelt schien durch die erlesenen Kunstwerke in Farbe und Marmor, die von hohen Wänden herniedersahen oder zwischen dichten Blattpflanzen schimmerten. Die Wirte mit dem Nimbus von etwas Besonderem, von politischer Vergangenheit, Bismarckfreundschaft und Verständnis für alle höheren Aeußerungen der Gegenwart. Die Gäste ein Kreis erlesener Namen, Männer, die sich im letzten Kriege ausgezeichnet hatten und noch etwas vom Zauber jener Siege an sich trugen, die sie mit erfechten halfen, Staatsminister im Dienst und außer Dienst, die auf große Rollen zurücksahen oder sie als beati possidentes gerade spielten, berühmte Professoren mit klugen, müden Gesichtern.

Zwischen den leicht erreichbaren Auszeichnungen, die manchen andern von den Uniformen blitzten, leuchteten auf der Brust eines Gastes vereint die schönsten Dekorationen, die ein Preußenherz kennt, diskret beinahe und doch so vieles sagend — das eiserne Kreuz und der schwarze Adler . . .

Rothenfels' kamen beinahe als die letzten. Während er seinem dichten Scheitel den letzten cachet gab, studierte er gewohnheitsgemäß die Tabelle der Gäste, die im Vestibül lag.

„Sylvia!“ flüsterte er amüsiert. „Nun fall mir nicht in Ohnmacht. Weißt du, wer da ist? Professor Thomsen — dein Gatte Nummer 1. Nun zeige mal, daß eine Soldatenfrau Contenance hat!“

Als Sylvia über die Schwelle des letzten der weitgeöffneten Zimmer trat, vor dessen Kamin die Hausfrau stand, sah sie, wie dicht neben dieser Thomsen sich umwandte. Er blickte Sylvia gerade ins Gesicht, kalt und erstaunt, dann trat er langsam einen Schritt zurück.

Die Hausfrau stellte Sylvia einigen Damen vor. Ein paar Zivilisten kamen angestürzt und „baten um die Ehre“. Wo Sylvia erschien, hatte stets ein jeder es eilig, zu erfahren, wer sie sei — dann winkte die Hausfrau Thomsen heran: „Professor Thomsen, der leider den Ruf nach Berlin nicht annehmen will —“

Sylvia grüßte kühl und retirierte sofort in die entfernteste Zimmerecke. Sie versuchte, dem Kamin den Rücken zuzuwenden — und dennoch sah sie, wie Rothenfels sich in seiner überlegenen Unbefangenheit auf Thomsen zu lancierte, sich vorstellte und sofort ein heftiges Gesprächsfeuer über das 93. Regiment und den brillanten Uebungsplatz auf der Wölmse entfesselte.

Zum Glück öffneten in diesem Moment die Diener die Eßsaaltüren.

Sie zitterte, wie sich ihr Platz entwickeln werde, aber es machte sich gnädig. Sie saß zwischen zwei Offizieren und schräg ihr gegenüber Thomsen, dank der eleganten Breite des Tisches aus jeder Möglichkeit einer Unterhaltung heraus.

Nach wenigen Minuten wurde sie ruhiger. Sie sagte sich, daß sie ja eigentlich gar keinen

Grund zum Zittern habe, daß jener Mann dort mit den kalten, gleichgültigen Blicken sie ebensowenig etwas anging, wie ihre Nachbarn rechts und links. Er sah auch gar nicht zu ihr herüber. Er saß da wie einer, dem ein Diner eine Pein ist. Nein, er hatte sich wenig geändert seit dazumal! Aber seltsam war ihr doch zumute, so mit Gegenwart und Vergangenheit an einem Dinertisch!

Und wie ein Gesicht so oft die ganze Umgebung heraufzubeschwören vermag, in der man es am häufigsten gesehen, so erschien ihr mit einem Male das Jenenser Haus mit den Lilien im Garten und der Saale davor — mit den stillen, von ernsten Bildern geweihten Zimmern, durch die jener Geist wehte, den sie damals nicht begriff in ihrer kindischen Seele und der dennoch, beinah ihr unbewußt, eine andauernde Macht über sie gewonnen hatte, die ebensowenig wegzulöschen war wie die Tatsache ihrer ersten Heirat.

Weshalb befriedigte ihr Leben des Luxus und des Vergnügens sie nicht? Weil sie alle Dinge an dem Maßstab maß, der in jenem Hause galt. Und während ihr junger Nachbar von den feurigen Augen der Otero erzählte, vom Zeppelinschen Luftschiff und den frisch verliehenen Abzeichen seines Regiments, dachte Sylvia über sich selber und ihren Wert nach. Sie wußte jetzt, in welcher Epoche ihres Lebens sie am meisten wert gewesen war — damals, als sie Thomsen verließ. Damals hatte sie fertig gebracht, was auch manche klügere Frau ihr nicht so leicht nachgemacht hätte —, damals war sie stolz und frei gewesen, war ruhig hineingegangen in all die schwierigen Folgen ihres Ent-

schlusses. Aus sich selbst heraus hatte sie das Rechte getan, allen Einwendungen zum Trotz. Nein, sie brauchte die Augen vor Thomsen nicht niederzuschlagen — und sie sah ihn an, ganz ruhig und objektiv, wie den Markstein eines alten Ereignisses.

„Gnädige Frau," sagte ihr Nachbar zur Linken, ein rotbestreifter Major vom Generalstab, „Sie betrachten sich auch Professor Thomsen? Nicht wahr, es macht doch riesigen Spaß, so jemand mal ‚in Zivil' zu sehen — ich meine als Mensch! Vor zwei Jahren war ich 'mal krank und wurde an die Riviera geschickt. Da borgte mir jemand so ein herrliches Buch von ihm über griechischen Götterglauben. Und morgens zog ich damit immer auf eine Bank am Meer, so recht in die Sonne, rechts eine Palme und links eine, und da las ich drin, und ich muß sagen: wundervoll war's, wie so die alte Götterwelt vor einem auflebte! Nachher beim Hotellunch wurde mir oft ganz schlimm zumute, wenn ich dann so im Kontrast zu den Olympiern die hungrige Reiseschar losessen sah. Nun interessiert's mich so, ihn mal zu erblicken. Solche Leute sehen ja immer ganz anders aus, als man nach ihren Büchern denkt!"

„Und wie dachten Sie sich denn den Verfasser?" fragte Sylvia in der angenehmen Sicherheit, daß der Nachbar nichts von ihrem Einst wußte.

„Nun, wie einen Hünen, riesengroß, so mehr wie Wotan, mit enormer Kraft. Na ja! Es gehört auch 'ne dolle Kraft dazu, solche Riesengeister zu beschwören! Ich könnt's nicht. Mich würde dieser übernatürliche Verkehr binnen kurzem ganz neurasthenisch machen. — Und nun dieser

feine, stille Mann, der so wie ‚kühl bis ans Herz hinan‘ dasitzt — daß der das gekonnt hat! Daß der diese große Welt in sich trägt! Man begreift nur immer nicht, daß so jemand überhaupt mit der wirklichen Welt nachher fertig wird, mit den an allen Ecken stoßenden und puffenden Realitäten. Diese empfindlichen Augen — der Mann sieht aus wie eine Mimosennatur. Man hat das Gefühl, jeder kleine Mißton müßte ihn aufs entsetzlichste verwunden. Und das gefällt mir auch so an ihm, daß er sich zu Berlin nicht entschließen kann. Was sollte der auch in diesem lauten Hexensabbath! Solche Leute gehörten eigentlich auf eine stille Insel, müßten sich da kasernieren, so zum Beispiel auf der Isola Bella im Lago Maggiore —, aber dann kein Mensch sonst ringsum."

Sylvia tat das Gespräch sehr wohl. Der kluge, lange Major mit den richtigen Gedanken, die er gleichsam im Postkartenstil von sich gab, brachte sie so glatt über die Unbehaglichkeit dieses Diners hinweg. Und er merkte ihren Beifall und genoß ihn. Er hatte die schönste Nachbarin, die in ihrer weißen Seide mit dem blitzenden Diamantschmuck und der erhöhten Farbe, die ihr die Erregung verlieh, vielleicht reizender aussah als je.

Zuweilen beugte Rothenfels, der an der gleichen Tischseite saß, sich vor, um Sylvia zu sehen. Er war so unendlich eitel auf seine Frau und suchte das auch gar nicht zu verbergen. Man nahm das für eine seiner liebenswürdigen Schwächen und lächelte darüber und fand es im Grunde doch sehr nett. Heute sah er sie neckend und übermütig an. Er behielt auch Thomsen scharf im

Auge. Aber er ertappte ihn nur einmal auf einem Blick: als man aufstand, als die Stühle gerückt wurden, da betrachtete Thomsen seine einstige Frau ganz genau — eine halbe Minute lang. Muß der sich ärgern! dachte Rothenfels. Aber es war kein Aerger in Thomsens Blick — nur ein gewisses sachliches Interesse.

Sylvia sorgte dafür, daß beim Kaffee die Weite der Zimmer sie von Thomsen trennte. Ein alter General nahm sie in Beschlag, ein Armeeführer von 1870, in dessen Augen es wie Jugendglut und Siegerstolz aus jener glorreichen Zeit zurückgeblieben war. Er sprach so eifrig auf Sylvia hinein. Wie eine sichere Mauer stand er zwischen ihr und Thomsen.

Sobald es nur irgend möglich zu machen war, wandte sich Thomsen zum Gehen.

Ein Staatsminister a. D. redete den alten General fest. Sylvia stand allein. Sie flüchtete neben die Staffelei mit dem Lenbachschen Bismarck, dessen Antlitz, in dem die Glorie einer hinabgegangenen Zeit zu strahlen schien, von der Flamme des nahen Kamins rötlich angeglüht war.

Thomsen trat näher. Einen Augenblick betrachtete er den Bismarck. Dann wandte er sich zu Sylvia. „Ich kann nicht gehen," sagte die wohlbekannte, leise, einst so sehr von ihr gehaßte Stimme, „ohne Ihnen zu sagen, gnädige Frau, wie sehr ich mich freue, Sie so glücklich und so recht in Ihrem Element gesehen zu haben."

Er sprach ganz rasch, halb gedämpft, dann verbeugte er sich und ging, nachdem er umsonst einen Augenblick gewartet hatte, ob sie ihm die Hand reichen werde.

Sie tat es nicht; sie grüßte nur. „So recht in Ihrem Element" — und die leise Ironie dabei! Sie haßte ihn, diesen schlechten Menschenkenner!

Die Frau vom Hause hatte etwas von Thomsens Worten aufgefangen, und bei ihrer großen Vorliebe für alles, was nicht nach der Schablone war, begann sie sich plötzlich lebhaft für Sylvia zu interessieren.

„Ach, ich wußte gar nicht, daß Sie sich kannten," sagte sie mit Wärme. „Wie schade! da habe ich doch die Tischordnung falsch gemacht. Mein Mann meinte nämlich, daß wir einem so schönheitskundigen Manne wie Herrn Thomsen doch zeigen müßten, daß wir hier auch etwas Schönes besitzen — und ihn daher neben Sie setzen! Ich dachte aber, Sie würden sich zwischen Kameraden Ihres Herrn Gemahls wohler fühlen. Gewiß hätte es Ihnen aber anders mehr Vergnügen gemacht!"

„O nein, keineswegs!" sagte Sylvia entschieden.

„Da fällt mir übrigens ein... ja, wie ist es doch gleich? Neulich sprach mir noch jemand davon, daß Professor Thomsen verheiratet war und nun Witwer ist. Wenn ich nicht irre, soll seine Frau ja eine Schliechting gewesen sein, vielleicht eine Verwandte von Ihnen?"

Sylvia sah der alten Dame fast bestürzt ins Gesicht. Es tat ihr leid, die Arglose in Verlegenheit zu setzen.

„Verzeihen Sie," entgegnete sie halb entschuldigend, „ich war es selbst."

Die Dame stutzte, aber Weltdamen fassen sich schnell und gleiten leicht über alle Abgründe hinweg.

„Nun, so habe ich doch zweckmäßiger placiert als mein Mann," sagte sie leichthin. Sie wollte abbrechen, aber mit einem Male fühlte sie eine starke Sympathie für diese reizende Frau, die sie immer für eine schöne Enveloppe mit wenig Seeleninhalt gehalten hatte. Sie nahm Sylvias Hand in die ihre und fuhr liebevoll fort: „Nun hoffe ich nur, liebe Frau von Rothenfels, daß wir Ihnen nicht unbewußt das Behagen hier verdorben haben. Aber wissen Sie, wer Sie nur flüchtig kennt, nur aus Salons, dem scheinen Sie so ganz das, was man mit dem Schlagwort ‚unbeschriebenes Blatt' bezeichnet; da müssen Sie einem schon etwas Ver- oder ich möchte sagen: Bewunderung zugute halten, wenn man mit einem Male merkt, daß doch schon eine besondere Geschichte auf diesem Blatte steht. Aber nun täusche ich mich nicht wieder. Nun weiß ich, wohin Sie gehören: zu den ‚stillen Wassern'. Und mir ist alles so grenzenlos sympathisch, was tief ist. Nur das Seichte kann ich nicht vertragen! Aber hören Sie, Ihr Herr Gemahl singt!"

Richtig, da erklang es auch schon durch die Gemächer — das Bravourstück:

„Im Arm seine zitternde Liebe!"

Alles zerfloß in Bewunderung. Man überschüttete Sylvia mit Komplimenten. Zum ersten Male erregte diese ewige „zitternde Liebe" ihren Widerspruch und sie dachte nur: ‚Gottlob, daß Thomsen gegangen ist!' —

Sie fuhren nach Hause. Rothenfels war in angeregtester Stimmung.

„Nun, Sylvia, wie kamst du dir vor mit

zwei Männern im Zimmer, du kleine Mormonin? Ich habe mal Memoiren gelesen d'une grande dame, weißt du, von der Potocka, der mit den schönen Locken auf dem runden Bild. Deren Gatte brachte es fertig, einmal mit drei seiner Frauen in Gesellschaft zusammen zu sein. Und das genierte alle vier gar nicht. Im Gegenteil, sie waren sämtlich große Geister und alle höchst unbefangen miteinander. Das nenne ich mondain! Haltung muß der Mensch haben. Damit imponiert man sich selbst. Du hast dich auch schneidig benommen, Sylvia — auch grande dame!" Und er küßte ihr anerkennend die Fingerspitzen. „Uebrigens," fuhr er fort, „ich empfand mal wieder so recht, wie angenehm es ist, bei derartigen Konkurrenzfällen körperliches Uebergewicht zu haben. Wenn ich nun so viel kleiner gewesen wäre wie er oder er auch nur so groß wie ich, dann hätte es mich vielleicht geniert — aber so — mit meiner Länge! —" und er reckte beide Arme gegen das Wagendach — „da fühlt man sich eben immer als Herr der Situation. Aber du bist so ganz stumm, Sylvia?"

Sie öffnete das Fenster und beugte sich in die Nachtluft: „Nun, zu den besonderen Annehmlichkeiten rechne ich solche Begegnungen nicht gerade."

„Na, dafür ist's ja gut, daß er nicht nach Berlin strebt. Hier paßt er ja auch gar nicht her. Wer so durchs Leben träumt, den überfährt hier ja über kurz oder lang mit Sicherheit eine Elektrische."

„Bitte, laß die Witze!" bat sie. „Ich kann nun einmal nicht alle ernsten Dinge lächerlich finden."

„Aber Sylvia!" rief er. „Schlecht gelaunt? du? Was muß ich erleben! Ich dachte, das könntest du gar nicht sein. Na, wie versöhnen wir dich denn nur? Soll ich dir einen neuen Hut schenken? Oder wollen wir eine schöne Reise machen? Nach den Manövern? Ich weiß was, wir wollen im Spätherbst nach Aegypten. Carlos geht ja auch hin. Angeblich interessiert er sich ja so für Krokodile. Wollen wir mit? Und der alte General von Stein, der dir heute nach Tisch so den Hof machte, geht auch hin. Er hat mir so zugeredet. Was meinst du? Wollen wir?"

Und er hüllte sie ganz ein in Freundlichkeit und liebevolle Vorschläge — all ihre Vorwürfe erstarben vor seiner Herzensgüte.

17

Die ägyptische Reise ging wirklich im Spätherbst vonstatten, in ziemlich rasendem Tempo, da Rothenfels' Urlaub natürlich kurz beschnitten war.

Selbst die Dampferfahrt von Genua nach Afrika hatte nichts Ausruhendes. Es war zuviel Geselligkeit an Bord. Die Brüder Rothenfels freundeten sich mit sämtlichen hübschen Ausländerinnen an und abends knallten die Champagnerpfropfen hier geradeso wie in Berlin, und die eleganten Toiletten, die durch die Kajüten schleiften, brachten ganz die Illusion einer auf ihrer Höhe befindlichen Saison hervor.

Das Meer, das draußen seine mittelländischen

Weisen sang, erschien nebensächlich gegen dies schwimmende Hotel, das Großstadtluxus über die frommen Wogen trug.

Carlos' Gattin lag meist in einer Hängematte und las Tauchnitz-Editions. Die ganze Reise war ihr sehr unbequem — ein Opfer, das sie Carlos' „innerer Weiterbildung" brachte. Außerdem fürchtete sie sich vor Aegypten; sie hatte eine bodenlose Angst vor Mumien und Krokodilen, zwei Dingen, die sie ziemlich für dasselbe zu halten schien.

Am wohlsten fühlte sich Sylvia, wenn sie neben dem alten Generalspaar saß; sie hatten so etwas von Philemon und Baucis; sie repräsentierten ein altes Eheglück. Dabei genossen sie alles, die Schönheit der Fahrt und den Komfort des Schiffes. Der alte Kriegsheld war daneben ein verständnisvoller Welt- und Lebemann, der materiell und geistig zu genießen verstand, mit allen Hunden gehetzt, noch immer voll Spannkraft, mit jungen Augen unter grauem Haar. Es war, als ob die genossene Befriedigung ihn so frisch erhalten habe — die Befriedigung, daß er seine Fähigkeiten hatte verwerten können in der größten Zeit des 19. Jahrhunderts, daß die Gelegenheit ihm günstig gewesen war, die sich denen so oft versagt, die Heldenkraft in sich spüren — und nur zu unrechter Stunde geboren sind.

Sylvia hörte so gern, wenn er von den heißen Schlachten sprach, so unmittelbar, als wären sie gestern erst geschlagen. Und seine Baucis, die er bald nach jenem Krieg geheiratet, lauschte andachtsvoll mit auf die ihr wohlbekannten Geschichten — sie sah in ihm Bismarck und Moltke in einer Person.

‚Es gibt also auch glückliche Ehen,‘ dachte dann Sylvia wohl.

„Ja, die Steins sind auch ein Beweis,“ erläuterte Rothenfels das Paar, „was für ein Segen es ist, wenn ein ordentlicher Batzen Geld in eine Familie kommt. Die mußten sich ihrer vielen Kinder wegen bisher immer ziemlich platt legen, wohnten drei Treppen hoch, und wenn er noch so gern Droschke gefahren wäre, stieg er — letztes Jahr noch — schließlich doch immer in die Straßenbahn. Ja, ja, das kennt man: berühmter Stamm, hoher Rang, alter Adel, Orden erster Güte, und dabei doch Straßenbahnexistenz — das Straßenbahnmoment ist so bezeichnend. Na, ich danke meinem Schöpfer, daß ich mich zu rechter Zeit wenigstens zum Mietswagendasein emporgeschwungen habe. Nun, für die Alten kommt das Geld etwas spät, aber nun haben sie doch vor Torschluß noch etwas davon. Früher gingen ihre Reisen nach Bertrich oder Kohlgrub. Ausland hat er, glaube ich, nur im Krieg gesehen. Nun haben zwei Söhne reich geheiratet, gleich Schwestern, ein ganzes oberschlesisches Kohlenbergwerk gleichsam ausgeschlachtet, Oberleutnants mit Unternehmungsgeist — und nun geht alles gleich aus anderm Ton. Statt Hahnenklee leisten die Alten sich Aegypten.“

So perorierte Rothenfels in der Meerenge von Messina. Er trug den Berliner Horizont immer mit sich wie ein Opernglas in der Tasche.

Sylvia hatte kein Glück mit Aegypten. Der erste Eindruck schon verdarb ihr die Stimmung. Auf der sonnenhellen Terrasse von Shepheards Hotel in Kairo saß quer auf einem japanischen Rohrstuhl in weißem Radelkostüm, von zwei

ebenso unschuldweißen Globetrotters umstanden, Irene Reifenstein und photographierte.

Sylvia blieb sehr kühl. Die Brüder Rothenfels waren entzückt von ihr und fanden, daß sie ungemein viel Rasse habe.

Irene hatte sich von ihren Eltern ziemlich emanzipiert. Sie fand es lächerlich, mit Eltern zu reisen. Eltern waren in ihren Augen überhaupt eine altmodische, ziemlich überwundene Einrichtung. Sie fühlte sich aller Bevormundung entwachsen, fühlte sich als „freies Weib". Sie war auch über die Zigaretten hinaus, sie rauchte Zigarren — sie sei „wahnsinnig amüsant", sagte Rothenfels, und Carlos, der sich zuweilen auf den Schwerenöter spielte, wenn seine Gattin außer Hörweite war, pflichtete mit vielsagendem Kopfnicken bei.

Irene reiste mit einer Gesellschaft, die nur aus reichen, eleganten, trägen Leuten bestand. Ihre beste Freundin in diesem Kreise war eine frischgeschiedene Frau, die am Nil die Miseren eines langwierigen Scheidungsprozesses zu vergessen suchte — Sylvias Nachfolgerin im Reich von Irenes Freundschaft. Sylvia betrachtete die forsche Dame, die so gern und kräftig auf ihren verflossenen Eheherrn schimpfte, mit psychologischem Interesse. Nein, so war sie damals nicht über ihre Scheidung hinweggekommen! Dies „freie Weib" war entschieden ein besserer Akrobat für derartige Hindernisse!

Man verbrachte den ganzen Abend zusammen. Zu Sylvias Glück war es der letzte afrikanische Abend für Irene und ihre „Bande". Morgen sollte es nach Spanien gehen.

Die Brüder Rothenfels bedauerten das leb-

haft. Die „Bande" war so riesig lustig und so überaus bequem in ihrer Auffassung von Aegypten. All diese Menschen dachten gar nicht nach über die alten Dynastien; sie posierten nie auf das historisch Angehauchte; sie fanden die alten Götzenbilder, die frisch ausgebuddelt dem Wüstensand entstiegen und mit den starren, riesigen, unergründlichen Augen in die heiße Tageshelle sahen, einfach komisch. Sie nannten die großen Herrscher des alten Weltreichs, die Ramses und Sesostris, einfach „dolle Kerls", und genierten sich gar nicht, ihre Tennisbälle gegen die Pyramiden fliegen zu lassen, im Gegenteil: jene Punkte Aegyptens, die geeignete „grounds" für Tennis und Golf abgaben, gefielen ihnen am besten, und daß Jahrtausende auf sie herabsahen, ließ sie weit gleichgültiger als einst die Soldaten Napoleons. Sie waren eine Auslese blasierten Weltbummlertums, zusammengeweht durch den Umstand, daß sie alle viel Geld und keine Ideale hatten, daß sie alle photographierten und alle den Flirt liebten.

Irene hielt Sylvias Reserviertheit natürlich für Eifersucht und genoß es sehr, daß die beiden Brüder ihr und der Frischgeschiedenen, Schnellgetrösteten so viel Geschmack abgewannen. Wo Irene saß, wurde beständig gelacht. Sie war so schlagfertig und frech, daß es Sylvia physisch weh tat, so, als kratze jemand mit einem schrägen Griffel auf Schiefer. Sie verwickelte Rothenfels in ein langes Gespräch über Gibraltar und variierte das berühmte Gibraltaer Affenthema, und Rothenfels variierte mit, während draußen die große, dunkle, ägyptische Nacht feierlich heraufzog und die heilige Erde in tiefblaue Schleier hüllte.

Aegypten begann mit einem Mißton für Sylvia. Die scharfen Kontraste gingen ihr auf die Nerven. Das Klima bekam ihr nicht, es machte sie schlaff und müde. Wie Traumbilder zogen die Nilufer vor ihren Augen vorüber. Sie fühlte, daß sie alles wieder vergessen würde, was sie sah, nur eines vielleicht nicht, die Tage in Theben.

Die waren ein bleibender Eindruck aus einem bestimmten persönlichen Grunde.

Die Brüder Rothenfels sahen Theben in einem ganz besonderen Licht. Das „Hunderttorige" war ihnen ganz nebensächlich, nebensächlich wie auch das Neigen der zahllosen Palmenwedel, wie die lichtglühenden Linien des lybischen Gebirges und die düsteren Gräberstätten, in denen die ältesten Dynastien der Kultur zur Ruhe gegangen. Für sie war Theben der Ort, wo man das Glück haben konnte, unter Umständen einen Schakal zu erlegen, ja man sprach sogar von Hyänen, die zuweilen um die Tempel von Karnak kreisen sollten. Die famosen Jagdanzüge wurden ausgepackt, und wer die Brüder ausziehen sah, hätte sich plötzlich auf oberschlesischem Jagdgebiet oder bei ungarischen Magnaten glauben können.

Daß der Nil so nahe seine schweren Fluten rollte, daß aus dem Schatten der Nacht die Kolosse Memnons ragten und die großen feierlichen Tempel tragisch und finster in diesem Teil der Erde standen, das war bloße Zugabe für die Brüder Rothenfels — der Schakal und die Hyäne blieben die Hauptsache.

Sylvia begriff diese Empfindungsweise nicht, überhaupt forderte ihr Mann auf dem Hintergrunde Aegyptens ihre Kritik viel mehr heraus als daheim.

Das militärische Milieu stand ihm eben viel besser als das ägyptische. Es reizte sie oft, wie schnell er mit seinem Urteil fertig war, eine wie erstaunlich kurze Frist er brauchte, um ein Heiligtum, über das sich die Gelehrten seit vielen Jahren die Köpfe zerbrachen, in der Geschwindigkeit abzutaxieren, daß ihm die Tempel von Dendera oder die ganze Insel Philä nicht mehr Kopfzerbrechen machten als etwa die Inspizierung einer Kompagnie.

Woher kam es, daß sie sich so ernüchtert fühlte? Die Frage drängte sich ihr immer wieder auf. Aber sie war zu feige, sie sich selbst zu beantworten. Da brachte eine Vollmondnacht ihr plötzlich Aufklärung. Sie ritt mit dem alten berühmten General zum Tempel von Karnak. Da die Brüder meist auf Jagd waren und die alte Generalin meist „katarrhalisch" infiziert, fanden die beiden sich öfter als stille Weggenossen zusammen.

Mit der vollen Glut einer geschichtskundigen Seele genoß der alte Kriegsheld den Vorweltschauer, der von diesen Pyramiden und Tempeln ausging; aber er verschnitt seinen Enthusiasmus nicht gern im Gespräch, denn man reiste mit Cook, und das Menageriehafte der Unternehmung machte ihn verstummen. Sylvia, die so gut zu schweigen verstand, war ihm die angenehmste Gesellschaft.

In fernem Schein ragten die Säulen von Luxor. Das weite Wüstenland lag ausgebreitet in verschwiegener Stille. Nur zuweilen flatterten Fledermäuse von alten Grabstätten empor, und der Schlag ihrer Flügel klang gespenstisch, der einzige Ton, der in die Lautlosigkeit ägyptischer Landschaft paßte. Vor dem Tempel des Mondgotts stiegen sie ab.

„Alle Achtung vor Ramses!“ sagte der General und grüßte militärisch. „Es ist doch ein Segen, daß es so was gibt, nicht bloß neunzehntes Jahrhundert und moderne Metropolen.“

Langsam, vom Reitknecht gefolgt, schritten sie weiter im Wüstensand. Da stand der Tempel des Ammon. Geisterhaft, mit scharfen Mondschatten, hob sich der riesige Pylon als Eingangstor vor dem „Throne der Welt“, wie der Tempel in jenen Tagen hieß, als die Lande am Nil die Welt bedeuteten. Sie stiegen hinauf. Von oben gesehen, lag ihnen die ganze Tempelherrlichkeit zu Füßen, Höfe und Säulen mit ihrem Nimbus von Pharaonennamen.

Der General schwieg lange. Er genoß und seufzte dabei zuweilen.

Und Sylvia schwieg auch. Aber sie genoß nicht. Sie litt.

Ja, so war's! Ihr Mann jagte Schakale, und sie saß ohne ihn im Mondenlicht auf den Tempeltrümmern von Karnak! Und so würde es immer sein, immer eine Kluft, immer etwas Trennendes, das er nicht empfand, aber worunter sie leiden mußte.

Und nie war ihr diese Kluft so klar geworden wie in dieser Stunde, wo sie endlich einmal Ruhe hatte, in dieser Umgebung, deren sagenhafte Großartigkeit auf ihr lastete, die sie nicht voll begriff und nicht enträtseln konnte und die nur ihr eignes kleines Leid doppelt deutlich vor ihr entstehen ließ, ein Leid, das so winzig war neben der Größe der Pharaonen, die ihre Ewigkeitsdenkmale an den Nil gebaut haben — aber das Leid einer Lebendigen!

Die Pharaonen waren gut daran, die hatten ausgelitten. Und plötzlich tat Sylvia, was sie in schwierigen Augenblicken schon oft in ihrem

Leben getan, da sie zu denen gehörte, die „nahe ans Wasser gebaut haben", wie man sagt: sie senkte den schönen blonden Kopf mit der englischen Reisemütze auf beide Hände und begann bitterlich zu weinen.

Der alte General erschrak. Er war gerade dabei, sich in Gedanken die Gestalten der Napoleonischen Kriegsmänner vor jenen Pylon hinzuzaubern, wie sie da unten standen, die französischen Mützen schief auf den verwegenen, narbenreichen Gesichtern, und die Längen- und Breitengrade in den Stein zeichneten, die ihre alles enträtselnde Zeit selbst für diese Gegenden herausgefunden hatte. Nun weinte da plötzlich jemand neben ihm, die schöne, reiche, glückliche Frau von Rothenfels, die „Springer"-Gattin, die er immer für etwas apathisch, aber immer für sehr zufrieden und glücklich gehalten hatte.

„Um Gottes willen, Kind!" sagte er väterlich. „Was ist denn? Sie fürchten sich doch nicht etwa vor; Fledermäusen?"

Sylvia schluchzte lauter.

„Aber was fehlt Ihnen denn?"

„Ich weiß nicht," flüsterte sie, „aber das alles beklemmt mich so, und überhaupt —"

Sie suchte sich zu fassen.

„Ach so," sagte er, „die übliche Ruinenmelancholie! Na, so Gott will, ist's nichts weiter. Hab' ich auch gekannt als junger Mensch! Saß mal nachts auf dem Drachenfels. Jedes alte Gemäuer tat's schon bei mir, jeder morsche Stein machte mir Weltschmerz. Und nun hier erst, das schwindelnde —"

Er streichelte begütigend ihre tränenfeuchte Hand. Aengstlich betrachtete er sie von der Seite. Ein Gedanke kam ihm: Sollte sie am Ende in

die Rubrik der „unverstandenen Frauen“ gehören? Er hatte gar keinen Sinn für diese Spezies! In seiner Jugend gab's diese Sorte gar nicht, da litt keine an „unerhörten Seufzern“. Da waren alle „weiblich“ im althergebrachten Sinn und den Männern dankbar, den „hohen Herren“, die sich zu den frommen, gläubigen Käthchennaturen niederneigten. Frau von Rothenfels sah im Grunde eigentlich wie das Ideal solch eines blonden Normalkäthchens aus — sollte sie dennoch —?

Sylvia mochte sich auf ihren geheimen Gedankengängen ertappt fühlen, als sie die klugen alten Augen so nachdenklich auf sich ruhen sah. Sie schämte sich ihrer Schwäche und nahm sich zusammen. „Es ist schon vorbei,“ sagte sie halb entschuldigend. „Mir sind wirklich diese Tempeltrümmer auf die Nerven gefallen. Es hat aber auch etwas Unheimliches, all dies Uralte, neben dem das Christentum wie Neuzeit erscheint — Sisak, den König von Aegypten, der gegen Rehabeam zog, den lernt man ja schon in der biblischen Geschichtsstunde.“

Der General war beruhigt. Sylvia aber hatten die Tränen erleichtert. Und sie war sich in dieser Stunde klar geworden über sich selbst, immer eine Wohltat, wenn auch das Ergebnis melancholisch sein mochte. Sie wußte jetzt, was ihr fehlte: eine „femme incomprise“ war sie, eine von den zahllosen. Da lag die Wurzel ihrer Leiden! Und sie schämte sich fast, daß sie etwas so Alltägliches war, etwas so Abgegriffenes, so hundertfach in Novellen Verhandeltes.

Und wer trug die Schuld? Eignete sie sich nicht zur Ehe? Oder eignete die Art Ehemänner, die

ihr Schicksal ihr an die Seite zwang, sich nicht für sie?

Es waren keine sehr ortsgemäßen Fragen, die sie auf dem Tempelpylon von Karnak mit sich erörterte, es saß eben „das kleine Menschenkind an dem Ozean der Zeit“. Aber beim Flattern der Fledermäuse und dem fernen Hinschleppen der schweren Nilflut kam sie doch zu einem Resultat. Sie schwor sich, gegen ihren inneren Bankrott anzukämpfen, so gut es ging, alle Schuld in sich zu suchen, wenigstens dankbar zu sein, wenn sie nicht glücklich zu sein vermochte, sich herauszuretten aus der Sentimentalität ihres Zustandes — und fast unheimlich war ihr dieser Schwur an einer so heiligen Stätte, wo durch riesige Säulenwälder Schatten der Bibel und uralten Geschichte glitten.

Als wenige Tage später der weiße fröhliche Lloyddampfer eines Morgens durch die adriatischen Wellen zog, — er fuhr von Messina nach Triest — trat Sylvia als die erste auf Deck.

Sie liebte die Schiffsnächte nicht. Sie fürchtete sich ganz regelrecht, wenn die Wogen an die Kajütenfenster klatschten und das Heulen einer Sirene die Nacht durchklang, darin war sie ganz vieux jeu und hatte nichts von der schneidigen Bravour moderner Frauen, denen kein Element imponiert. Sie fühlte sich jeden Morgen erst dann wohl, wenn die Sonne auferstand und die Welt wieder behaglich machte.

Ueber die blaugrüne Flut strich eine frische Brise — so jung schien das Meer, so unverbraucht und neu. Nur die Schiffbediensteten sah

man an Bord und den rotbärtigen Kapitän, dessen Kopf sich wie ein feuerroter Fleck aus den zarten Morgentönen hob. Der italienische Strand leuchtete wie eine helle ferne Linie über dem Wasser. Sie wußte nicht, waren es glitzernde Möwenfittiche oder weiße Häuserreihen, die sie vom Ufer herüberblitzen sah?

„Was ist das da drüben?“ fragte sie den Kapitän und deutete zum Strand.

Der rote Feuerbart wandte sich zur Seite. „Rimini.“

Rimini — sie setzte sich auf die Schiffsbank und schaute aufmerksam dahin. Sie empfand es als etwas Unheimliches, dies Stehenbleiben der Szenerien, über die unsre Erinnerungen hingegangen sind, ohne eine Spur zu lassen — Kulissen, die ruhig am Platze blieben für andre Spiele, andre Komödien.

Damals, in den Tagen von Rimini, war sie ein Kind gewesen, ein harmlos törichtes — ein Kind, vom Zufall auf einen Platz gestoßen, auf dem sie sich nicht hatte behaupten können. So lange vergangen schien ihr jene Zeit, sie selbst sich so erfahrungsreich und verändert.

Sie besann sich plötzlich so deutlich auf Rimini — nicht auf die große Leidenschaft der Malatesta, aber auf den seltsamen Seegeruch am abendlichen Strand, auf den jungen dunklen Offizier, der dort so vergnüglich mit seiner Dame promenierte, und zuletzt auch auf ihn, auf Thomsen, auf den versonnenen Gelehrten, der sich so gut auf Wissenschaft verstand und so schlecht auf Liebe.

Sie trug einen scharfen Groll gegen ihn im Herzen.

Er war doch ihr Verhängnis; denn ihre erste Ehe hatte ihr den Geschmack an der zweiten

verdorben. Das wußte sie jetzt seit der Mondscheinnacht von Karnak . . .

Auf der Treppe klang Lachen. Die Brüder Rothenfels erschienen. Sie waren so gut aufgelegt wie immer, so liebenswürdig und galant gegen Sylvia.

„Weißt du, was wir getan haben, Carlos und ich?“ fragte Sylvias Mann, „eine Liste für unser erstes Diner nach der Rückkehr aufgesetzt. Wir müssen gleich loslegen, wenn wir zurück sind, denn daß Warnows noch nicht bei uns waren, schreit einfach zum Himmel. Wir wollen nur ruhig in Triest schon die Einladungen posten. Und dann bin ich für Heidschnuckenrücken als pièce de résistance. Das ist apart und zugleich niedersächsisch, und Frau von Warnow schwärmt ja für Niedersachsen. Aber Mintsauce dazu. Wie in England. Hammel ohne Mint ist wie Leben ohne Liebe. Uebrigens gibt's auch jetzt Mint in Berlin. Borchardt hat alles.“

Sylvia lächelte melancholisch.

Sie litt zuweilen so darunter, daß sie nichts Rechtes zu tun hatte im Leben, keine Arbeit, keine Pflichten.

Wie unrecht das war!

Sie hatte doch eine Mission auf Erden: sie hatte ja Diners zu geben!

18

Diese schreckliche Saison! Da war sie wieder in ihrer ganzen qualvollen Aufgeregtheit!

Trotz aller Menschen ringsum fühlte sich Sylvia beständig isoliert. Mit den jungen Frauen des Regimentes konnte sie sich nicht recht stellen; sie galt bei allen für „reizend, ganz reizend — und so ladylike“ — aber wenn zwei unter vier Augen sprachen, änderte

sich das Urteil auf „fischblütig, doch beinah etwas stumpfsinnig".

Jeder Leutnant schwärmte für Sylvia — aber aus der Ferne. Sie flirtete gar nicht, machte gar keinen Gebrauch von ihren Erfolgen. Das ärgerte Rothenfels zuweilen; er fand diesen Grad von Griseldistum beinah spießbürgerlich; er hätte ganz gern ein Dutzend sporenklirrender Verehrer hinter ihr herrasseln sehen. Er selber erlaubte sich doch auch allerhand harmlose kleine Flirtations. Es gehörte nun einmal zu seinem Wohlbehagen, von Frauen im Plural bewundert und angeschwärmt zu werden, er war so gerne das Ideal von vielen und liebte romantisch angehauchte Korrespondenzen auf mattlila Papier.

Alack war glücklich zur Kriegsakademie gekommen, aber Sylvia sah ihn kaum allein. Rothenfels nahm ihn ganz ins Schlepptau, und Alack zog bewundernd hinter dem Schwager her, der genau so war, wie er hätte sein mögen — menschlich und militärisch sein leuchtendes Vorbild.

Außerdem hatte sich irgend etwas in Alacks Natur sehr verändert. Es war Sylvia nicht ganz klar, worin es lag. — —

Als Sylvia eines Mittags im Schneegestöber von einem Wohltätigkeitsbazar kam und müde die Leipzigerstraße hinunterschritt, stand sie plötzlich vor Ellen Schmidt, die, ohne Schleier, den Mantelkragen hochgeschlagen, resoluten Schrittes durch das Gewühl wanderte.

Sylvia blieb stehen. „Ellen!" rief sie, „Ellen — kennst du mich nicht mehr?"

Ellen Schmidt stutzte. Sie war so in Gedanken, daß sie sich im ersten Augenblick gar nicht

in der Wirklichkeit zurechtfand. Das schlanke Wesen im kostbaren Pelz, das mit dem Geräusch von knisternder Seide verwachsen schien, sah sehr anders aus als die verängstigte Sylvia der Jenenser Tage.

Ellen blieb etwas kühl und machte Phrasen. Sylvia sah sie ganz traurig an. „Entweder hast du mich vergessen," sagte sie, „oder du bist noch böse wegen meines Schweigens damals."

„Nein, wegen damals nicht," versetzte Ellen, „denn damals in Delft diktierte und befahl dein Vater, und daß der stärker war als du, wunderte mich gar nicht. Der Große frißt den Kleinen eben immer. Aber du bist sonderbar, Sylvia. Du pflegst Freundschaften in Zwischenräumen. Jahrelang hast du nicht nach mir gefragt, und nun kommst du plötzlich aus dem Menschengewühl auf mich zu, so warm und herzlich, als könntest du allen Schnee der Erde zertauen. Nicht einmal von deiner Heirat erfuhr ich durch dich, nur durch andre —"

„Schilt nur," sagte Sylvia, „du bist ganz im Recht; aber wenn du ausgescholten hast, so laß mich ein Stück mit dir gehen, und erzähle mir von dir."

„Interessiert dich das wirklich?"

„O, ich habe so oft nach dir gefragt, wo ich konnte! Weißt du, wen ich neulich auf einem Ball traf — Landeck! Weißt du noch, der Gnesener? Er war zwei Jahre in Rußland und ist jetzt im Generalstab. Der wußte viel von dir, hat all deine Sachen gelesen; er sagte, du hättest die famoseste Karriere gemacht von all den Leuten damals in Gnesen. Und in irgend einer Zeitung las ich einmal, daß du so lange in Stockholm warst und so glänzende Vorträge gehalten hast. Im Grund war's wohl Bescheidenheit, daß ich

nicht wieder mit dir anknüpfte, und dann kam noch etwas andres hinzu: ich dachte, die Art Heirat, wie ich sie gemacht habe, würde dir wahrscheinlich furchtbar uninteressant vorkommen."

Ellen sah aufmerksam in das schöne Profil an ihrer Seite. Früher hatte sie leicht und sicher in diesen aufrichtigen Zügen gelesen, jetzt fühlte sie, daß sich allerhand in Sylvias Ausdruck ihrer Menschenkenntnis entzog.

„Ich hörte," sagte sie, „daß du mit unnachahmlicher Grazie auf den Höhen des Lebens dahinschwebst. Das ist auch eine Kunst, zu der Begabung gehört — und da ich jede Art von Begabung an sich bewundere, bewundere ich auch dich, Sylvia! Alle Achtung — ich könnte's nicht ... allerdings, wir zwei segeln ja auch auf sehr verschiedenen Meeren —"

„Du findest wohl auch, daß ich sehr in meinem Element bin?" fragte Sylvia. „Als wir uns zuletzt sahen, war ich sehr aus der Bahn geschleudert. Ich hatte damals solchen Freiheitsdrang — das ist dann in der häuslichen Zucht bald verraucht. Schwache Wesen wie ich sollen nur nicht glauben, daß sie sich ihr Leben bilden können — das Leben bildet sie."

Sylvia lächelte melancholisch.

„Denkst du noch zuweilen an früher?" fragte Ellen.

„O doch — das ist für mich das Skelett im Hause — dies ‚früher'! Es stört mich oft. Es hindert mich, mir jene Oberflächlichkeit anzueignen, in der sich die Menschen, mit denen ich lebe, so wohl fühlen. Ich bin halb, Ellen — in allem. Das ist sehr fatal."

Sie sah träumerisch in das Menschengebrause ringsum. „Ich wollte, ich könnte länger mit dir zusammen sein! Kannst du nicht zu mir kommen? Mein Mann würde dir gewiß gefallen, alte Militärtochter, die du bist," ihre Stimme klang etwas forciert, „du würdest mir solche Wohltat erweisen —"

„Ich muß jetzt zunächst einmal verreisen, Sylvia, in zwei Stunden schon —"

„Ah!" sagte sie enttäuscht, „und wohin?"

„Immer noch das alte Lied — die jährlichen, geistigen Fasttage in Gotha — das heißt: diesmal kommt Wechsel herein," sie zauderte einen Augenblick, „na, ich will's nur gestehen — ich heirate."

„Du? Die Freiheitsenthusiastin?"

„Meine Freiheit bleibt mir. Ich hab' mir den Partner wohlweislich danach ausgesucht. Und kennen tun wir uns schon viele Jahre lang. Unsre Seelen haben sich sozusagen zusammenkorrespondiert."

„Und wo lebt er denn?"

„In Jena."

Sylvia blieb stehen. „Ellen!"

„Nein," lachte diese, „nicht, was du jetzt denkst. Aber dicht dabei: Professor Herrmann. Ja, Sylvia, gegen meine Prinzipien ist's ja eigentlich. Aber weißt du, Grundsätze hat man ja immer nur so lange, bis der Teufel sie holt. Ich habe mir den Fall gründlich überlegt — fünf Jahre lang. Nun, da bin ich wohl gegen Mißgriffe gefeit — und meine Arbeiten kann es ja nur fördern, denn er ist das reine lebendige Nachschlagebuch, um nur einen seiner Vorzüge zu erwähnen." Sie sah sehr glücklich drein. Sie hatte sich so embelliert mit

den Jahren, die einstige Mauerblume von Gnesen. Sie war gleichsam mit der Zeit in ihre großen, männlichen Gesichtszüge hereingewachsen, und ihre klugen Augen konnten so jung und so lebendig sprühen.

Sylvia überkam es wie Neid. „Du bist klug," sagte sie, „du tafelst aber auch an allen Tischen."

„Ja," lachte Ellen, „aber es ist nun mal so! Ein gewisses Maß von Unannehmlichkeiten hat eben jeder Mensch auf Erden durchzukosten. Bei mir fielen sie wesentlich in die Jugendzeit. Du ahnst aber auch nicht, was ich damals alles an Prometheusqualen geduldet habe! Seitdem ging es immer bergauf, erst mit der Arbeit, nun noch mit dem persönlichen Glück. Weißt du, ich tauschte mit niemand auf der Welt! Aber hier ist leider die Potsdamerbrücke und meine Elektrische. Da kommt sie schon, die rotäugige. — Sylvia, es war so schön, dir zu begegnen, dies Stück Großstadtstraße mal zusammen zu wandern. Und ich danke dir dafür! Du bleibst doch unter allen weiblichen Wesen, die mir vorgekommen sind, immer das anziehendste, wenn du auch zehnmal ein wenig halb bist. Und wenn du mich mal brauchen kannst, Sylvia — ich weiß ja, nach Jena wirst du wohl nicht kommen mögen — aber sonst . . . wenn ich dir mal irgendwie irgendwas sein könnte —"

Die „Rote" hielt. Ellen sprang schnell wie ein abgeschossener Pfeil in den klappernden Kasten. Sie grüßte und winkte noch, und dann war sie hinter den gefrorenen Glasscheiben verschwunden, und Sylvia stand allein, flockenumwirbelt, auf der Potsdamer Brücke.

Wer ihr damals in Gnesen gesagt hätte, daß sie noch einmal Ellen Schmidt beneiden würde! Und Neid war es, was sie empfand, so sehr sie Ellen alles Gute gönnte. Der Neid der Halben auf die Ganzen.

Am Palmsonntag wurde Erika Rothenfels konfirmiert. Sylvia hatte die feste Absicht gehabt, nach Weimar zu fahren, aber plötzlich erschienen Carlos und seine Gattin als verfrühte Ostergäste, und so machte Rothenfels die Zeremonie allein „auf Retourbillet“ ab.

„Lieber zehn Manöver als so was!“ sagte er zu Sylvia, als er wiederkam, „ich so mit dem Gesangbuch in der Hand — und dann die andern Konfirmationseltern mit Tränen in den Augen — und die Werdenfels in schwarzem Rips mit noch weicherer Miene als sonst — und die ganze Begräbnisstimmung dazu! Donnerwetter ja! Vaterpflichten müssen ja sein, aber leicht werden mir die meinen wahrhaftig nicht gemacht! Und wenn das gute Wurm nur ein bißchen anmutiger sein wollte! En canaille hat sie mich wieder behandelt, einfach von oben herab, obwohl sie nur halb so groß ist wie ich. Kinder erziehe wer mag! Ich find' es eine Sisyphusarbeit ... Und die Kleine gerade so — macht die Aelteste einfach nach! Ich habe nur eine Hoffnung: tanzen muß die Erika! Am Ende, wenn sie Blut leckt, daß dann diese steifleinene Bockigkeit vergeht. Und nur baldmöglichst jemand suchen, der die weitere Verantwortung für sie übernimmt, denn so auf mehrere Jahre mit der Erika als ausgehender Tochter behaftet — das kann ich dir ja gar nicht zumuten, Sylvia.“

„Warum nicht?“ sagte sie, „es wäre doch nur meine Pflicht. Mir würde es ganz recht sein, bei meinem Leben als Vergnügungsvogel auch einmal eine Pflicht zu haben.“

Er lachte. „Du bist rührend gut, aber weißt du, deine Hauptpflicht bleibt doch immer die, mir zu gefallen. Mehr Pflichten sollst du gar nicht haben. Ach Gott, Sylvia, wie hübsch ist es doch, wenn jemand so hübsch ist wie du! Früher, da war's mir so oft ein ordentlicher Schmerz, wenn auf Bällen oder sonstwo jemand meiner Frau vorgestellt werden wollte, und ich ihm ansah, daß er irgendwas besonders Effektvolles erwartete, so 'ne glänzende Salonbeauté, und dann diese verwunderten Gesichter, wenn ich die Kerle zu meiner Frau schleppte — und die Augen von ihnen, in denen geschrieben stand — ‚so — so — na ja!‘ Siehst du, verteufelt war das manchmal — und nun mit dir, wo alle immer baff sind! Ach, liebste Sylvia, ich bin ja so froh, wieder bei dir zu sein! Sieh mal, ich habe fast schlechtes Gewissen, daß ich dir die Gören anhänge, aber es geht nicht anders. Ostersonnabend kommen sie für acht Tage angerückt. Die Werdenfels schien es für absolut selbstredend zu halten. Weißt du was? Wir wollen mal tanzen lassen in der Zeit und versuchen, ob das bei Erika nicht doch verfängt — ordentlich Leutnants aufbieten dazu. Hol doch gleich mal die Listen, Carlos kann mit aussuchen. Dem macht's ja auch Spaß.“

Es wurden sehr geräuschvolle Festtage.

Zwei alte Kameraden aus Rothenfels' erster Garnison kamen zu Besuch; Carlos und Aland zogen die ganze Zeit hinter Sylvia her — und in der

gegenüberliegenden Hälfte der Etage, die Rothenfels' ebenfalls gemietet hatten, hausten die beiden kleinen Mädchen, die im Geläute des Ostersonnabends angekommen, vom Vater abgeholt und nun in den entferntesten Zimmern deponiert waren, die alle andern ziemlich störten, aber doch immer pflichtschuldigst mitgeschleppt wurden, wenn der Vater Berlin „zeigte".

Sylvia blieb während dieser Exkursionen meist zu Hause, ruhte sich aus, besprach die Mahlzeiten mit dem cordon bleu und traf Vorbereitungen für den Tanzabend.

Sie war so unlustig zu allem. Dabei fiel ihr noch ein besonderer Umstand auf die Stimmung. Sie, die so wenig um die Gunst der Menschen tat, der diese immer wie etwas Leichterworbenes in den Schoß fiel, sie empfand ein physisches Mißbehagen wegen der unverhohlenen Abneigung, mit der Rothenfels' Töchter ihr begegneten. Es war etwas so Feindseliges in den Blicken der eigensinnigen Erika, etwas so Abweisendes in der Art der bläßlichen zwölfjährigen Ilse, die kaum ein Wort sprach und sich meist an die Hand der Aelteren klammerte.

Das war zwar immer ähnlich gewesen, aber diesmal schlimmer als je. Das Erwachsensein schien Erikas feindliche Gefühle zu verstärken.

Sylvia wich den Kindern möglichst aus. Ja, wenn man bei Tisch saß und Sylvia mit dem nachsichtigen Lächeln der wohlerzogenen Hausfrau den oft nicht ganz geschmackvollen Scherzen der berlinbegeisterten Provinzkameraden lauschte und dann zufällig ans Ende der Tafel sah, wo Carlos und Alack zuweilen den „kleinen Affen", wie der

Vater sie liebevoll nannte, einen Unterhaltungsbrosamen zuwarfen, dann merkte sie deutlich, wie kritisch die kalten grauen Augen der ältesten Rothenfels auf ihr ruhten — unerbittlich mißbilligend, wie nur sehr junge Menschen zu blicken vermögen.

Sylvia war nahe daran, sich bei Rothenfels zu beklagen. Sie schwieg nur, weil sie Szenen haßte und weil noch ein andres Gefühl in ihr war: etwas wie schlechtes Gewissen, weil sie diesen Kindern, die zwar gar keine Liebe von ihr wollten, nicht doch etwas Liebe aufgezwungen oder nachgeworfen hatte. Aber trug sie die Schuld? Ließ ihr denn das gesellige Leben mit all seinen Ansprüchen Zeit dazu, und verfügte sie nicht ohnehin nur über ein geringes Quantum physischer Kräfte, das knapp ausreichte, die häuslichen Pflichten zu erfüllen?

Ihre Lilienzartheit war ja einer ihrer Hauptreize.

Der Abend des Hausballs kam. Rothenfels hatte Erikas Toilette besorgt, mit vollen Händen Geld dafür ausgegeben. „Wenn einer was aus dem Wurm machen kann, ist's Vister Unter den Linden," hatte er gesagt. Leicht war aber die Aufgabe für Vister nicht gewesen. Erika stak bei den Anproben mit einem verzweifelten Duldergesicht in Spitzen und Blumen.

Jetzt nestelte Sylvias Jungfer bereits seit einer halben Stunde an dem jungen Mädchen herum.

Sylvia war mit ihrer Toilette fertig. Sie ging über den hellerleuchteten Korridor in die andre Hälfte der Etage hinüber, um ihren Ballmutterpflichten zu genügen. Da klang ihr Rothen-

fels' scheltende Stimme entgegen und Erikas hartes Organ dazwischen, wie zwei scharfe Klingen, die gegeneinander fahren.

„Hol' der Teufel die Launen!" rief Rothenfels. „Erst trommelt man den ganzen Ball für dich zusammen, und nun willst du nicht —"

„Für mich?" spottete die scharfe Stimme, „ich lege wenig Wert darauf, zwei Wochen nach meiner Einsegnung schon aufs Parkett geschleppt zu werden."

Sylvia öffnete die Tür. Das hübsche Zimmer mit den lichten Vorhängen und der strahlenden Gaskrone sah so seltsam aus. In der Mitte stand das junge Mädchen, zornig, mit schlaff herabhängenden Armen, vor ihr der Vater in vollem Waffenschmuck, beide Hände auf den Säbel gestemmt, die Jungfer scheu beiseite sehend, als wolle sie die Taubheit auf beiden Ohren markieren — und abseits in die Chaiselongue hineingedrückt, zwischen Chiffons und Seidenschals, die kleine Ilse, die mit großen, verängstigten Augen dem Streite zuhörte, der da aus der Welt der Erwachsenen in ihre Kindersphäre drang.

„Und ich sage dir: du kommst augenblicklich mit herüber!" rief Rothenfels. „Soll deine gesellschaftliche Laufbahn gleich mit einer Blamage beginnen?"

„Warum nicht?" versetzte Erika bitter, „dann fängt sie vermutlich nur an, wie sie enden wird, denn Blamagen werden für mich wohl immer die einzigen Balltrophäen sein."

Rothenfels wetterte vor sich hin. „Gott sei Dank, daß du kommst," sagte er zu Sylvia. „Jetzt versuch du, ihr den Kopf zurechtzurücken. Vielleicht

hast du mehr Glück dabei, ich hab' mein Pulver verschossen."

Und er verschwand säbelrasselnd. Sylvia sah sich ruhig um. „Gehen Sie jetzt," befahl sie der Jungfer, „es könnten Gäste kommen!" Erika blieb unbeweglich, herben Trotz in den Mienen.

Sie waren allein, nur die kleine Ilse noch im Zimmer. Sylvia stand vor der Stieftochter, stumm, sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, wie anfangen? Sie sah überlegend zur Seite, da fiel ihr Blick in den großen Stehspiegel, und plötzlich schämte sie sich ihrer eignen Schönheit, diesem jungen Stiefkinde der Grazien gegenüber.

Erika folgte ihrem Blick und lachte ironisch.

„Ja, wenn man so aussieht wie du, dann hat es Sinn, auf Bälle zu gehn!" sagte sie. „Dann ist man entsprechend ausgerüstet für das Vanity fair! Besser als du kann man dafür ja gar nicht assortiert sein!"

Plötzlich begriff Sylvia. Ellen Schmidt fiel ihr ein — ihre Tanzerfahrungen in Gnesen ...

„Willst du darum nicht tanzen," fragte sie, „weil du dir nicht hübsch genug erscheinst? Wer weiß, vielleicht gefällst du andern besser als dir selbst —"

„Gefall' ich dir etwa?" fragte Erika schneidend.

„Du hast dir nie die Mühe gegeben, mir zu gefallen," sagte Sylvia.

„Weil das von vornherein vergeblich gewesen wäre — wir passen nicht zueinander."

„Willst du mit deinen sechzehn Jahren schon wissen, zu wem du paßt?" fragte Sylvia sanft.

„Allerdings, denn ich bin ein fertiger Mensch. Ich habe mich in absoluter Einsamkeit selbst er-

zogen. Ich bin keine Puppe, wie — wie andre Leute . . ."

„Wie deine Stiefmutter, willst du sagen?" ergänzte Sylvia. „Wenigstens bist du offenherzig!"

„Ja — und darauf bin ich stolz!"

Sylvia fühlte ihre Geduld langsam schwinden. Jetzt entschuldigte sie Rothenfels' Zorn, der ihr vorhin übertrieben schien. Sie ging im Zimmer auf und ab.

„Lassen wir doch meine Person aus dem Spiel!" sagte sie dann möglichst gefaßt. „Unten rollen schon die Wagen. Es handelt sich augenblicklich nur um den Wunsch deines Vaters. Ich hoffe, du kommst mit herüber. Wenn du ein ‚fertiger Mensch' bist, kann dir dies bißchen Selbstüberwindung doch nicht so schwer werden."

„Ich hatte mich ja auch überwinden wollen!" rief sie heftig, „aber als er kam, als ich ihm ansah, wie grauenhaft er mich fand — dies enttäuschte Gesicht! Diese Beileidsmiene! Ach natürlich . . . ich sehe ja meiner Mutter ähnlich — zum Verwechseln . . . das ist's ja!" Und plötzlich zuckten die mageren Schultern zusammen, das Mädchen stürzte sich in den nächsten Sessel und begann herzbrechend zu schluchzen.

Da fühlte Sylvia Boden unter den Füßen. Mitleid überkam sie, grenzenloses Mitleid. Sie kniete neben Erika hin, sie dachte nicht an ihre frischen Spitzen; ihre weichen, weißen, kühlen Arme schlang sie um das weinende Kind, zog Erikas Kopf an sich und streichelte ihr leise und zärtlich über das Haar.

„Weine doch nicht so!" sagte sie. „Wenn ich nur gewußt hätte, daß der Ball dir so gräßlich

ist, ich hätte es nie gelitten, aber du hast mir ja kein Wort gesagt."

Erika blickte auf. Sie sah Sylvia neben sich knien. Sie hatte Sylvia kränken wollen mit jedem harten Wort, das sie sprach, nun starrte sie ihr verwundert in das freundliche, mitleidsvolle Angesicht.

Sylvia streichelte ihre nassen Backen. „Ganz feucht!" sagte sie lächelnd. „Das sind die sechzehnjährigen Tränen des ‚fertigen Menschen', die so rapide zu fließen vermögen," und sie trocknete mit ihrem Taschentuch das arme Gesicht.

Da erhob sich Erika mit raschem Entschluß.

„Ich will dir übrigens doch zeigen, daß ich von der ‚Fertigkeit' nicht nur phantasiert habe!" sagte sie energisch. „Ich will mir nur eben die Augen waschen, dann komme ich mit."

Sylvia erhob sich. Da sah sie die gespannten Blicke der kleinen Ilse auf sich gerichtet, die wie gebannt an ihr hingen.

Sie ging zur Chaiselongue und sah ganz unsicher auf das kleine, schlanke Wesen nieder.

„Und hier sitzt jemand, den wir beinah vergessen haben, und hört Dinge reden, die gar nicht für seinen Horizont sind — wir waren wahrlich nicht sehr pädagogisch," sagte sie halb für sich, halb für Erika.

„Ilse ist gewohnt, daß sie für älter genommen wird als ihre Jahre — sie ist ja meine einzige Vertraute. Klammere dich übrigens nicht so an, Ilse! Du weißt, daß du nicht zudringlich sein sollst."

Ilse ließ sofort Sylvias Arm los, den ihre Hände streichelnd umfaßt hatten, und sank wie

auf Kommando in eine gleichgültige Stellung. Sylvia biß sich auf die Lippen. Wie viel Talent diese Erika hatte, zu verletzen!

„Aber Blumen und Kuchen wird man dir wohl schicken dürfen, damit du auch etwas vom Ball hast, und wenn du Tanzmusik gern hörst, warte nur, ich komme inzwischen einmal und besuche dich, und die Berta soll sich zu dir setzen, damit du nicht allein bist —"

Draußen rasselte es. „Um's Himmels willen, Sylvia!" rief Rothenfels in den Korridor. „Goltzens sind schon da — es ist rein zum Dollwerden!"

„Wir kommen schon!" sagte Erika eisig.

Sie schritt tapfer zur Tür. Rothenfels' Miene erheiterte sich. Was seine Sylvia doch alles fertig brachte! Er zerschmolz in Bewunderung. Seine Laune war sofort wiederhergestellt, die Angst wegen „Goltzens" sofort gewichen.

Erika war natürlich der Gegenstand allgemeinsten Interesses. Man mußte sie allerdings regelrecht unschön nennen, aber sie hatte wenigstens ganz hübsche Nebenzutaten: feine Haut, volles braunes Haar und sehr „anständige" Hände und Füße, wie Rothenfels mit Zufriedenheit konstatierte — die Arme den sechzehn Jahren entsprechend unendlich knochig und lang. Viele fanden es Unsinn von den Eltern, ein so unausgebackenes Brot so unnötig früh herauszubringen. „Der nutzt nicht mal Bister!" sagte eine Dame vom Regiment, die mit Kennerblick die Herkunft des wundervollen Kleides enträtselte, in das man das arme Parkettopfer gezwängt hatte.

Andre hielten es für einen rührenden Beweis von blindem Vaterstolz, daß Rothenfels die Tochter

so bald produzierte. Die Leutnants sahen die Vorgesetztentochter in ihr und umkreisten sie diensteifrig. Der Fall wurde ihnen auch dadurch erleichtert, daß Erika recht passabel tanzte — darauf hatte die Werdenfels gehalten. Das Leutnantsurteil klang dahin zusammen: „sie kann sich noch herausmausern!“ Dabei empfanden die meisten eine gewisse Ehrfurcht vor dem großen, gleich fälligen Kapital, das dies Mädchen repräsentierte. Sie war in der Unterhaltung unliebenswürdig und schnöde; aber ein junger frauenkundiger Fähnrich motivierte diesen Umstand mit der tröstlichen Behauptung: „Das ist meistens so — je jünger sie sind, um so frecher.“ Das richtete die Gekränkten wieder auf.

Nur einen behandelte Erika besser als die andern: Alack. Aber nur aus dem Grunde, weil sie ihn kannte, tat sie das, nur weil sein Gesicht sie vertrauter anmutete als all die andern jungen Gesichter über bunten Kragen, in die Habys berühmte Linie eine Art stereotyper Aehnlichkeit brachte. Aber Alack faßte Erikas plötzliche Gunst anders auf. Mit einem Male während der Walzertakte kam ihm ein Einfall — entsprungen jener Strömung, der so mancher jugendliche Idealismus zum Opfer gefallen ist, — das heiße Verlangen nach Selbständigkeit, Sorglosigkeit, Mammon . . .

Im zweiten Teil des Abends machte er Erika bereits auffallend den Hof. Und zwei Menschen durchschauten die Sachlage: Rothenfels, der dazu lachte — ‚Warum nicht?‘ dachte er, — und Sylvia.

Sylvia ließ Erika den ganzen Abend nicht aus den Augen. Seit sie das Mädchen so herzbrechend schluchzen gehört, war es, als sei eine Brücke zwischen ihr und Erika geschlagen. Jugend-

tränen! Ach ja, das hatte sie auch gekannt! Und ihr fiel mit einem Male ein, daß sie die ersten um Carlos geweint hatte.

Dort stand Carlos, ziemlich dick geworden, am Pfeiler des Eßsaals und aß Kaviarbrötchen. Er hielt es mit den materiellen Freuden des Daseins ... wie lange das her war — jener Probepfeil!

Sie sah wieder zu Erika hin. Ihr war, als gewöhne sie sich bereits an die charakteristische Häßlichkeit dieses Mädchens. Das Kluge ihrer Augen fiel ihr auf, das durchdringend Kluge. Woher Erika das nur hatte? Von Rothenfels' Minnesängerblick nicht — und von der apathischen Mutter doch wohl auch nicht.

Ob sie sich wohl amüsierte? Oder tanzte sie mit Todesverachtung? Warum stand Alack so viel neben ihr? Und mit einem Schlage merkte Sylvia, was in Alack vorging. Sie las es mit Sicherheit aus seinen geröteten Zügen, aus dem etwas faden Lächeln, das er jungen Mädchen gegenüber, interessante Blasiertheit andeutend, zur Schau trug: den Lebenshunger, der immer größer wurde, je länger er in Berlin war, dies Saltomortale über Ideale hinweg, wie Carlos es gemacht hatte und Rothenfels in seiner ersten Ehe — in die Existenz nur von Mammons Gnaden und ohne Wahn.

Und war denn nicht das bißchen Wahn das beste am Heiraten — der schöne Wahn, den sie selber zweimal empfunden hatte, das erste Mal aus Gedankenlosigkeit, dann mit bewußtem Genuß — jener Wahn, der immer verflog, weil er eben nur ein Wahn war, aber der doch etwas so Gutes gewesen, etwas, an das man sich noch erinnernd

halten konnte —? Und sie fühlte einen Widerwillen gegen Alack und eine Empörung, daß man dies reizlose Mädchen mit seiner Million da so vorzeitig auf den Markt brachte, sie für etwaige Bewerber hinstellte, um sie möglichst bald aus Bequemlichkeit loszuschlagen!

Am liebsten hätte sie Erika fortgeführt, aus diesem Wirrwarr heraus, sie mit ihren Armen beschirmt vor den Blicken der Kritik und Neugier, die sie umkreisten — es erschien ihr wie Menschenhandel, was man da trieb. Sie mochte den Saal nicht mehr sehen und ging zu Ilse hinüber, in das stille Zimmer jenseits des Korridors. Die Musik klang gedämpfter — das tat ihr wohl.

Die Jungfer saß gelangweilt neben dem Bett, in dem das kleine Mädchen fest schlafend lag, ein paar Blumen auf der Decke, die ihre zarten, durchsichtigen Hände zärtlich umspannt hielten.

„Sie dachte immer, gnädige Frau kämen,“ sagte die Jungfer.

Sie sah so kindlich aus im Schlaf. Sylvia bereute, daß sie das Kind hatte warten lassen. Noch im Traume schien es weiter zu warten, die halbgeöffneten Lippen schienen etwas zu fragen. Vielleicht wartete dieses Kind überhaupt seit lange auf etwas ... auf etwas Glück.

Ob es am rechten Platze war in der düsteren Pension neben der „fertigen“ Schwester, die es als Vertraute nahm? Aber freilich! Wer war denn am rechten Platz in der Welt? Sie etwa? Seit der Mondnacht von Karnak wußte sie, daß sie zum zweitenmal auf einem falschen Posten stand. Ach! es war alles so zerrissen in ihr! Und mit unruhigem Gefühl schlich sie davon, in den Lärm zurück.

„Alle Wetter!“ flüsterte Rothenfels ihr zu, der schon ungeduldig nach ihr ausgeschaut hatte, „Mack fängt wahrhaftig Feuer bei dem kleinen Balg. Na, was sagst du dazu? Das könnte amüsante Verwandtschaftsverhältnisse geben, du als deines Bruders Schwiegermutter, und ich als dein Schwipp-Schwiegervater! Originell, nicht?“

Sie schwieg. Es gab Augenblicke, in denen ein heftiger Groll auf Rothenfels sie erfassen konnte, dies war solch ein Moment.

Sobald die ersten Gäste gingen, war auch Erika unter dem Vorwand starker Kopfschmerzen verschwunden. Als Sylvia sie suchte, war die Tür zu dem Zimmer der beiden Mädchen verschlossen, und Sylvias Fragen blieben ohne Antwort. Sie mußte noch einmal in den Lärm zurück.

Bei Rothenfels war es stets so behaglich, daß der größte Teil der Gäste nicht vor Morgengrauen nach Hause fand — das war des Hausherrn Stolz.

Wenn die Exzellenzen fortgerauscht oder fortgeklirrt waren, wurde es erst recht gemütlich. Dann kam frischer heißer Tee, Berge von Sandwiches, und Rothenfels ging auf flehentliches Bitten ans Klavier und sang. Es war für die Unterwohner ein harter Fall, solch ein Rothenfelssches Zauberfest!

Sylvia konnte nicht mehr vor Müdigkeit. Sie ging trotz der noch vorhandenen Gäste allein in ihr kleines Boudoir und setzte sich still in die Ecke, den Kopf in die Hand gestützt. Erikas Schicksal ging ihr durch den Kopf. Durfte sie diesen Handel dulden, da sie doch so vieles wußte und sah, was Rothenfels entging? Der weib-

liche Korpsgeist erwachte in ihr, der sie diese Dinge so anders auffassen ließ, als er es tat — aber vor etwas schauderte ihr: vor großen Auseinandersetzungen und vor Unfrieden im Haus. Und Erika konnte ja wie eine Eris dastehen und Rothenfels so exerzierplatzmäßig heftig werden!

Da trat Alack ein und unterbrach ihre grübelnden Gedanken. „So, hier bist du?“ sagte er. „Du hast dich ja so versteckt — komm doch mit. Es ist mal wieder so urbehaglich. Alle Damen rauchen — selbst das Stiftsfräulein schaukelt eine Zigarette im Mund. Komm doch, er ist so famos bei Stimme.“

Da klang es mit einem Male dröhnend durch die ganze Flucht der hohen Vorderzimmer: „Im Arm seine zitternde Liebe —“

Die Töne taten Sylvia physisch weh, nervös und abgehetzt wie sie war. Sie sprang auf und hielt sich beide Hände vor die Ohren. „Alack! Ich halt's nicht mehr aus! Diese ewige ‚zitternde Liebe‘!“

„Sylvia!“ rief Alack tief erschreckt und starrte sie voll Entsetzen an. „Was in aller Welt fällt dir ein!“

„Diese gräßliche Trivialität, die darin liegt!“ fuhr Sylvia fort. „Immer dasselbe — in allen Lagen — zu allen Stunden —“

Alack war dicht vor sie hingetreten. Er hatte seine Zigarette beiseite gelegt und sah der Schwester scharf ins Auge.

„Sylvia!“ sagte er vorwurfsvoll, „fühlst du dich etwa schon wieder einmal ‚mal mariée‘? Bist du wieder nicht glücklich?“

„Glücklich?! Wer ist denn überhaupt glück-

lich? Ihr seid glücklich, wenn ihr Geld genug habt und Vergnügen genug! Ich aber such's wo anders — und es ist eben immer wie in dem fatalen Liede: ‚Dort, wo du nicht bist —'"

„Sylvia, du ahnst gar nicht, wie bodenlos undankbar du sprichst!"

Sie sank in den Stuhl. „Laß mich in Ruh!" wehrte sie ab. „Wir verstehen uns ja doch nicht mehr."

„Hier hört allerdings mein Verständnis auf!" versetzte Alack schroff. „Wenn du jetzt nicht glücklich sein willst, wo du den besten Mann von der Welt hast und alles Ia — dann verdienst du's eben nicht anders! Dann liegt's in dir! Dann hast du eben zur Ehe kein Talent. Siehst du, das erste Mal, da war's ein Mißgriff, da konnte dir's niemand verdenken, wenn du ausbrachst! Jetzt aber liegt's anders. Besinne dich doch, Sylvia! Denke doch dran, wie du damals nach Oppeln kamst, was warst du denn? Gesellschaftlich total drunter durch — machen wir uns doch nichts vor —, eine entgleiste Existenz! Alle Wetter, was habe ich damals drunter gelitten! Und dann kam dies enorme Glück, und mit einem Male war alles in Ordnung und besser als jemals! Er hat dich aus der obskuren Tiefe emporgezogen, er hat dir all das gegeben, worum Hunderte dich beneiden. Und du, du mäkelst an ihm, du ziehst über sein Singen her, du redest von Unglück ... verzeih, Sylvia, wenn mich das aufbringt; aber diesmal kann ich dir in deinen Privatgefühlen unmöglich folgen!"

Er riß an seinem Kragen. Er schlug mit seinem seidenen Taschentuch um sich, er schlug

auf die Palmenblätter neben ihm, er war tief empört.

Sylvia hatte seine Philippika ruhig angehört. Im Grunde tat es ihr wohl, einmal aufgerüttelt, auf einen andern Standpunkt gezogen zu werden. „Du mißverstehst mich,“ sagte sie kurz.

„Verstehen — natürlich! Immer das Wort! Du willst wohl auch eine Unverstandene werden? Allerdings, das muß auch ein angenehmer Zeitvertreib sein für Frauen, die sonst alle Annehmlichkeiten des Lebens haben, allen Komfort und allen Luxus. Verzeih, Sylvia, wenn ich mir das zu sagen erlaube: die Berliner Jahre haben dich enorm verändert. Ich weiß nicht, es ist was herunter von dir — der gewisse Schmelz, der dich so reizend machte.“

Sie blickte zu ihm auf. Von seinem kriegsakademischen Kothurn sah er so lebenserfahren auf sie herab, halb Vorwurf, halb Mitleid im Blick. „Alack,“ sagte sie ruhig, „der ‚gewisse Schmelz‘? Pardon, den hast auch du nicht mehr! Man ändert sich eben, wenn man älter wird. Und streiten hat keinen Sinn, wenn jede Seite sich doch im Recht glaubt.“

„Ich habe mich keineswegs verändert,“ entgegnete er, „ich ging als fertiger Charakter von Oppeln weg.“

Sie mußte lächeln — dasselbe Schlagwort wie bei Erika! Es tat ihr wohl, daß das Gespräch von ihr abgelenkt war.

„Ach, Alack, ein fertiger Charakter! Denk doch an die Postmeisterstochter in Vossowska! Was für schöne Dinge hast du vor einem Jahr gefabelt! Liebesheirat mit allen Opfern — und

eine alte Großmutter war da auch noch, die du mit erhalten wolltest. Und Verse hast du gemacht und den unpraktischen Traum geträumt, den alle jungen Menschen einmal träumen. Das war noch eine Sache mit gewissem Schmelz! Und jetzt? Ein halbes Jahr lang bist du in Berlin. Denkst du denn überhaupt noch an Vossowska?"

„Laß doch die alten Geschichten, Sylvia, das wäre ja Wahnsinn gewesen! Das war ein Kleinstadtfieber, wie man's eben im Provinzleben kriegt. Ich habe über diese Dinge eine Autorität gefragt, die mich voll überzeugt hat."

„Ich weiß, mein Mann hat's dir ausgeredet, trotzdem du als fertige Persönlichkeit herkamst. Und ich weiß auch sehr wohl, was ihr beide nun in Aussicht genommen habt: eine reiche Heirat! Alack, mit dem ‚gewissen Schmelz' wird es dann auch wohl bei dir endgültig vorbei sein! Also mache mir keine Vorwürfe um so etwas, vielleicht liegt's in unsrer Familie, daß wir keine Ideale konservieren können, so wie's in andern Familien liegt, früh graue Haare zu bekommen."

Sie nahm ihre Boa um die schönen Schultern, denn sie fröstelte. „Uebrigens," fügte sie hinzu, „wenn du durchaus ums goldene Kalb tanzen willst, Alack, so sieh dich anderwärts um. Eins weiß ich: mein Schwiegersohn wirst du nicht!"

Er zuckte die Achseln. „Was du dir einbildest, Sylvia! Du bist doch ein rechtes Frauenzimmer, die gehen immer alle möglichst schnell von der Defensive zur Offensive über! Mit einer Standrede für dich fing ich an, und nun hast du mir die Leviten gelesen."

„Alack!" Und sie legte ihm die Hand freund-

lich auf die Schulter. „Wir konnten's heut abend beide brauchen, mir wenigstens hat's gut getan, und so wären wir denn quitt."

Sie gingen zu den Gästen zurück. Sylvia fühlte sehr gut, daß fortan ihr Verhältnis zu Alack ein andres war, daß sie den „kleinen Bruder" endgültig verloren hatte. Er entglitt ihrer Hand, glitt auf die andre Seite hinüber, auf der sie nicht stehen konnte und wollte. Ihr Leben wurde also immer leerer, sie stand immer vereinsamter da, inmitten des lauten Treibens, das sie umbrauste!

Und kein Ersatz?!

Rothenfels war in heiterster Laune. Er, der bei der Robustheit seiner Natur kaum fünf Stunden Schlaf nötig hatte, genoß es jedesmal besonders, in einen aufdämmernden Morgen hineinzuplaudern und hineinzuzechen. Er verabredete für den nächsten Vormittag ein Rendezvous im Residenztheater, zu einer vielbesprochenen Matinee, bei der eine sehr berühmte Schauspielerin in mehreren Ibsen-Akten auftreten sollte — nachher Lunch im Bristol —, alles Versuche, um den Sonntag, den langweiligsten Tag Berlins, leidlich hinzubringen.

Sylvia hatte gar keine Lust, aber sie wußte: mitkommen mußte sie doch. —

Es war ein frühlingswarmer Regenmorgen. Rothenfels hatte Erika ins Theater mitnehmen wollen, diese aber erklärt, da sie erst knapp zwei Wochen konfirmiert sei, danke sie für Ibsen. Die Mädchen hatten Kopfweh vorgeschützt und auf ihrem Zimmer gefrühstückt. Sylvia hatte zweimal vergeblich angeklopft.

Als sie in dem offenen Landauer mit Rothen-

fels zum Theater rollte, sie mit dem schweren Herzen, er mit dem leichten Sinn, betrachtete sie ihn öfters von der Seite. Im vollen Tageslicht sah er eigentlich am besten aus, so kraftvoll, so jung und frisch, dazu das strahlende Liebenswürdigkeitslächeln, für das er berühmt war. Er merkte nie, wenn Sylvia sich verstimmt fühlte; sie mußte es auf eigne Hand sein, so als Privatsache, und dieser Umstand hatte zur Folge, daß sie sich oft etwas lächerlich mit ihren Grübeleien vorkam, die so gar keinen Widerhall fanden. Er sah eben die Dinge so, wie er sie haben wollte.

„Ich fühl' mich so riesig frisch," sagte er und zog die Schultern in die Höhe. „Am Ende ist's wirklich wahr, daß Aerger gesund ist, danach müßte das Zusammensein mit Erika immer wie eine Badekur auf mich wirken. Nein, was hat mich das Wurm gestern wütend gemacht! Und dann die Kleine, die immer so grundsätzlich mitbockt. Die beiden sehen aus, wie es auf den Theaterzetteln von Fiesko heißt: ‚Zibo, Zenturione — Mißvergnügte'. Ach, wenn ich dich gestern nicht gehabt hätte — ich glaube wirklich, der freche Balg hätte sich für den ganzen Abend eingeschlossen —, sie ist von einem Eigensinn! Na, von mir hat sie den auch nicht geerbt!"

Er lachte und ging dann von seinen Vatergefühlen auf andre Dinge über, auf die neue Lachssauce des cordon bleu, die solches Furore gemacht hatte, und auf das etwas zu phantastische Paillettenkleid einer Regimentsdame.

Und nun saßen sie im Theater, die Bekannten von gestern abend ringsum, die eleganten Offiziere und interessanten Frauen, die sich gegenseitig den

Hof machten und ab und zu die schöne und geistvolle Mimin da unten lorgnettierten, die einen Akt aus der „Frau vom Meere" tragierte.

Rothenfels, der die Künstlerin aus Baden-Baden kannte, war mit Alack in eine Seitenloge gegangen, um sich in der nächsten Pause von dort aus hinter die Kulissen zu begeben.

Sylvia hatte anfangs gar nicht zugehört, kaum auf die Bühne gesehen. Da fiel ihr plötzlich eine Parallele auf zwischen ihr und der Frau da unten. Die „Frau vom Meere" hatte auch Stieftöchter, die auch „bockig" waren, wie Rothenfels es nannte. Und mit einem Male war es ihr, als würde sie da unten gespielt, als ginge ihr eignes Schicksal dort über die Bretter.

Die Künstlerin mit den feinen, durchgeistigten Zügen wandte den Kopf zur Seite und leise, mit der Verhaltenheit, für die ihr Organ berühmt war, sagte sie die Worte vor sich hin:

„Sollte hier nicht für mich eine Aufgabe liegen?"

Und Sylvia fühlte es wie eine plötzliche Erleuchtung. Die Worte rüttelten sie so seltsam auf. Ihr war, als wären sie für sie allein gesprochen.

„Sollte hier nicht für mich eine Aufgabe liegen?" Und sie schloß die Augen und sah die beiden Stiefkinder vor sich, die allein in der einsamen Wohnung zurückgeblieben waren, die scheuen, trotzigen Mädchen, die alle Menschen so ungeduldig machten, die keiner liebte und die keinen wiederliebten.

‚Lieben? Ja, wenn darin nun meine Aufgabe läge, es mit Liebe zu versuchen?!' Und ihr fiel ein, daß sie und ihr Mann nicht vor dem späten

Nachmittag nach Hause kommen würden, daß die Kinder ganz allein waren mit den Dienstboten — und daß doch Sonntag war — Feriensonntag! Und daß die Etage am Kurfürstendamm doch schließlich das „Elternhaus“ für sie bedeutete! Und es kam ihr so schlecht vor, hier im Theater zu sitzen — und plötzlich, von einem raschen Entschluß getrieben, sprang sie auf und glitt auf den Korridor.

Niemand bemerkte sie, nur Carlos' Frau kam ihr nach. „Es ist so schlechte Luft,“ sagte Sylvia gepreßt, „ich habe Kopfweh — ich möchte eine Stunde nach Haus fahren —, komme dann nach Bristol, daß nur mein Mann nichts merkt! Ihr sollt euch ja nicht stören lassen! Ich werde schon ins Hotel rohrposten, falls mir nicht besser wird.“

Die gutmütige Schwägerin wollte sie durchaus begleiten, aber Sylvia wehrte energisch ab, da gab die kleine Frau sofort nach, sie hatte enormen Respekt vor der Gattin eines aktiven Kommandeurs.

Sylvia fuhr nach Haus durch die weiche, feuchte Regenluft. Sie stürmte eilig die Treppen hinauf, sie fühlte sich mit einem Male so zugehörig zu diesen Kindern! Waren es doch Wesen, die jemand nötig hatten — endlich Menschen, die ihrer bedurften!

Als sie die Eßsaaltür öffnete, übersah sie mit einem Blick das ganze Unbehagen der Situation, wie es unvermeidlich in jenen Wohnungen herrscht, die nachts zuvor ein Ball durchtobt hat. Dazu unterstrich das grelle Tageslicht so unbarmherzig alle Unordnung.

Die Kinder waren mit Essen fertig. Ein zu langes Damasttischtuch von neuem Silberglanz,

aber mit ein paar großen Weinflecken darauf, hing über den noch halb ausgezogenen Tisch. Der Diener hatte welke Blumen in die Mitte gestellt, Anemonen mit allzu weit geöffneten Kelchen, Orchideen, die geknickt an den Stengeln hingen, armselige Blumenleichen in schlanken venetianischen Gläsern. Und die Weinreste in den Kristallkaraffen, die Teller von verschiedenem Service, die halbgeleerten Konfektschalen, alles stand so trist und öde da in der Mitte des großen Eßsaals, dessen Fensterteppiche noch halb aufgerollt waren.

Und ebenso trist und öde saßen die Kinder am Tisch, beide schräg auf dem Stuhl, mit müden, verdrießlichen Gesichtern. Die Kleine, den linken Arm um die Lehne geschlungen, zum Fenster hinausstarrend und mit Brotkrumen spielend — die Aeltere in einen schlanken, gelben Band vertieft, den Kopf lässig in die Hand gestützt —, so wie sie vielleicht schon lange saßen, weil sie zum Aufstehen zu unlustig waren.

Und so ging es ihnen im Elternhaus, diesen beiden ins Leben hineinverirrten Menschenkindern, an die stets Geld genug gewendet war — aber niemals Liebe.

Und ein Gefühl mitleidiger Zärtlichkeit stieg in Sylvia auf. Sie trat an den Tisch. Sie sah so erregt aus. Ihre Wangen glühten unter dem feinen Schleier. Die kleine Ilse fuhr bei den unerwarteten Schritten nervös zusammen, dann strahlte ein mattes Lächeln über ihr sonst so ausdrucksloses Gesicht hin. Sie empfand Sylvias Anblick unbewußt als etwas Schönes, wenn sie es auch der Schwester wegen nicht recht zu äußern

wagte. Sie stand nur zaghaft auf und streckte der Kommenden etwas linkisch die beiden Aermchen entgegen.

„Ilse!" rief Erika und warf ihr Buch auf den Tisch. „Wie oft hab' ich dir's gesagt, du sollst andern Leuten nicht zur Last fallen," und Ilse zog scheu und gehorsam die Arme zurück.

Sylvia blickte Erika fest ins Auge.

„Du unterschätzest deine Schwester, wenn du von Zurlastfallen sprichst," sagte sie, „oder mich — vermutlich das letztere," und sie nahm Ilse in die Arme, zog sie zum nahen Diwan und auf ihren Schoß, den kleinen Flachskopf an sich pressend und ihre Hand auf Ilses Ohren legend, damit sie den Sturm nicht hören sollte, der heraufzuziehen begann. Und das kleine Mädchen lag an ihrer Schulter, müde und zufrieden, und schloß die Augen und fühlte sich seltsam wohl unter der Berührung der weichen Frauenhand.

Erika stand trotzig am Tisch. „Du bist ja in sehr liebenswürdiger Laune, Mama," sagte sie schnöde, „daß du bei allem, was du vorhast und bei all den Ansprüchen, die andre, wichtigere Personen an dich machen, noch Zeit findest, so im Vorübergehen — zwischen einem Theaterstück und einem Hoteldiner — auch uns noch in aller Eile beglücken zu wollen!"

„Dich nicht," entgegnete Sylvia, allen Spott absichtlich überhörend, „das liegt ja leider nicht in meiner Macht, aber was diese hier betrifft" — und sie preßte Ilse fester an sich —, „so bin ich wohl imstande dazu und werde mir das Recht auch von dir nicht nehmen lassen!"

„Diese Auffassung ist ja von ganz neuem

Datum!" sagte Erika. „Bisher waren wir dir doch, glaub' ich, die gleichgültigsten Individuen auf Gottes Erdboden."

„Ich gebe mich durchaus nicht für vollkommen aus," versetzte Sylvia ganz ruhig, „vielleicht trifft mich viele Schuld, weil ich nicht eher versucht habe, euch, die ihr zwar nichts von mir wissen wolltet, meine Gefühle aufzuzwingen, aber willst du mir etwa verwehren, diese Schuld, wenn ich sie als solche erkenne, gutzumachen?"

„Ja," rief Erika heftig. „Das verwehre ich dir! Wir gehen dich ja gar nichts an! Wir sind unsrer Mutter Kinder — nur unsrer Mutter! Und du weißt ja von der festen Bestimmung, daß wir, solange wir wollen, bei Frau Werdenfels bleiben können, daß uns niemand hereinzureden hat! Papa wird dir das doch gesagt haben, — Papa, dem diese Abmachung ja auch immer so äußerst bequem war, der ja seine Vaterpflichten so herrlich zu erfüllen meinte, wenn er uns nur genug Schokolade schickte und uns ab und zu ‚kleine Affen' nannte. Lächerlich!" Und sie warf den Kopf zurück.

„Erika," rief Sylvia, „ich verbiete dir, daß du vor mir solche Lieblosigkeiten sagst, ich dulde es nicht!"

Sie sprach, so energisch sie konnte, wohl wissend, daß sie diesem Mädchen gegenüber nicht die Gewalt besaß, etwas nicht zu dulden. Aber ihr Ton machte Eindruck. Erika sah erstaunt auf und schaute dann etwas befangen zu Boden.

„Wenn deine Mama gewünscht hat, daß ihr zusammenbleiben sollt, du und deine Schwester," fuhr Sylvia ruhiger fort, „so hat sie es im

Glauben getan, daß du, die Aeltere, vernünftig genug sein würdest, einen guten Einfluß auf deine kleine Schwester auszuüben. Verzeih, wenn ich dich, die du ja selber so schnell und gern den Stab über andre brichst, auch zu kritisieren wage! Was machst du aber aus deiner Schwester? Deinen eignen Pessimismus willst du in ihr Kinderleben gießen, ihre Harmlosigkeit mit deinem Argwohn vergiften. Du redest Sachen mit ihr und vor ihr, die weit über ihr Begriffsvermögen gehen, du versuchst sie aufzuhetzen gegen die Menschen, die euch nun doch einmal naturgemäß die nächsten sind. Ich finde, daß deine Pädagogik große Mängel hat!" Und sie legte ihre Hand fester auf das rosige Ohr des Kindes, damit diese nichts hören sollte. „Verbitterung und Unfrieden, das ist es, was deine kleine Schwester von dir lernen kann."

„Das ist nicht wahr," rief Erika, „wie willst du das beurteilen, die du uns doch gar nicht kennst?!"

„Ich kenne dich besser, als du glaubst!" sagte Sylvia. „Es ist nun einmal, wie ich wohl weiß, eine festgesetzte Idee von dir, daß ich enorm beschränkt sein soll, aber du übertreibst doch vielleicht. Es gibt Gebiete, auf denen ich kein Stümper bin, und wenn ich auch in meinem Leben nichts fertig gebracht habe, was dir vielleicht zu imponieren vermöchte, so war doch meine Vergangenheit nicht so leicht, wie du anzunehmen scheinst. Ich habe auch mein Teil an persönlichen Erfahrungen gelernt. Ich spreche offen mit dir, Erika, obwohl es fast klingt, als wollte ich die mir freundlich angedichtete Borniertheit

vor dir zu rechtfertigen suchen. Allein ich weiß, daß du klug genug bist, mich zu verstehen, sobald du nur willst! Darum versuche ich auch geduldig zu bleiben, so schwer deine Worte es mir machen. Aber halte, bitte, meine Geduld nicht für Schwäche, und laß dir sagen, daß ich sie nur übe, weil ich dich trotz alledem gern habe!"

„Du mich?" Sie lachte schroff. „Um meiner schönen Augen wegen? Oder warum?"

„Weil ich weiß, daß in deinem Kopfe mehr steckt als hinter den meisten Mädchenstirnen, obwohl ich finde, daß etwas mehr ‚Freundlichkeit der Sitten' dir durchaus nicht schaden könnte."

„Mama," sagte Erika, „ich finde, du nimmst dir einen Ton gegen mich heraus —"

Sie verschränkte trotzig die Arme. Sylvia mußte lächeln. „Ja, Erika, je mehr mein Interesse an dir wachsen wird, um so energischer wird auch die Sprache sein, die ich mit dir führe! Ich bin eine sehr friedliebende Natur und habe vor Szenen eine feige, physische Angst, aber dir gegenüber werde ich diese Schwäche zu bezwingen suchen."

„Und was bezweckst du damit?"

„Euer Leben freundlicher zu gestalten!"

„Und wie denkst du dir das?"

„Ich möchte, daß ihr beide bei uns bleibt, es scheint mir mit dem Pensionsleben nun genug zu sein."

Erika hohnlachte. „Hast du nach gestern abend Lust, öfters meine Ballmutter zu spielen? — Aha! Ich begreife übrigens! Papa hat dir souffliert! Ich soll das goldene Kalb sein, und seine Leutnants sollen mich umtanzen — und je

eher er mich losschlägt, um so besser! Und dich hat er zur Mithilfe bestimmt!"

„Erika, wenn du willst, daß ich noch länger mit dir rede, so laß solche Ausdrücke!"

„Ich will es gar nicht! Ich wünsche, daß sich überhaupt niemand mit mir befaßt, ich werde mir mein Leben schon allein zimmern, ich kann es ja! Wir haben ja wenigstens ein Glück in der Welt, Ilse und ich: wir sind finanziell unabhängig, und so vieles ich an unserm Vater auszusetzen finde, eins will ich ihm lassen: in dem Geldpunkt war er nie kleinlich!"

Sylvia hatte niemals in ihrem Leben eine so leidenschaftliche Auflehnung an einem Mädchen gesehen als an diesem. Und sie fühlte sich waffenlos, sie biß die Zähne aufeinander, da sah sie die Augen der Kleinen ängstlich fragend auf sich gerichtet, halb verstehend, halb verwirrt. Sie erhob sich schnell, nahm Ilse an der Hand und wollte das Zimmer verlassen.

„Warum geht ihr?" fragte Erika feindlich.

„Weil meine Geduld zu Ende ist!" sagte Sylvia.

Erika zuckte die Achseln, griff nach ihrem Buch und setzte sich wieder an den Eßtisch. Sylvias Blick fiel auf den gelben Band, den Erika mit einer gewissen Auffälligkeit so hielt, daß sie den Titel bequem lesen konnte, es war ein Essay von Ulrich Thomsen über den Seelenkultus bei den Griechen.

Ihre Blicke trafen sich mit denen Erikas. Trotzig, überlegen, herausfordernd sah diese sie an.

Sylvia ging in ihr Boudoir. Sie bettete die Kleine auf die Chaiselongue und redete ihr zu, doch etwas zu schlafen.

„Möchtest du bei uns bleiben?"

„Ich weiß nicht."

„Hast du mich lieb?"

„Ich weiß nicht."

Das war die Schule der Schwester. In den zwölfjährigen Augen stand eine frühreife Geschichte geschrieben.

Draußen ging scharf und schrill die Klingel. Sie hörte Rothenfels' Stimme, die nach ihr fragte. Gleich darauf stand er neben ihr.

„Aber Sylvia," sagte er vorwurfsvoll, „du verpfuschst mir ja den ganzen Sonntag! Sie wissen alle nicht, ob sie anfangen sollen bei Bristol oder nicht. Dabei der Hunger nach solcher Matinee! Und mir macht's gar keinen Spaß ohne dich, was ist denn nur mit dir?"

„Mir kam es so unrichtig vor, die Kinder am Sonntag allein zu lassen. Und ihr wart doch so viele, ich dachte, ich könnte wohl fehlen."

„Na, hör mal, Erwachsene gehen aber doch vor! Bitte, zieh dich gleich an und komm mit. Die Droschke wartet unten noch."

Plötzlich erschien Erika im Rahmen der Tür.

„Papa, dürfte ich einmal unter vier Augen mit dir reden?"

Er war sehr unlustig zu solchem Tete-a-tete.

„Hat's nicht Zeit?"

Erika zuckte die Achseln.

„Na, denn meinethalben! Wenn du dich, bitte, möglichst kurz fassen willst, aber die ‚vier Augen' sind ja wohl nicht absolut nötig? Bitte, leg gleich hier los! Eure Mama kann ja doch immer alles hören."

„Dies nicht," sagte Erika scharf.

Sylvia winkte ihm zu, mit Erika zu gehen.

Er tat's denn auch, aber enttäuscht, daß sie zurückblieb, ihn im Stiche ließ.

Sylvia trat ans Fenster. Es war sonst immer so ausgesucht leise, so vornehm ruhig auf der Etage. Die Diener gingen auf Filzsohlen, da Rothenfels alles Stiefelknarren so überaus kommun fand. Und nun derselbe heftige Stimmenwechsel von gestern, diese harten Zorneslaute, dieser erregte Zank! Rothenfels' sonst so schönes Organ, das in der Erregung an Wohlklang verlor, Erikas scharfe Stimme, die bald die Oberhand behielt.

‚Aber es war gut so,' dachte Sylvia. Es wurde doch einmal alles aufgerüttelt! Es war doch lebendiger Sturm nach all der künstlichen Stille. Und seltsam! Selbst in dieser Stunde, als eigentlich auch sie beleidigt war, als es gegen ihren Gatten ging, sprach der weibliche Korpsgeist in ihr, und sie nahm unwillkürlich Partei für das junge, unliebenswürdige Mädchen mit seiner Verbitterung und seinen Uebertreibungen.

Dann brach der Lärm jäh ab. Türen schlugen. Rothenfels kam ins Boudoir.

„Komm, Sylvia," sagte er.

Sie ging mit ihm in sein Zimmer hinüber. Er warf die Handschuhe beiseite, ging an den Tisch und setzte sich schwer atmend. Sie hatte ihn noch nie so blaß gesehen. „Sylvia," sagte er, „tröste mich mal ein bißchen!"

Er griff nach ihrer Hand und preßte sie gegen die Stirn.

„Was ist denn nur gewesen?" fragte sie verwundert und strich über sein dichtes dunkles Haar.

„Ach, das sind immer wieder die alten Sachen!" stöhnte er, „die alten Quälereien! Sie hat ganz

den starren Eigensinn ihrer Mutter, und wenn sie mich dann so ansieht, so kalt und vorwurfsvoll, dann ist's ganz so, wie's in deren letzten Zeiten war, als sie mir nicht vergeben konnte, daß sie krank und elend war, und ich jung und lebenslustig."

Er pochte mit der Faust gegen die Schläfe. So hatte Sylvia ihn niemals gesehen. Sie kannte nur die künstlich zurechtdrapierte Jugendgeschichte, wie er sie ihr bisher so gern erzählt. Dies war heute ein ganz andrer Ton, und sie fühlte es gleich: ein wahrerer. Das war nicht der strahlende Rothenfels mit der intensiven Lebensfreude, das war ein armer Erdensohn wie andre auch, und ihr kam eine Strophe in den Sinn, die sie kürzlich gelesen:

„Freund, in deinem Leben
Ist auch ein Ort, wo die Gespenster schweben..."

„Du glaubst nicht, Sylvia, was sie mir alles vorgeworfen hat! Ein ganzes Sündenregister von Schlechtigkeit und Unterlassungen! Und wie sie es am Schnürchen hatte und es so unbarmherzig herzählte und mir alles ins Gesicht schleuderte — und dann dieser unglückselige Zufall damals, der mir ja auch so fatal war, aber ich konnte doch nichts dafür — jeder Mensch kann sich doch mal verspäten."

„Was war's denn?" fragte Sylvia leise, mit ihrer kühlen Hand immer wieder über seine Stirn streichend.

„Ach, es war Hofball in Karlsruhe — und ich kam reichlich spät nach Haus. Gott, es war ja alles so flott und famos damals, und wir saßen so lange beisammen. Und mehrere Prinzen dabei

— da kann unsereins doch auch nicht so ohne weiteres aufbrechen! Und wie ich dann schließlich nach Haus kam, lag das Telegramm da, seit dem vorigen Abend schon — und darum kam ich erst mit dem Tageszug weg, fuhr sofort, wie ich ging und stand, direkt durch bis Nervi. Und es war mir ja auch gräßlich, aber ich war so oft schon durch Alarmdepeschen umsonst heruntergesprengt. Und als ich dann glücklich da war, kam ich auch nur noch knapp zur Zeit — eine halbe Stunde nur, eh' sie starb. Und ich weiß nicht, wie es kam — der Bursche hatte wohl verrückt gepackt, — kurzum, mit meinem Taschentuch fielen mir all die Kotillonorden vom Abend vorher aus der Tasche, gerade vor die Werdenfels und die Kinder hin. Und die Kleine sprang danach, aber die Große hielt sie zurück und machte ein Gesicht — na! Sie verstand, was das glitzernde Zeug war, und sah mich an und sprach kein Wort mit mir in all den Tagen. Und vom Burschen hatte sie dann wohl erfahren, daß ich eines Balles wegen so spät gekommen war — und das alles hat sich nun festgesetzt in ihrem Kopf, und darum hält sie mich offenbar für ein ausgemachtes Scheusal. Und heut kam sie wieder mit der alten Geschichte — und so brutal, so ohne jedes Maßhalten!"

Er stöhnte.

„Aber wie kam sie denn darauf?"

„Nur aus Wut! Weil ich nicht wollte, wie sie wollte! Sie kam mir mit allerhand verrückten Ideen, behauptete, daß sie studieren wolle, erst noch auf ein Mädchengymnasium gehen und dann ins Ausland — Philologie und solcher Unsinn —, da ging ich natürlich hoch!"

Sylvia stutzte. So? Das steckte also in diesem Mädchen? Sie war auch eine von jenen . . .

„Ach, Sylvia!“ fuhr er fort, „wenn du wüßtest, was das damals für Zeiten waren! Alles grau in grau, so melancholisch und so lugubre, und ich wußte recht gut, daß ich vor einer Alternative stand: entweder ewig an jenen Erinnerungen zu kranken und dran zugrunde zu gehen — oder den Selbsterhaltungstrieb Oberhand gewinnen zu lassen, männlich alles, was da an Skrupeln kam, niederzukämpfen . . . denn natürlich, anders hätt' ich ja vielleicht auch sein können, vor allem geduldiger! Aber zum Krankenpfleger hatt' ich nie Talent, und alle Nervosität machte mich immer so ungerecht, weil ich selbst so wenig davon besaß. Und schließlich, geliebt hatte ich sie ja doch nie! Ich war doch im Grunde bloß für sie gekauft worden . . . und das rächte sich eben! Und es lag auch nicht nur auf meiner Seite die Schuld! Sie hatte zuletzt solch eine Unduldsamkeit gegen mich . . . Schon den kleinsten Flirt nahm sie mir übel und dachte nie daran, wie schwer es doch für mich war, dies Junggesellenleben während ihrer langen Reisen — und die Chancen alle, die man denn nun so hat. Und dabei bin ich ihr doch immer im wesentlichen treu geblieben! Nur so etwas herumflattern — das tat ich ja, aber doch niemals ernstlich. Und wie bauschte sie es auf! Ach, es war so unerquicklich, das alles! Ich mag gar nicht daran denken! Es war schließlich das einzige für mich, einen Strich darunter zu machen — ich wäre sonst an dem Leben zugrunde gegangen!“

Er griff nach Sylvias Händen. „Gott, wenn

ich damals geahnt hätte, daß ich noch mal so glücklich werden würde, wie mit dir!" Und er sah dankbar und zärtlich zu ihr auf.

Und vor diesem dankbaren Blick verstummte alles in ihr, was sie hätte sagen können oder sagen mögen. Sie hatte jetzt die Pflicht und die Macht, ihn wieder ins Geleise zu bringen, und sie sagte, was in diesem Augenblick die größte Wohltat für ihn war:

„Komm jetzt! Ich zieh' mich sofort an, wir wollen gleich ins Bristol fahren und ein andermal weiter darüber reden. Ich hab' allerhand Vorschläge für die Kinder! Ueberlasse das nur mir. Solche Szenen wie heute soll es nicht wieder geben . . ."

Und er atmete befreit auf. Der arme, geknickte Rothenfels fing wieder an, sich à son aise zu fühlen. Und beim Lunch im Bristol schwand auch der letzte Rest seines Unbehagens.

Am liebsten war ihm sein Leben doch in jenen Stunden, wenn ein Hoteldach sich über seinem Haupte wölbte, wenn sein Erscheinen jene billige Sensation hervorrief, die in jedem großstädtischen Eßsaal entsteht, sobald ein höherer Offizier mit einer eleganten Dame eintritt.

Es lag fast etwas Kindliches in dieser Art der Selbstzufriedenheit, die Sylvia in den letzten Jahren so manchmal aufs äußerste bekrittelt hatte und die sie heute ganz tolerant als einen Reiz seines Wesens ansah.

Sie war mit einem Male gerecht geworden gegen ihn. Seit er ihr heut das Herz ausgeschüttet, das so genußfähige Egoistenherz mit seinen zeitweiligen Anwandlungen tiefer Reue,

die ebenso schnell verflogen wie der Schaum auf den Sektschalen, die er so unermüdlich füllte; seit er um ihren Zuspruch wie um eine Wohltat gebeten, seit sie ihm mit ihrer stillen, vorwurfslosen Art seine gute Stimmung wiedergegeben hatte — seitdem war ein Gefühl der Ueberlegenheit in ihr eingezogen. Er kam ihr wie ein großes, liebenswürdiges Kind vor, der riesige, breitschultrige Rothenfels, der Kommandeur, vor dem die Bataillone zitterten —, der Salon-Lohengrin, von dem entzückte Verehrerinnen lispelten, daß er „zugleich ein Sänger und ein Held" sei.

Sie wußte jetzt, welche Mission sie ihm gegenüber zu erfüllen hatte: ihm den Spaß am Leben nicht zu verderben, ihm die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, so gut es ging, vor allem die beiden schwierigsten Elemente, seine Kinder. Und waren die Kinder nicht viel besser daran, wenn sie ihr Dasein unter ihre Flügel nahm, wenn sie ihnen die Resultate ihrer eignen Erfahrungen zugute kommen ließ? Und war eine solche Aufgabe nicht des Lebens wert?

Immer lauter wurden die weiten Säle. Die Zigeunermusik gellte mißtönend über die hellen Tische. Menschengruppen wogten vorüber, das sonntägliche Gemisch von großstädtischen Snobs und harmlosen Provinzlern, die verwundert um sich sahen wie soeben dem Ei entkrochene Küchlein — dann Amerika und England, ja sogar zwei Mohrendamen mit echtestem Wollhaar und europäisierten Toiletten.

Und für alle interessierte sich Rothenfels — und alles amüsierte ihn —, seine Nachbarinnen

schwelgten in seinen harmlos lustigen Bemerkungen — und wenn dazwischen seine schönen, blauen Augen, die echten „Vergißmeinnicht in Milch gekocht", zu Sylvia hinüberschweiften, so leuchteten sie von Stolz und Liebe und von Ahnungslosigkeit, daß sie vielleicht nicht ebenso glücklich war wie er.

Und als man vom Tisch aufstand und in die kühleren Zimmer wanderte, da schob er seinen Arm unter den ihren und zog sie mit sich zum Fenster hin, durch das der verblassende Tagesschein matt hereinirrte.

„Du, Sylvia," sagte er, „'s ist mir doch den ganzen Mittag über im Kopf herumgegangen, wie wir das mit der Erika deichseln müssen. Gefallen lassen kann ich mir ihr Betragen eigentlich gar nicht. Ich muß was Energisches tun. Am Ende sagst du ihr, daß sie mich nicht eher wieder zu Gesicht bekommt, als bis sie Abbitte leistet. Ich sprach eben mit der Raffgotsch ausführlich über Mädchenerziehung. Die sagt auch: feste Prinzipien, und von vornherein sich nichts gefallen lassen! Und die Raffgotsch hat Erfahrung — vier Töchter —, denke dir — und geschieden, als die älteste zehn wurde! Das arme Weib hat gelitten! Schauerdinge erzählte sie mir! Das eine Gör hat unter die Sozialdemokraten gehen wollen . . . ist es nicht toll? Und eine andre hat sich mit einem Primaner verlobt, und so fort. Na, schließlich hat sie noch alle vier unter die Haube gebracht und ist nun die ganze Verantwortung los. Sie meint, daß ihre Enkelkinder sie nun an ihren Töchtern rächen werden, und gönnt es den Bälgern. Sie sagt, keine Zeit wäre

für Töchtererziehung so schwierig als die jetzige; für einen Fall wie Erika, meint sie, wäre das beste: baldmöglichst so ein schneidiger Rittmeister oder Hauptmann — Rittmeister vorzuziehen, weil die doch ohnehin meist mit der Gerte in der Hand sind. Das flößt Respekt ein — und den Bockigsten am ersten! Wir können uns unmöglich unser Leben um die Erika verärgern — das liegt auch gar nicht drin."

„Laß mich nur machen," sagte Sylvia lächelnd, „den gertenkundigen Rittmeister halte ich doch nicht so unbedingt für das Allheilmittel — ich denke, man versucht's erst auf andre Weise."

„Sprich du doch auch mal mit der Raffgotsch. Sie ist wirklich eine Fundgrube für pädagogische Ratschläge — und solch gutes Tier dabei —, diese guten Augen, die sie hat . . ."

Die Raffgotsch hatte ganz die guten, runden, dummen Augen einer Kuh —, aber vor Rothenfels' Menschenfreundlichkeit bestand jedes weibliche Wesen à tout prix . . .

„Uebrigens — wir sollen heut abend alle Tee bei ihr trinken. Mir ist's ganz recht, noch nicht nach Haus zu kommen — mag Erika dann denken, daß sie mich aus meinen eignen vier Pfählen herausgegrault hat —, das beschämt sie vielleicht."

„Geht nur ja alle zur Raffgotsch," sagte Sylvia, „nur mir erlaß es. Mir war's doch etwas zuviel heut, und morgen haben wir doch das Diner. Und jemand muß auch mal nach den Kindern sehen."

Rothenfels war gerührt. „Du bist zu gut, Sylvia, aber bitte, rüffle nur die Erika ordentlich in meinem Namen ab! Und auf Abbitte besteh'

ich — biegen oder brechen! Uebrigens: wenn sie's schriftlich machen will, genügt's mir auch schon, ist mir sogar lieber — denn so antreten wie 'ne Ordonnanz — und vermutlich mit der frechsten Miene von der Welt —, darauf brenne ich auch nicht gerade."

Sylvia war so froh, dem Hotelgetriebe zu entfliehen, nach Hause zu kommen.

Sie wollte mit Erika sprechen, so vernünftig und geduldig wie möglich; sie memorierte in Gedanken die schönsten Reden.

Da trat ihr der Diener mit der Meldung entgegen, daß das ältere gnädige Fräulein vor einer Stunde abgereist sei; sie habe einen Brief auf den Schreibtisch der gnädigen Frau gelegt.

Sylvia eilte in ihr Boudoir; sie riß den Brief so hastig auf, wie sie, die Ordnungsliebende, selten ein Papier zu zerknittern pflegte, und ans Fenster eilend, las sie im letzten Zwielicht, was Erika geschrieben:

„Ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich heut noch nach Weimar zurückzufahren denke. Ich fühle wohl, daß ich mir Ihre wie auch meines Vaters Mißbilligung in so hohem Grade zugezogen habe, daß wir uns gegenseitig nichts sein dürften als eine Last. Vergeben Sie mir, wenn ich mich Ihnen gegenüber des „Sie" bediene, das mir natürlicher scheint als das zwischen uns so forcierte „Du". Diese Form erleichtert mir zu sagen, was ich zu sagen habe und was mir sehr am Herzen liegt.

„Es betrifft meine Schwester.

„Sie haben mir sehr schwere Vorwürfe gemacht in bezug auf meinen Einfluß auf sie. Ich gebe zu, daß Sie damit im Rechte waren, so leid mir

die Entdeckung tat. Sie haben die harten Worte gebraucht, daß ich „Unfrieden und Verbitterung in das Leben dieses Kindes trüge". Diese Auffassung hat mir Eindruck gemacht, und darum trenne ich mich freiwillig für einige Zeit von meiner Schwester.

„Ich überlasse sie Ihnen, gnädige Frau, und der „freundlicheren Lebensgestaltung", von der Sie sprachen. Damit fällt Ihnen aber zugleich die volle Verantwortung für das Kind zu, die mir bisher oblag.

„Ich hoffe, Sie begreifen, daß die Verantwortung für ein heranwachsendes Mädchen keine Kleinigkeit ist und daß mehr dazu gehört als zum Arrangieren eines Balls oder zum Erfinden eines neuen Kleides!

„Uebrigens ist Ilse sehr leicht zu leiten. Sie ist sehr harmlos und sehr unbedeutend, wie ich oftmals mit Bedauern sah; sie gehört zu den schwachen, gedankenlosen Kindernaturen, die am liebsten ihr Leben lang mit Puppen spielen würden. Sie fühlt sich bei jedem wohl, der leidlich freundlich mit ihr ist. Sie hat es sogar fertig gebracht, sich in der Pension Werdenfels wohl zu fühlen, die in meinen Augen das hassenswerteste Lokal auf dieser Erde ist. Ich möchte Sie dringend bitten, Ilse nie wieder dorthin zu schicken, falls ihre Anwesenheit Ihnen und unserm Vater auf die Dauer doch unbequem werden sollte. Lieber nehme ich sie wieder zu mir, in die Art Leben hinein, die ich für mich beabsichtige . . .

„Sie werden sich vielleicht wundern, weshalb ich es bei dieser Ansicht so lange in Pension Werdenfels aushielt: ich tat es erstens aus Pietät für unsre

Mutter, die diesen Aufenthalt für uns gewünscht hatte; zweitens weil ich annahm, daß die Welt eben überall unsympathisch ist und mir daher ein Wechsel mit der Erziehungspresse auch nicht als Verbesserung erschien. Zudem konnten mir selbst die Schattenseiten der Pension Werdenfels nichts anhaben. Wir sind dort alle systematisch auf Borniertheit gedrillt worden, ich aber ohne Erfolg. Gerade dieser gewaltsame Druck hat mir so früh zu innerer Befreiung geholfen, jener Widerspruchsgeist, der vielleicht die stärkste Empfindung ist, die mich beseelt. Ilse aber würde rettungslos den Prinzipien jenes geistig finsteren Hauses verfallen; sie würde jenes selbe törichte Schaf werden, als das ich die meisten Jahrgänge vor mir von dort aus ins Leben hinausziehen sah, vielleicht nach dem Geschmack ihres Vaters, aber ich hoffe: nicht einmal nach dem Ihren!

„Ich bin mir zwar nicht klar, wes Geistes Kind Sie, gnädige Frau, eigentlich sind, — ich hatte heut mittag zeitweilige Anwandlungen, Ihnen mein ganzes Herz auszuschütten. Sie waren so gütig für uns, für diese unerfreulichen Zugaben Ihres jetzigen Lebens! Aber ich habe den rechten Glauben nicht, daß diese Güte etwas andres sein kann als Laune. Sie sind ja schließlich gegen alle Leute gütig — gegen Papas einfältige Freunde, gegen Onkel Carlos und seine blödsinnigen Scherze, gegen Diener und Hunde — und darum vielleicht so in Bausch und Bogen auch gegen uns! Ich aber halte in vielleicht sehr unberechtigter Selbstüberschätzung das Ausschütten meines Herzens für ein zu großes Vertrauensvotum, als daß ich es ohne Sicherheit, ganz verstanden zu werden, tun möchte.

„Ich bin vielleicht sehr ungerecht gegen Sie, aber es gibt ein Moment zwischen mir und Ihnen, das ich nicht begreife und aus Diskretion nicht zu nennen wage, etwas, das ich nun und nimmer verstehe! Vielleicht darf ich Sie in späteren, friedlicheren Zeiten einmal darum befragen.

„Wenn Sie etwas für mich tun wollen, so lassen Sie mich, bitte, meiner Wege gehen und sorgen Sie dafür, daß von väterlicher Seite keine Schwierigkeiten kommen. Ich will nichts als lernen, das ist mein einziger Wunsch vom Leben. Ich kehre vorderhand zu Frau Werdenfels zurück. Das weitere seinerzeit, falls es Sie überhaupt interessieren sollte, was jemand vorhat, der so wenig Ihre Zuneigung verdient wie ich.

„Ich schreibe während des Packens — ich kann nicht überlesen — vergeben Sie, wenn ich zu aufrichtig schrieb —, aber ich habe zu viel gelitten in diesen Tagen, um heucheln zu können.

Erika R.“

Das Schriftstück einer Sechzehnjährigen! . . . Also in die dunkeln Räume der Pension Werdenfels drang doch durch einige Ritzen der Zeitgeist! Und Rothenfels hatte eine Tochter, die solche Briefe schrieb, die mit all den zeitgemäßen Schlagworten um sich warf, die von Frauen und Mädchen, die sich „befreiten“, geprägt waren! Der liebenswürdige Rothenfels eine Tochter, der gewalttätige Unliebenswürdigkeit das Lieblingselement schien.

Konnte sie Sylvia kränken? Nein . . . Nicht einmal die „gnädige Frau“ kränkte sie, die machte sie nur lächeln.

Das war eben „Most, der sich so absurd ge-

bärdet", das waren die sechzehn Jahre mit ihrem Privileg zur Uebertreibung!

Und was Erika da andeutete von dem „Moment, das sie nicht begriff", auch das irritierte Sylvia nicht. Gelassen schloß sie den Brief in ihren Schreibtisch, um ihn in einer stilleren Stunde gründlicher durchzulesen und durchzudenken. Dann warf sie Hut und Mantel ab und ging eilig in das Zimmer der Kinder hinüber.

Freude überkam sie. Sie freute sich auf das kleine Mädchen, das ihr da zurückgelassen war, gleichsam großmütig abgetreten von der älteren Schwester wie ein seltsames lebendiges Geschenk. Die helle, elegante Wohnung, die ihr oft so öde erschienen war, kam ihr plötzlich so gastlich, so heimatlich vor.

In dem Zimmer der Kinder sah es zwar wenig gastlich aus. Die Kommodenfächer waren aufgerissen. Wilde Unordnung herrschte; das weiße Ballkleid lag, so recht mit Absicht hingefeuert, zerknittert über einer Stuhllehne, und mitten in dem unerfreulichen Durcheinander lehnte wie ein vergessener Gegenstand einsam und verlassen das junge Menschenkind an der Bettkante und sah der Kommenden mit fragender Bangigkeit entgegen.

So mochte sie bewegungslos dagestanden haben, seit Erika wegging. Die Leute hatten ja die verdiente Sonntagsruhe; denen war es nicht zu verargen, wenn sie sich nicht mehr als dringend nötig um das kleine stille Mädchen kümmerten. Und jemand anders war ja nicht dagewesen ...

„Erika ist fort," sagte sie schüchtern, wie entschuldigend. „Sie wollte mich nicht mitnehmen ..."

„Wärst du denn lieber mit ihr gegangen?" fragte Sylvia.

„Ich weiß nicht ... ich ..." Sie sah geängstigt auf. Da las Sylvia es in den starr auf sie gerichteten Blicken, was das Kind empfand: Angst, daß es zur Last fallen, daß Sylvia über sein Vorhandensein unzufrieden sein könnte, — und alle Liebe, deren ihr Wesen fähig war, wallte in ihr auf, und sie kniete neben das kleine Mädchen hin und umschlang es mit beiden Armen. „Nun bleibst du immer bei mir, Ilse," sagte sie, „und du sollst mal sehen, wie gut du es haben wirst bei deiner Mama, und es soll ein ganz neues Leben für dich angehen, — warte nur!"

„Du bist doch gut," sagte Ilse leise.

„Wer hat denn gesagt, daß ich es nicht wäre?"

„Erika sagt, du tätest nur so — du möchtest uns doch nicht leiden —, wir wären dir viel zu häßlich."

„Was ihr für Unsinn redet!" sagte Sylvia empört. „Du mir zu häßlich? Ich habe dich ja so lieb."

Die Augen des Kindes fingen an zu strahlen. „Dann kann ich es dir doch sagen —"

„Was denn?"

„Was unsre Mutter an dich aufgetragen hat. Erika sagte immer, du dürftest es niemals wissen —"

„Was denn?" forschte Sylvia.

„Siehst du, ehe sie starb, da ließ sie uns an ihr Bett kommen. Papa war noch nicht da. Und sie sagte, Papa würde uns wohl sehr bald eine neue Mutter geben, und wenn die Neue zu uns käme, dann sollten wir ihr sagen, daß sie gut mit uns sein möchte — Mama bäte sie darum. Und weißt du, als du dann kamst, da hatten wir

beide keinen Mut dazu — du warst zu fein und schön — und so fremd. Und Erika sagte, wir dürften es nie sagen, das wäre aufdringlich."

Sylvia wurden die Augen feucht.

„Ihr hättet es mir längst sagen sollen, aber jetzt ist auch noch Zeit dazu, Ilse, ihr sollt es schon erfahren."

Sie kam sich sehr klein vor bei den Worten des Kindes; was sie begangen hatte, waren Unterlassungssünden; sie hatte zu den „Lauen" gehört diesen Mädchen gegenüber, nun klangen ihr die Worte der Verstorbenen wie ein Vorwurf.

Sie stand auf und nahm das kleine, feine Emailporträt in die Hand, das neben Ilses Bett stand, und zum erstenmal betrachtete sie mit den warmen Blicken einer tiefen Anteilnahme die blassen, rührenden Züge der ersten Frau von Rothenfels. Und dies Gesicht, das ihr so unbedeutend erschienen war auf dem großen, prätentiösen Porträt, das in ihres Mannes Zimmer als dekoratives Stück über einem Seitendiwan hing, dies Mädchengesicht mit den traurig fragenden Augen hatte jetzt plötzlich einen stillen Reiz für sie, einen Zug der Sympathie, der schwesterliches Empfinden in ihr weckte.

Das war nicht nur die kränkliche, gereizte Frau, als die sie ihr nach Rothenfels' Schilderung bisher erschienen war; das war eine arme Dulderin gewesen, die sich unvorsichtig die Flügel verbrannt hatte an dem Salonlicht eines schönen Parkettheldren und die den Jugendirrtum bitter büßen mußte in mancher harten Stunde unerbittlicher Erkenntnis. Ihrem Reichtum hatte sie es zu danken gehabt, daß ihr erster Jugendwunsch

Erfüllung fand, — aber eine „arme Reiche" war sie gewesen ihr Leben lang.

Und Sylvia dachte an ihren Mann, an das heitere Kind des Glückes, der das beste und leichteste Temperament besaß, das Erdenkindern vergönnt ist, dem Schönheit die Hauptsache an den Frauen war und der gar keine Seele bei ihnen suchte und wollte, ja, der es „einfach verschroben" fand, wenn eine Frau Anspruch machte auf Seelenleben und eine eigne Gedankenwelt ...

Und die arme Frauenseele, die aus den Augen des kleinen Bildes zu ihr sprach — aus vergangener Zeit, über die Grenze des Lebens hinweg —, tat es ihr an. Und was die von ihr erbeten hatte, sollte nicht umsonst erbeten sein ...

19

Rothenfels war schon lange mit dem Plan umgegangen, einen neuen, möglichst stilvollen, vierbeinigen Hausgenossen zu erwerben. Als Ideal schwebte ihm ein schottischer Collie vor, solch ein helles, schlankbeiniges Wesen mit feinem, graziösem Kopf, eins jener dekorativen Tiere, wie sie auf den Bildern berühmter englischer Porträtmaler neben den schönen Herzoginnen und Earlstöchtern lehnen.

Er, der so viel von der mise en scène verstand, dessen Phantasie sich oft beschäftigte, neue Toiletten für Sylvia zu erfinden, er malte es sich als besonders reizvollen Effekt aus, Sylvia in solch eine Lawrence- oder Gainsborough-Pose zu rücken.

Zwar, die Collies waren eigentlich keine

geeigneten Etagentiere — sie bellten wie die Wilden —, aber stylish waren sie in höchstem Grade! Er sah schon die Kenner unter seinen Kameraden, wie sie Sylvia mit diesem Zubehör bewunderten, — und dann sollte Kaulbach sie malen oder einer von den Mode-Oesterreichern, die alle Leute so überaus hübsch zu machen verstanden, die Augen so kobaltblau und die Backen so rosig rot.

Er sah Sylvia schon so bei Schulte hängen oder in der Ausstellung zu Moabit. Andre hübsche Frauen hatten aus derartigen Staffagegründen ihre Kinder neben sich lehnen; er kannte Häuser, in denen es Kinder gab, die ganz zu Dekorationszwecken verwendet und auf eine bestimmte Wirkung hin frisiert und angezogen wurden, — auf „englisch“ etwa, mit langen Haaren und langen, hängenden Kleidern, so etwas wirkte vielleicht noch kleidsamer als ein Collie, aber ein Collie war wieder besser als nichts! Carlos stand bereits in Unterhandlung mit einem Sportsfreund, um den Traum des Bruders zu verwirklichen.

Da merkte Rothenfels eines Tages, nicht lange nach Erikas plötzlicher, ihm sehr willkommener Abfahrt, daß die ganze Collie-Idee eigentlich überflüssig geworden war. Es hatte sich ein Wunder begeben. Ilse, die kleine, reizlose Ilse, die bisher nur zwei Gesichter machen konnte, ein nichtssagendes und ein verängstigtes, war mit einem Male zu einem ganz andern Wesen geworden.

Die unkleidsame Pensionstracht, die so peinlich festgeflochtenen Zöpfe, das Gedrückte, Unfreundliche ihres Betragens, alles war verschwunden. Auf Rothenfels' Teppichen stand ein schlankes, ele-

gantes Kind mit schönen, vollen, lang über den Rücken fallenden Haaren, in hellen, reizenden Kleidern, ein Kind, das sich wohl fühlte und zu lachen gelernt hatte, das sogar eines Morgens dem Vater entgegensprang und ihn aus eignem Antriebe zu umarmen suchte.

Und Sylvia stand dabei, ohne eine Miene zu verziehen, und tat, als ob das alles ganz natürlich wäre, obgleich sie innerlich einen leisen Spott nicht unterdrücken konnte.

Sie machte mit vollem Bewußtsein auf diese Weise das Kind dem Vater mundgerecht; sie war eben auch wie die meisten rechten Frauen „klug wie die Schlangen“ . . .

„Alle Wetter, Sylvia, wie hast du das fertig gebracht?“ sagte Rothenfels, als sie einmal allein waren, „man erkennt das Gör ja gar nicht wieder; ohne die Erika ist sie ja geradezu allerliebst. Ich mag sie kaum wieder weggeben.“

„Ich auch nicht,“ versetzte Sylvia, „übrigens, da du mir ja alles, was die Kinder betrifft, überlassen willst, habe ich schon der Werdenfels geschrieben, daß Ilse vorderhand hier bleiben soll. Sie ist etwas schwächlich. Der Doktor sagt's auch, ich möchte sie mal ordentlich zurechtkurieren.“

Rothenfels brummte etwas. „Die muß ja aufatmen ohne die Erika. Hast du übrigens Erika geschrieben, daß ich mit jeder Post einen Abbitte-brief erwarte?“

„Geschrieben habe ich's,“ lächelte Sylvia, „aber ich glaube, es wird noch mancher Brief im Deutschen Reich bestellt werden, ehe der eintrifft.“

„Was? Du meinst, man kriegt sie nicht dazu? Das ist aber doch Sache der Werdenfels! Wenn's nicht bald in Gang kommt, steige ich der mal auf

den Kopf. Die hat doch schließlich die moralische Verantwortung für die Kinder. — Na," fuhr er fort, „ich bin bloß neugierig, was Carlos und Alack heut mittag zu Ilse sagen werden! Könnte sie nicht übrigens auch rehbraune Strümpfe tragen und dann ganz hohe, rehbraune Knöpfstiefelchen wie die Enkelin der Raffgotsch? Oder alles rot? Aus Saffian? Das wäre doch zu nett; das Netteste wäre zwar, sie ginge immer in gleichen Farben wie du."

„Wie ein kleiner Groom von mir?" sagte Sylvia. „Nein, weißt du, so ganz als kleinen Salonaffen möchte ich sie doch nicht ausbilden. Das Gut-Anziehen mag nebenher gehen, aber andre Fragen sind mir wichtiger."

„Du bist der reine weibliche Pestalozzi," versetzte Rothenfels, „ich staune."

Wenn Sylvia ironisch wurde, so merkte er das niemals. Das war auch eine seiner liebenswürdigen Eigentümlichkeiten. —

Sie saßen nach dem Lunch bei Kaffee und Likör. Rothenfels goß neue Mischungen zusammen. Er war ein genialer Erfinder auf diesem Gebiet.

Carlos reckte sich bequem im Schaukelstuhl und ruhte sich von seinem ruhevollen Leben aus. Seine Frau schwieg wie gewöhnlich und lauschte den Witzen, die Alack aus dem neu erschienenen „Kulminationsbuch" der Kriegsakademie zum besten gab. Alack war bedenklich verflacht in Berlin, aber Sylvia hatte aufgehört, sich über ihn zu ärgern. Sie hantierte mit Ilse am Kaffeetisch; sie fühlte immer deutlicher, wie Ilse mit leidenschaftlicher Liebe sich ihr anzuschließen begann, und dies Gefühl erfüllte sie mit wohliger Wärme.

Da kam die Nachmittagspost.

„Ah, Weimar," sagte Rothenfels, „wahrscheinlich das bewußte Schriftstück — nein, es ist die Klaue der Werdenfels." Er las, dann sprang er wie ein Pfeil aus dem niedrigen Fauteuil auf —

„Nein, das ist doch zu toll! Jetzt ist das Mädchen durchgebrannt!"

Carlos und Alack, die von jeher in alle Schwierigkeiten der Rothenfelsschen Vatersorgen eingeweiht waren, lauschten gespannt auf. „Mit wem?" fragte Alack mit weltmännischer Gelassenheit, sehr von oben herab.

Sylvia sah ihn scharf an. „Ich glaube, das ‚où est l'homme?' spielt keine Rolle bei einem Mädchen wie Erika; ihre Generation hat andres im Kopf. — Uebrigens, lieber Alack, denke ein bißchen dran, daß in unserm Hause künftighin leicht zwei jugendliche Ohren zu viel sind — bitte, Ilse, bestell mir mal neues Kaffeewasser!"

Das Kind, über dessen Mienen plötzlich wieder der altkluge Ausdruck geflogen war, der es nach Rothenfels' Ausspruch so „enlaidierte", ging.

Alack zuckte überlegen die Achseln. Er ließ sich nicht gern schulmeistern; er fand, daß er eigentlich über jeder Kritik stehe, seit das rote Gebäude der Kriegsakademie ihn in seine Mauern aufgenommen hatte. Schließlich konnte eine schöne Frau ihn ja aber ernstlich nicht verletzen, und wenn er neuerdings von Zeit zu Zeit mit Sylvia aneinandergeriet, so motivierte er das mit zwei Schlagwörtern, die alle Schuld von ihm abwälzten: er fand sie „pathologisch" oder „neurasthenisch".

Auch Carlos merkte, obwohl er grundsätzlich nicht über tiefere Fragen grübelte, daß Sylvia

verändert war; er seinerseits kam zum Schluß, daß sie anfinge, „kompliziert“ zu werden. Nur Rothenfels blieb unbefangen wie zuvor und sah unbeirrt das Wesen weiter in ihr, das er sehen wollte.

Er war eben ein sehr glücklicher Ehemann... Aber ein schwergeprüfter Vater.

„Daß das mir passieren muß!“ schalt er. „Nun hat der kleine Teufel sich glücklich auch mit der guten Werdenfels verzankt, mit der's doch bisher immer so famos ging. Seit der Konfirmation scheint sie sich absolut selbständig zu fühlen und faselt von Studieren und Universitäten. Die Werdenfels scheint ganz aus den Wolken gefallen zu sein, hat bisher nichts von solchen Ideen bei ihr bemerkt. Das glaub' ich! Solch verstockte kleine Kreatur! Die Werdenfels hat ihr jeden Schritt verboten, ehe nicht Rücksprache mit uns erfolgt ist. Da hat sie sich einfach aus dem Staube gemacht, ist nach Jena gefahren, um „ein Sommerkolleg zu hören“, und residiert dort vorderhand im Hotel zum Bären, welche Adresse sie freundlicherweise anzugeben geruht. Natürlich weiß die Werdenfels nicht, was tun. Ob sie ihr nachsetzen soll? Sie wieder holen? Aber sie kann sich doch schließlich nicht auf einen Faustkampf im Hotelzimmer einlassen, — und gutwillig kommt das Mädel natürlich nicht zurück! Donnerwetter noch mal, was sollen bloß die Kellner denken, wenn so 'ne Sechzehnjährige allein angerückt kommt! Und das meine Tochter!“

„Natürlich,“ ließ Carlos sich vernehmen, „muß jemand hinfahren und dieser tollen Inkorrektheit ein rasches Ende machen. Dies Solo-

Wohnen in einem Hotel, und noch dazu in einer Universitätsstadt, ist ja absolut unangängig."

„Du hast leicht reden!" rief der Bruder. „Wer soll denn fahren? Ich etwa? Und heut abend das Liebesmahl — und morgen die große Parade — und für den Abend hat sich Graf Lettow angesagt, der kann doch auch nicht das ganze Haus in Deroute finden, ein Mann, der so sensitiv auf geordnete Lebensführung ist. Wie soll ich denn abkommen?"

„Ich würde mich ja erbieten," sagte Carlos, „ich hätte ja eventuell Zeit. Nur fragt sich's, ob ich was erreichen würde? Ich habe ja nicht die Spur von Onkelautorität über deine Kinder, lieber Viktor, und auf Gewalt möchte ich mich ebensowenig einlassen wie die Werdenfels. Damit würde ich mich auch nur lächerlich machen; denn wenn man erst aufs hohe Pferd steigt und nachher doch nichts erreicht, — und das einem Backfisch gegenüber —"

Alack drehte an seiner Zigarette. Natürlich hätte er sich gern angeboten. Sich selbst traute er auch noch den meisten Erfolg zu und hielt sich einer Petrucchio-Rolle für durchaus gewachsen.

Aber das würde Sylvia natürlich nicht leiden.

Sylvia rückte schweigsam an den Tassen. Sie überlegte.

„Kreuzdonnerwetter!" fluchte Rothenfels und rannte aus dem Zimmer.

Sie ging ihm nach. „Aergere dich nicht so!" sagte sie besänftigend. „Das wird schon alles in Ordnung kommen. Ich hab' einen Vorschlag: laß mich fahren! Um fünf herum muß ein Zug nach Halle gehen. Den erreiche ich gerade noch.

Mit dem fuhr Erika neulich auch. Dann kann ich abends noch in Jena sein und morgen abend schon wieder zurück. Ich will mit Erika sprechen; gib mir nur plein pouvoir, daß ich tue, was mir in diesem Fall das Richtigste scheint."

„Sylvia — du wolltest?" Ihm fiel ein Alp von der Brust. „Aber hör mal, ist's dir nicht unangenehm, wo's Jena ist? Weißt du, auf der Hochzeitsreise, wo du gegen die ganze Gegend streiktest? Siehst du, gequält sollst du mit meinen Angelegenheiten nicht werden! Am Ende übernehme ich's doch, telegraphiere jetzt gleich etwas energisch mit dem Wurm und fahre morgen ab; dann kann ich vielleicht noch zeitig für Lettow zurück sein. Der darf nur nichts merken. An dessen Urteil liegt mir nun mal. Dem gehen Familienkrache direkt auf die Nerven. Und er wittert immer alles, was in der Luft liegt."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, du kannst gar nicht! Dienst geht vor. Ich bin auch gar nicht mehr so empfindlich wie auf der Hochzeitsreise. Ich will sofort packen. Bitte, hilf mir. Und die andern brauchen's erst post festum zu erfahren. Die öffentlichen Familienverhandlungen liebe ich nun mal nicht ... Aber eine Bedingung mache ich: daß die Ilse gut behandelt wird und immer jemand um sie ist. Da kann sich Carlos' Frau ja verdient machen! Und habe du auch ein Auge auf Ilse. Dafür nehme ich dir dann Erika ab ... Arbeitsteilung."

„Du bist eine Perle, Sylvia," rief er, „aber mache es nur so schnell wie möglich, ich kann ja doch nicht leben ohne dich."

Das Tal von Jena lag in Dunkel gehüllt, als Sylvia am Paradies-Bahnhof ausstieg. Gelbes Laternenlicht schwankte im Nachtwind und erhellte mit zitternden Streifen die schwachbegrünten Bäume, die sich am Ufer der Saale bogen.

Es war warm. Ein starkes Frühlingsahnen zitterte durch die ganze Natur, Vorgefühle von kommenden schönen Zeiten, von Lenz- und Sommertagen. Vom Flusse klang Ruderschlag, das leise Klatschen in den Wellen, das sanfte Singen der Flut. Sylvia lauschte mit geschlossenen Augen hinüber, und wie vertraute Klänge vergessene Bilder zu beschwören vermögen, so kamen die Erinnerungen über sie, die da am Rande dieses Flusses für sie begraben lagen. Wie war das alles lange her, — und doch, nun sie die alten Pfade ging, wie hatte doch alles noch den Duft von gestern, wie unverändert standen die Kulissen da!

Sie schritt langsam der Stadt entgegen. Der breite Schatten des Dienstmanns, der ihr den Koffer vorantrug, war das einzige Stück handfester Wirklichkeit in diesem Gemisch von Traum und Nacht, das ihr fast physisch wehe tat. Und da schlug die zehnte Stunde von den Türmen.

So mit diesem besonderen Klang schlugen keine andern Glocken auf der Welt als die von Jena! Ein paar Jahre hatten sich bei diesem Stundenschlag ihre Tage heruntergesponnen. Achtlos hatte sie viel hundert Mal diese Uhren schlagen hören; heute erst merkte sie, daß eine besondere, fast menschlich klingende Stimme in ihnen vibrierte, — oder war auch das nur Stimme der Erinnerung?

Ehe es in die dunkeln Kleinstadtgassen hineinging, kam eine Stelle, von der aus man Thom-

sens Haus am Wasser liegen sah, nur im Sommer nicht, wenn die Büsche und Baumwipfel zu dicht wurden. Sie wandte sich, ohne zu wollen, an dieser Stelle um, ganz instinktiv ... Ja, da lag es, und hinter den oberen Fenstern schimmerte Licht ... Dort hatte die stille Leuchte weiter gebrannt durch die Jahre, unbeirrt von Sylvias Kommen und Gehen. Sie war im Grunde ein sehr unwichtiges Element in jenem Hause gewesen, eine Sache, die hereingebracht und wieder fortgetan worden war wie ein Nippesgegenstand, an dessen Stil man sich übersatt gesehen hat.

Sie schauerte zusammen. Dies Jena ging ihr doch mehr auf die Nerven, als sie gemeint! Ihr war, als schritte sie auf Gräbern. Wie gut, daß sie für ein lebendiges Menschenwesen kam! Und sie wandte ihre Augen von dem Hause am Wasser gewaltsam ab und ging schneller dem Dienstmann nach, der zuweilen verwundert nach der Zögernden zurücksah.

Die alten Gassen, die alten Namen auf den Schildern, und nun der „Bär", an dem sie einst zahllose Male vorbeigegangen!

Gottlob, der Nachtspuk verflog. Da war Licht und Helle, Wirt und Kellner, Fragen und Antworten ...

„Jawohl, die junge Dame aus Weimar — Zimmer Nr. 12 —, sie sei den ganzen Tag auf ihrem Zimmer gewesen —"

Und nun stand Sylvia vor der Tür und pochte. Sie hörte zögernde Schritte. Erika öffnete. Sie standen plötzlich dicht voreinander, Auge in Auge — Erika sehr verweint, aber trotzig, jede Verwunderung gewaltsam unterdrückend.

„Dacht' ich mir's doch!" sagte sie, „aber immer

eine Chance für mich, daß du kommst, und nicht er. Ich bin nur neugierig, zu was für Zwangsmaßregeln gegen mich er dich autorisiert hat."

Sylvia trat über die Schwelle. „Was hast du, Erika?" sagte sie, die ungastliche Begrüßung ignorierend. „Du hast ja geweint?"

Erika biß sich auf die Lippen. „Wie soll ich nicht weinen," knirschte sie, mit dem Fuße stampfend, „wenn einem immer alles schief geht, wenn man nichts hat als Unglück?"

Sie trat ans offene Fenster, stützte die Arme in die Seiten und starrte in die Nacht. So einsam stand sie da, so allein auf der Welt mit ihrem Trotz und ihrem Groll.

Auf dem Tisch brannte die Lampe, mit ihrem friedlichen Strahl einen Haufen Bücher bescheinend, die in wirrem Durcheinander dalagen, Goethe und Thomsen. Und die goldenen Lettern des „Griechischen Unsterblichkeitsglaubens" leuchteten zu Sylvia empor aus der Nachbarschaft des „Faust" und des „Prometheus".

Und draußen dunkelte die Jenenser Nacht. Und sie fühlte: sie hätte lieber nicht kommen sollen, das waren alles so ungesunde, peinigende Empfindungen in ihr.

Erika wandte sich um. „Schilt doch, Mama!" sagte sie. „Ich warte immer auf die große Standpauke, die mir zukommt. Oder weißt du nicht, wo anfangen bei der Masse des Materials? Mir scheint, ich habe dich gerade genug gekränkt, mündlich und schriftlich. Mit dem Brief neulich hat mir's fast leid getan hinterher. Besonders die ‚gnädige Frau' war etwas reichlich dumm von mir . . ."

„Laß doch, Erika," unterbrach Sylvia, „ich bin gar nicht als Rachegeist gekommen, ich möchte dir helfen."

„Du mir?" Sie trat in den Bereich des Lichts.

„Ja, und darum laß uns vernünftig miteinander reden wie eine Frau zur andern, und vergiß so lange jede Beziehung, in der wir sonst stehen. Aussprechen ist solche Wohltat, das weiß ich aus eigner Erfahrung. Ich kann mir schon denken, wie es mit dir steht! Zu uns willst du nicht, zur Werdenfels kannst du nicht mehr zurück, und hier scheinst du auch nicht auf deine Rechnung zu kommen, nach deinen verweinten Augen zu schließen. Aber ich will dir einen Vorschlag machen. Ich habe eine Freundin hier in Jena, die eine Spezialität für einen Fall wie der deine ist, um mich einmal sachlich auszudrücken. Ich hab' ihr von unterwegs schon telegraphiert, daß ich morgen früh zu ihr kommen würde. Sie hat selbst studiert und soll dich unter ihre Fittiche nehmen. Du hast mir geschrieben, daß dein einziger Wunsch sei, etwas zu lernen; ich könnte dich darum beneiden, Erika, und um deine sechzehn Jahre, — die Welt liegt viel weiter und schöner vor dir, als du denkst . . ."

Erika trat näher. Sie umfaßte Sylvias Handgelenk. „Mama," sagte sie, „ich habe dich unterschätzt."

Sylvia lächelte zu dem eigenartigen Lob.

„Und nun will ich dir auch alles erzählen," fuhr Erika fort. „Siehst du, ich wollte gar keinen großen Krach mit der Werdenfels, ich wollte gütlich mit ihr auseinander kommen. Aber so ist's immer! Ich will ruhig bleiben, und nachher geht's doch mit mir durch. Ich wollte nichts von

ihr als die Erlaubnis, jeden Morgen nach Jena zu fahren, um das Thomsensche Kolleg zu hören, — schon das fand sie ungeheuerlich, denn Blaustrümpfe will sie nicht züchten, das ist so einer ihrer Glaubenssätze. Nun, und da ich die Hoffnungslosigkeit meiner Sache einsah, machte ich kurzen Prozeß und fuhr hierher, ehe sie mich bei euch anpetzen konnte. Ich schrieb an Professor Thomsen, ob er mich sein Kolleg hören lassen wollte, denn hier kann's jeder Professor machen, wie er will, und hat freie Hand damit; ich schrieb ihm, daß ich noch sehr jung sei und erst ausprobieren müsse, wo die Richtung meiner Kraft läge, — denn siehst du, Mama, definitive Entscheidungen über mich kann ich ja überhaupt noch nicht treffen. Ich tappe ja noch im Finstern. Heut möchte ich sofort auf ein Mädchengymnasium gehen — morgen möchte ich nach Griechenland fahren, — am liebsten aber möchte ich das Thomsensche Kolleg hören, denn Goethe und er, das sind nun mal meine Ideale."

Sylvia hatte sich an den Tisch gesetzt. Sie lehnte die Stirn auf die Hand, und ihre Rechte spielte mit dem Thomsenschen Buch. „Wie bist du denn zu diesen Idealen gekommen — in Pension Werdenfels?"

„Ach, Mama!" rief Erika, „das liegt ja in der Zeit! Es kann eine Pensionsmutter noch so eifrig alle in der Luft schwirrenden Gedanken verbannen wollen, — irgendeine Ritze ist immer, durch die frischer Windhauch weht! Und auf zwölf bornierte Gänse kommt immer ein vernünftiges Wesen, das den Denkbazillus in die geistige Oede trägt. Siehst du, bis vor zwei Jahren, da war ich selbst eine träge, hinvegetierende Gans. Mit

meinem schweren Temperament tappte ich immer unzufrieden und melancholisch durchs Leben und wollte nichts und dachte nichts. Da wurde eines Tages von einem baltischen Verwandten der Werdenfels ein junges Mädchen vor dem Hause abgeladen — ich sage ‚abgeladen‘, denn sie kam so plötzlich und unangemeldet wie ein Stück Frachtgut. Der Balte, ihr Vormund, war auf dem Weg nach Paris, wollte das Kind ein Jahr ‚interimistisch‘ unterbringen. Und die Werdenfels sagte natürlich ja, denn das Kind schien sehr harmlos, ein dummer langer Backfisch mit träumerischen Augen, ganz dunkel, denn ihre Mutter war eine Smyrniotin, eine Sklavin gewesen, die ihr verstorbener Vater gekauft hatte, worauf sie sehr stolz war. Sie wurde zu mir ins Zimmer getan, bis ein andres frei wurde, und beim Auspacken fiel der ganze Goethe aus ihrem Koffer und der ganze Thomsen ... Wir nähten beides in die Matratzen, denn die Werdenfels erlaubte uns Goethe nur in homöopathischen Dosen und an seinen langweiligsten Stellen, so daß ich nie recht begriff, weshalb eigentlich so viel Brouhaha um ihn gemacht wurde. Nun aber, da kam's über mich, und es gingen mir Welten auf, und alles schien mir plötzlich anders, die ganze Stadt, die ganze Erde. Und Miriam, so hieß sie, sagte, der Mensch müsse sich einen Erzieher wählen. Wir wollten uns Goethe wählen, der sei weit erziehlicher als die Werdenfels. Und wenn die andern Mädchen mal auskratzten, um zum Konditor zu laufen, dann gingen wir auf seinen Spuren und waren glücklich. Miriam hatte schon alles gelesen, sie war sehr frühreif. Ihre Kind-

heit hatte sie in Athen verbracht; sie schwärmte für Griechentum und für die Bücher von Thomsen. Sie sagte immer, ‚fremde Seelen seien Instrumente, auf denen sie spielen möchte, aber nicht jede gebe einen guten Ton; die meine jedoch sei ein gutes Instrument‘. Das machte mich sehr stolz. Sie sprach auch so viel von Studieren; sie wolle um jeden Preis berühmt werden, ‚Corinna‘ von Madame de Staël, dazu hatte sie Lust, sie sah sich schon auf dem Kapitol gekrönt ...

„Und nach einem Jahr erschien der Onkel wieder, und ebenso schnell, wie er sie gebracht, nahm er sie mit fort. Und sie versprach noch, mir zu schreiben, aber sie hat's nie getan; sie fand wohl bald andre Instrumente, auf denen sie spielte."

„Aber ihre Bücher hatte sie in der Eile des Packens nicht mehr aus der Matratze schneiden können, die fielen mir zu. Ich war erst sehr unglücklich ohne sie, — dann haßte ich sie, weil sie nicht schrieb, — und jetzt weiß ich, daß sie wohl überhaupt ein wunderliches, verschrobenes Menschenkind war, — aber gleichviel! Für mich bedeutete sie einen Abschnitt, weil sie den Denkbazillus in mein Leben trug ... Vom Standpunkt der Werdenfels aus war sie jedenfalls ein großer Mißgriff."

Erikas Wangen wurden röter und röter, während sie sprach. Sylvia strich ihr über die glühende Stirn.

„Und seit der Zeit hast du solchen Tatendrang?"

„Ja, aber ganz geheim für mich, nur mit Ilse sprach ich zuweilen davon, aber die verstand

nichts, die ist kein Instrument, auf dem sich spielen läßt."

„O doch," versetzte Sylvia, „aber man muß sanftere Lieder dazu nehmen, als deine revolutionären Sänge."

„Siehst du, und so war ich immer allein — und ich wartete sehnlichst auf die Konfirmation, denn dahinter steht ja die Selbständigkeit. Und ich hoffte so viel von ihr, ich dachte mich hineinzustürzen wie in ein freies, offenes Meer . . . und da kam Papa und schleppte mich auf den Ball — vor seine Leutnants hin — und ich merkte alles —, auch daß er mich am liebsten an den ersten besten losgeschlagen hätte so aus lauter Bequemlichkeit: débarrassez-moi de cet individu! Und das konnt' ich nicht, Mama. Häßlich mag ich sein und „Bild ohne Gnade" und ein „hoffnungsloser Dürrländer" — und wie die Bezeichnungen alle hießen, die ich an jenem Ballabend so im Vorüberwalzen mit meinen nur allzu scharfen Ohren hörte, aber zu solcher Existenz bin ich mir denn doch zu gut. Und ich kann ja auch tun, was ich will. In Mamas Testament steht's ja, daß wir bei der Werdenfels bleiben sollen, ‚solange wir mögen' — ich *mag* eben nicht mehr! ich will leben — das heißt lernen."

„Und was hat dir denn eigentlich Professor Thomsen geantwortet?" fragte Sylvia.

„Das ist's ja gerade, was mich so verzweifelt macht! Er will nicht! Er ist bei all seiner Größe vieux jeu auf dem Gebiet — er mag keine Ausnahme machen — oder —" sie sah prüfend in Sylvias nahe, lampenhelle Züge — „oder er will gerade *mich* nicht!"

„Du hast dich natürlich mit deinem ganzen Namen unterschrieben?“ fragte Sylvia.

„Ja.“

Sylvia hob die gesenkten Lider.

„Weißt du eigentlich, Erika, in welcher Beziehung Professor Thomsen zu mir gestanden hat?“

Erika wurde verlegen. „Ja, in der Pension wußten sie's alle.“

„So, dann war es ja sehr zartfühlend von dir, daß du bei deinem Osterbesuch immer mit Thomsenschen Büchern in der Hand herumgingst . . .“

Erika errötete. „Ich tat's mit Absicht — ich wollte euch ärgern, dich und Papa — ach, Mama, ich war so schlecht gegen dich, aber siehst du, das war's ja, was ich an dir nicht begriff, was mich immer wieder von dir zurückschreckte, wenn deine Schönheit und Güte einmal anfingen, mich weich zu machen —, wie kann jemand, der einmal mit den Göttern getafelt hat, sich mit irdenen Schüsseln begnügen?“

Sylvia fuhr empor. „Erika!“ sagte sie — „kein Wort weiter! Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig über Dinge, die du nicht verstehen kannst.“

Sie ging unruhig im Zimmer hin und her.

Erika war ganz bestürzt. „Mama,“ sagte sie, „ich kann doch nichts dafür, aber es ist auch solcher Kontrast — Thomsen in seiner Größe und Papa mit seiner Art von Horizont, der wie eine Reitbahn ist, in der lauter Militärs herumtosen und zuweilen mal gesungen wird.“

Sylvia trat ans Fenster. Die Thüringer Nacht lag schwer und dunkel über den Dächern von Jena.

Erika sprach nur aus, was sie zuweilen selbst

empfunden. Aber nun jemand anders diese Worte sagte, wurde ihr klar, wo das Ungerechte lag.

„Wie du im dunkeln tastest!“ sagte sie ganz ruhig. „Wie du ungerecht bist gegen deinen Vater! Er hat in reichem Maße das, was dir und andern Leuten abgeht, ein Herz und Talent zur Liebe; du freilich hast dich nie bemüht, dies Herz zu gewinnen. Du warst eine schlechte Tochter, Erika.“

„Wirklich?“ fragte diese ganz erschreckt — „eine schlechte Tochter und eine schlechte Schwester? Was ist denn überhaupt Gutes an mir?“ Sie suchte Sylvias Hand. „Sag doch, Mama? Aufrichtig bin ich — das ist doch wenigstens etwas.“

Sylvia mußte lächeln.

„Du bist vor allem ein Kind,“ sagte sie.

„Und du weißt gar nicht, was wir früher alles mit Papa erlebt haben . . .“

Sylvia legte ihr die Hand auf den Mund.

„Ich will nichts wissen,“ sagte sie; „du vergißt, daß ich Partei bin.“

„Glaubst du denn, daß mir Papa irgend etwas von meinen Wünschen erlauben wird?“

„Ja,“ sagte Sylvia, „nicht gern, aber er wird's aus Liebe und Güte tun, wenn du dich nur etwas bemühst, seine Liebe zu verdienen.“

Erika stand nachdenklich da. Plötzlich umschlang sie Sylvia mit beiden Armen. „Mama, wenn man dich reden hört, ist ja überhaupt die ganze Welt anders und besser. Mama, tu mir den Gefallen und sprich du mit Thomsen — dir kann er's ja doch nicht abschlagen. Ach, Mama, verzeih nur, ich habe dich ja so unterschätzt...“

Und sie nahm Sylvias Hand und führte sie

an die Lippen, und Sylvia fühlte es in diesem Augenblick an dem Druck des heißen jungen Mundes, daß sie in dieser Nacht ein Herz gewonnen hatte — ein wunderliches, in der Irre tappendes, unreifes und sprödes Herz, aber doch ein Menschenherz.

Am nächsten Morgen kam ein Telegramm von Rothenfels — „Sylvia möchte baldmöglichst zurückkommen — Lettow habe sich bereits für sechs Uhr gemeldet . . ."

Das war wie ein Klang aus Sylvias eigentlicher Welt, der seltsam hineintönte in das Intermezzo an der Saale, das so plötzlich in ihr Leben fiel.

Lettow — das war so das typische Urbild dessen, was Rothenfels als Idealverkehr vorschwebte, ein Mann mit ungezählten Ahnen, einer famosen Reitertaille und den schmalsten Füßen der Welt — ein Mann, dem sich vielleicht nur eine Schattenseite nachsagen ließ, nämlich die, daß er seine berühmten Füße zuweilen in zu enge Stiefel zwang, was dem Gang etwas Forciertes, vornehm Podagristisches gab —, ein Mann, der so empfindsame Nervenbündel besaß, daß er zuweilen den Verkehr in Häusern aufgeben mußte, wo die Dienerschaft knarrendes Schuhwerk trug — nicht „lautlos schwebte", wie seine Hochkulturen von Kammerdienern —, ein Mann, von dem es jedoch nicht feststand, ob er wußte, von wem das „Lied von der Glocke" sei und ob die römische Weltherrschaft der griechischen Blütezeit voranging oder folgte.

Als Sylvia am frühen Morgen zu Ellen Schmidts Wohnung schritt, gaukelte ihr dieser

großstädtische Zukunftsspuk immer vor Augen — und ihre Gegenwart erschien ihr sonderbar neben der Vergangenheit, die hier gleichsam an jeder Straßenecke stand.

Erst Ellen Schmidts Anblick vertrieb diese Bilder.

Professor Herrmann war bereits im Kolleg — Ellen allein. Sie paßte so gut in das gelehrte Milieu, so gut in die Kameradenehe, die sie nach sorglicher Ueberlegung eingegangen war.

So viel vernünftiges Glück schwebte über der ganzen Häuslichkeit!

„Das ist wie weiland auf der Leuchtenburg," sagte Sylvia — „ich komme, um Rat zu holen."

Und alles machte sich so leicht. Ellen war so froh, helfen zu können. So etwas wie mit Erika war ja ganz ihr Fall! O, die wollte sie schon unter ihre Fittiche nehmen — erst sollte sie gleich zu ihnen ziehen in ihre sonnigen Mansardenzimmer, der unvermeidlichen Korrektheit wegen — nur gleich anrücken mit allem Gepäck, je eher je besser —, und sie wollte schon sehen, was an des Mädchens Fähigkeiten war, ob sie Strohfeuer bedeuteten oder wirkliche Flammen ... nur was das Thomsensche Kolleg beträfe — das habe allerdings seine Schwierigkeit.

„Ich sollte denken," sagte Sylvia, „gerade der vor allen müßte doch für Frauenbildung sein."

„Nein," versetzte sie, „gerade der nicht! Er glaubt nicht, daß Resultate dabei herauskommen — er ist so eigensinnig in dem Punkt."

Sylvia zuckte die Achseln.

„Ah so — er beurteilt wohl alle Frauen nach seiner eignen einstmaligen."

Ellen nickte lachend. „Und nach Irene Reifenstein. Ja, die Welt, die in vieler Hinsicht so offen vor ihm da liegt, ist ihm in dieser einen mit Brettern vernagelt."

Sylvia stützte den Kopf in die Hand. „Ellen," fragte sie plötzlich, „woher kommt es eigentlich, daß ich, die ich doch in den Jahren, als ich zufällig zur Wissenschaft gehörte, so wenig erbauliche Erfahrungen machte, trotzdem den Hauch aus jener Zeit in meinem ganzen Denken so stark verspüre?"

„Das will ich dir sagen," entgegnete Ellen, „du kamst um eine Generation zu früh, denn du wurdest noch ganz im alten Zopf erzogen — oder um eine zu spät — denn du gerietest gerade an die Schwelle von zwei Zeiten —, und das sind immer komplizierte Posten. Die an solchen Schwellen stehen, sind meist nicht genügend ausgerüstet für das Neue, aber auch nicht mehr dumm genug, um am alten Sumpf Geschmack zu finden. Es sind Halberwachte, die wohl möchten, aber nicht können. Deine Tochter hat's leicht, die steht mit beiden Füßen in der neuen Zeit — wir sind eben alle drei ein Stück Frauenfrage — jede in ihrer Art."

„Aber ich das am wenigsten reüssierte" — sagte Sylvia nachdenklich.

„Im Gegenteil! Von deinen Erfahrungen auf dem Gebiet profitieren zwei von der jungen Garde! Was willst du mehr? Aus deinen ‚jungen Leiden' erwachsen die Chancen deiner Töchter . . ."

„Du hast eine sehr freundliche Art, meine Schattenseiten zu idealisieren. Aber der Sinn deiner Worte ist eben doch, daß ich ein Zwitterding bin."

„Ja — aber ein sehr schönes! und schließlich waren in unsrer Jugendzeit die Mädchenschicksale eben noch ganz vom Gesicht abhängig. Das meine hat mich ja von vornherein zur ‚Rechtlerin‘ ganz ausnehmend qualifiziert — du mit deiner Anmut warst wie vorbestimmt zu frühem Heiraten und zur Romantik des Lebens — wie hättest du auch auf gelehrte Gedanken kommen sollen? Heute ist ja auch das anders. Heut setzt sich selbst eine Venus, wenn sie will, auf die Kollegienbank und studiert Medizin, und der Backfisch prüft seine Chancen nicht mehr vor dem Spiegel, sondern nach den Unzen Hirn, die er hinter der Stirn hat. Das geht eben alles unter andern Voraussetzungen."

„Und Thomsen glaubt an das alles nicht, selbst, wenn du es ihm so überzeugend vorträgst?"

„Nein, solche Männer können die Gegenwart nie verstehen, die ‚leben in andern Zeiten und denken in andre zu gehn‘. Zuweilen zwar habe ich den Verdacht, er will auch absichtlich ungläubig sein, weil ihm dadurch seine Lebensrechnung besser stimmt, die er doch zuweilen in bezug auf eine gewisse Epoche anstellen mag — bei mir spricht er ja nie von dir —, aber mit meinem Mann: dem hat er auch erzählt, daß er dich wiedergesehen hat, vor zwei Wintern. Das einfachste und bequemste ist ihm ja natürlich, sich einzubilden, daß du so weltlich und oberflächlich wie nur denkbar geblieben bist, eine elegante Offiziersdame, die nichts Höheres kennt als Salonerfolg und Manövergeschichten — und daß du nun eine Tochter hast, die studieren will, das paßt ihm nicht so recht in die Tabelle . . ."

Sylvia horchte aufmerksam. Ein Gedanke kam ihr.

„Weißt du, Ellen, ich möchte ihn eigentlich selber bitten wegen Erika. 's ist ein Versuch, der mich aus mehreren Gründen verlockt, aber nicht hier bei euch — nicht unter den Kanonen deines Mannes —, und zu ihm gehen kann ich natürlich auch nicht, aber du mußt doch wissen, wann sein Kolleg aus ist?" — sie sah nach der Uhr —, „vielleicht kommst du mit zum Bären und sprichst mit Erika, die sehnlichst auf dich wartet, — um eins geht mein Zug, ich hab' ja nur so kurze Zeit für Jena, und ihr fahrt mir mein Gepäck an die Bahn — und ich — —" sie stand elastisch auf — „ich schildere so lang' am Graben und spreche mit ihm."

Ellen lachte schadenfroh vor sich hin. Sie war Feuer und Flamme für den Plan. Sie schwärmte für den gelehrten Thomsen und seine Bücher, aber gönnte ihm diesen Chok —, so weit war auch sie ganz Frau trotz ihrer kurzen Haare und trotz ihrer Erfolge als „Kämpferin".

Sylvia schritt langsam dem Graben entgegen.

Die Sonne lag breit und hell auf ihrem Wege; sie besann sich so deutlich auf jenes letzte Mal, als sie hier gegangen, als sie die steinernen Stufen der Universität emporgeschritten war, um durch eine Türspalte in das Thomsensche Kolleg hineinzulauschen — und auch auf die bitteren Gefühle besann sie sich, die seine Worte damals in ihr wachgerufen, sein kunstgerechtes Sezieren der griechischen Frauenseele.

Wie weit lag das alles hinter ihr, aber wie unverändert lag hier die kleine Welt vor den

Bergen! Die alten großen Namen leuchteten unverwischt von den Tafeln der Häuser, sie waren das Bleibende, an dem immer wechselnde Generationen von Studenten vorüberzogen, um an den heiligen Quellen des Wissens zu trinken und zu den Füßen derer zu sitzen, die es vermocht hatten, diese Quellen zu erschließen.

Ihr fiel ein, daß ja heute Rothenfels sein Regimentsexerzieren hatte.

Wie vieles doch auf der „großen" Welt, dem „kleinen" Planeten, Platz fand — die militärischen Paraden und die geistigen — die lauten und die stillen, die trompetenumschmetterten und die ohne Sang und Klang ...

Da wurde es lebendig auf dem Graben. Die Jugend stürmte aus den Pforten der Universität. Thomsens Kolleg war zu Ende. Und wenige Minuten später kam auch er langsam die Stufen herab, jene stille Versonnenheit auf den bleichen Zügen, die immer um ihn war, solange der Gegenstand seiner Vorlesung ihm noch die Gedanken bannte. Er sah kaum, wie viel er gegrüßt wurde, und dankte nur hie und da flüchtig.

Dicht an den Bäumen entlang ging er seines Weges, gesenkten Blickes. Da fühlte er, wie jemand vor ihm stehen blieb, wie eine leise bekannte Stimme an sein Ohr schlug ...

Er schaute auf.

Droben im weiten Hörsaal hatte er gerade von jener seltsamen Phase des griechischen Lebens gesprochen, die ihm stets so besonders eigenartig erschien — von den Tagen der großen Schwermut, die wie eine Epidemie über das Hellenenvolk hereingebrochen war und jung und alt in freiwilligem

Sterben niedermähte wie die Garben — ein dunkles Bild am hellen Aegäischen Meere unter dem berühmten, oftbesungenen, lachenden Götterhimmel.

Wie sie schnell bereit waren, ihren Daseinsfaden abzuschneiden, wie sie sich von den Felsen stürzten oder sich im Schierlingsbecher Todesgrüße zutranken ...

Unverständlich war ihm das nicht — ihm, der dem Leben an sich so geringen Wert beimaß — aber reizen, magisch locken tat es ihn, die geheimen Rätsel zu ergründen, die unter diesen tragischen Begebenheiten zitterten, den Grund zu erforschen dieser großen Lebensunlust, die das vielbeneidetste Volk der Erde wie eine ansteckende Krankheit überfiel ...

Und nun mit einemmal, hinein in diese alten Bilder, klang eine lebendige Stimme — da stand ein Stück seiner Vergangenheit am Wege!

Sylvia fühlte bei seinem sichtbaren Erschrecken ein Gefühl von Ueberlegenheit in sich aufsteigen — ja, das war der alte Thomsen noch, ganz wie einst, weltfremd und bange vor jeder Störung, sie aber war eine andre geworden. Sie war gewachsen.

„Ja, ich bin's," sagte sie unbefangen, „ich möchte Sie um etwas für meine Tochter bitten — Sie werden schon wissen, was."

Er hatte sich gefaßt. Er sah starr zu Boden. Er blickte sie gar nicht an. „Ich war sehr erstaunt," entgegnete er dann, „daß eine solche Bitte gerade aus Ihrer Sphäre zu mir kam."

„Nun ja," lächelte sie etwas ironisch, „finden Sie es denn nicht ganz logisch von mir, wenn

ich meine Töchter mehr lernen lassen möchte, als ich zu meiner Zeit gelernt habe?"

Sie gingen unter den Bäumen des Grabens nebeneinander her, noch einmal ein Stück Weges im Leben — und das Bewußtsein davon überkam beide seltsam, ihn vor allem, den bei ihrer Frage, dem Ton ihrer Stimme doch plötzlich eine Ahnung ergriff, daß diese Frau, die einst die seine gewesen, sich sehr verändert hatte, daß er sie doch vielleicht unterschätzen mochte, wenn er das Gesellschaftsmeer, in dem er sie zuletzt gesehen, für ihr „eigentliches Element" hielt.

Er sah sie flüchtig von der Seite an. Sie schien ihm kaum älter geworden. Ihre Züge hatten noch immer jene feine Linie griechischer Schönheit, die selbst ihn einst, wenn auch nur für kurze Zeit, zu entzücken vermocht — nur daß die einst leblose Form durchgeistigt war von dem Ausdruck einer ernsten Nachdenklichkeit und zuweilen eines feinen Spottes, der der schönen Sylvia fast noch besser stand als das von Rothenfels komponierte Reisekostüm, das sie trug. Und er fühlte sich unsicher werden bei ihrem Anblick, viel unsicherer als damals, als er ihr am hellen Dinertisch der Tiergartenvilla gegenübergesessen hatte wie einer Fremden.

Hier in Jena standen sie beide gleichsam am Ort der Tat. Und daher kam es, daß er, der sich sonst grundsätzlich nicht an die Jahre seiner Ehe zurückerinnerte, mit einemmal hinter Sylvias Gestalt all die Bilder auftauchen sah, die mit jenen Jahren in Verbindung standen — vor allem ein Bild — das Bild seiner Mutter — der Mutter, die es so gut mit ihm gemeint und

die doch den großen Mißgriff für ihn begangen hatte.

Und er wußte, daß er Sylvia ihre Bitte nicht abschlagen dürfe.

„Sie können es ja niemand verwehren, daß er sich in Ihre Bücher versenkt," sagte Sylvia, „und wenn sich dann die Menschen aus Ihren Büchern die Lust lesen, Sie selber reden zu hören, ist das dann nicht die natürliche Folge und Ihre eigne Schuld? Oder wollen Sie die Frauen ausschließen aus dem Zauberkreis, den Sie regieren? Haben Sie noch immer so wenig Geduld mit Frauen? Halten Sie uns alle in Bausch und Bogen für nicht entwicklungsfähig?"

Er knitterte nervös an einer Broschüre, die er in der Hand trug. Die leise fragende Stimme schlug so vorwurfsvoll an sein Ohr; er fühlte, daß er diesem kurzen Weg zu zweien so bald als möglich ein Ende machen müsse, wenn er nicht aus dem ruhigen Geleise seines Arbeitslebens kommen wollte.

„Nun gut," sagte er schnell entschlossen, „so will ich mit Ihrer Tochter die erste Ausnahme machen und meinen alten Grundsatz über den Haufen werfen, Ihnen zu —" er stockte, dann schloß er schnell: „Ihnen zu Gefallen."

Sylvia lächelte. „Danke," sagte sie lakonisch. Sie nestelte ihre Uhr aus dem Aermel. „Aber hier zweigt mein Weg ab, ich fahre in wenig Minuten fort. Meine Tochter wohnt übrigens vorderhand bei Frau Herrmann, was Ihnen vielleicht eine bessere Empfehlung scheinen wird als alles, was ich sonst sagen könnte."

Sie blieb stehen. „Ich höre, daß Sie wieder

mitten in einer großen Arbeit sind," fügte sie hinzu, „es freut mich, auch Sie so ganz in Ihrem Element gesehen zu haben."

Sie reichten sich die Hand. Eine Sekunde lang sahen sie sich in die Augen, und beiden schien es in dieser Sekunde wie eine plötzliche Erkenntnis, daß sie doch vielleicht zu einander gepaßt hätten, nur daß sie sich zu früh begegnet waren — vor der „rechten, der bestimmten Stunde . . ." Und da sie gegenseitig die Gemeinsamkeit dieses plötzlichen Gedankens ahnen mochten, starrten sie sich fast entsetzt an und trennten schnell ihre Hände und gingen voneinander — ein jeder seines Weges.

Sylvia war es zumut, als habe sie mit Feuer gespielt, aber diese Empfindung verflog schnell vor der eines gewissen Triumphes.

Nun hatte sie doch auch ihre Revanche gehabt. Sie hatte sich vor Thomsen rehabilitiert, das fühlte sie, und der letzte Rest von Groll, den sie so lange gegen ihn gehegt, ging endgültig in diesem Bewußtsein unter.

Gefederten Schrittes, so leicht und behende, eilte sie dem Bahnhof entgegen. Da standen Ellen und Erika vor dem gerade einfahrenden Zug, und Professor Herrmann daneben, der Sylvia mit einem erstaunten, prüfenden Blick entgegensah.

Es hatte ihn doch verlockt, die Metamorphose zu konstatieren, die nach den Angaben seiner Frau mit dem schönen Menschenkind vor sich gegangen war, das er und Ellen einst so entschieden aus Thomsens Leben weggewünscht und weggeschoben hatten, um Platz für Thomsens Bücher zu machen.

Er hatte das nie bereut, nie gezweifelt, daß er das Richtige getan, er besaß ja auch keinen Funken von Geduld mit Frauen, die sich langsam entwickeln; niemand hatte Geduld mit Sylvia gehabt in den Jahren ihrer ersten Ehe, und nun war sie doch eine Persönlichkeit geworden, auf eigne Hand, aus eigner Erfahrung.

Fast schuldbewußt stand ihr der kluge Gelehrte gegenüber.

„Nun?" fragte Ellen gespannt.

„Es ist alles in Ordnung," sagte Sylvia; „freu dich, Erika, und nimm's als gutes Vorzeichen für alles Weitere."

Erika fiel ihr wortlos um den Hals, sie hatte ein Gefühl, als dürfe sie nun fortan mit den Göttern tafeln, und das dankte sie ihrer Mutter, um die sie es so wenig verdient. Sie war ganz Reue und Liebe, ein verwandelter Mensch.

Der Zug sauste fort. Sylvia war nur knapp zur Zeit gekommen, so schnell ging alles, das Abschiednehmen, das Türenschlagen, das Tücherschwenken. Und nun verschwand schon der Bahnhofsperron, der altbekannte, auf dem sie in jungen Jahren Frau Thomsen in die Arme gesunken war bei ihrer verhängnisvollen Fahrt ins Leben.

Zu ihr herauf glänzte schillernd der Saalestrom. Sie lehnte sich aufatmend in das Polster zurück. Wie reich sie mit einemmal geworden war, wie voll ausgefüllt ihr Leben! Wie viel hatte sie plötzlich in der Welt zu tun, zwei junge Menschenkinder zu erziehen, sie zu schützen vor dem großen vanity fair, ihnen freie, schöne Wege zu bahnen.

Und Pläne auf Pläne schwirrten ihr durch

den Kopf, wie sie mit ihnen lernen, mit ihnen reisen wollte, wie sie lernen sollten, mit festen Füßen in der neuen Zeit zu stehen, an deren Schwelle sie selbst so unsicher gestanden.

Mit der „femme incomprise“ in ihr sollte es endgültig vorbei sein. Sie wollte tapfer in Kauf nehmen, was ihr am Leben nicht gefiel, die öden Gesellschaftsjagden, die Lettows — sogar gegen die „zitternde Liebe“ wollte sie duldsam werden.

Rothenfels? Hatte sie jetzt nicht im Grunde drei Kinder — außer den beiden kleinen das große, liebenswürdige Kind, das so leicht zu beglücken war, wenn man es nur ruhig gewähren ließ in seiner Art von Lebensgenuß? Und sie lächelte nachsichtig vor sich hin.

Noch einmal beugte sie sich aus dem Fenster, um zu der Stadt zurückzuschauen, in die sie so unerwartet noch einmal verschlagen war. Aber sie hatte schon zu lange vor sich hingesonnen in der Ueberfülle ihrer Gedanken.

Jena war bereits verschwunden, und über den mittäglichen Himmel schwamm leicht und zart das reizende Bild der Dornburgen.

Und Thomsen? Er stand zwischen seinen Büchern, noch etwas bleicher als sonst, unter dem Banne jener Begegnung. Und er handelte gegen seine Grundsätze: er dachte zurück.

Es kam ihm so seltsam, so eigentümlich unwahrscheinlich vor, daß er einmal etwas so Schönes besessen hatte wie jene blonde Frau, die da heute so plötzlich an seinem Wege stand, daß

sie jahrelang durch dasselbe stille Haus, in dem er noch wohnte, mit leisen Schritten gegangen war. Und ein Bibelvers fiel ihm ein, den seine Mutter öfters zu ihm gesagt, wenn sie sich um seine einsame Zukunft sorgte, einer von den weisen, tiefen Bibelsprüchen, die für alle Menschen und für alle Zeiten gesprochen sind: „Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert."

Ja, das Wissen!

Und der berühmte Thomsen kam sich mit einemmal sehr klein als Mensch vor, klein und einsam. Er wußte zwar: es war nur eine Anwandlung, die vorübergehen mußte, vielleicht in wenigen Stunden schon, eine sentimentale Regung, an der wohl auch zur Hälfte der werdende Frühling da draußen schuld trug. Aber gleichviel, durchgelebt mußten auch diese Stunden werden, damit er seine Arbeitsstimmung wiederfand.

Wer weiß, vielleicht würde er nun von Zeit zu Zeit immer wieder an sie erinnert werden durch die Tochter, durch Ellen Schmidt.

Und diese Erinnerung würde wie eine jener Wasserpflanzen sein, die da an die Oberfläche stiller Seen geschwommen kommen und ihre Fangarme wie klammernde Schlingen ausbreiten, als wollten sie auf die bisher so glatte Flut schreiben: Wir sind immer da.

Er trat an das Fenster. Unten blitzte der Strom.

Er versuchte seine Gedanken gewaltsam von Sylvia abzulenken, und sie schweiften zu seinem Kolleg zurück. Und der leukadische Fels fiel ihm ein, von dem er vorhin zu der lauschenden Studentenjugend gesprochen, die viel verständnis-

voller für dieses seltsame Thema schien, als er selber im Grunde war.

Er war einst an ihm vorübergefahren, dem Sagenfelsen, auf seiner letzten griechischen Reise. Am steilen Vorgebirge der Insel Santa Maura ragte er, sonnenbeglänzt, über der tiefblauen Meerflut. Hier taten unglücklich Liebende die Frage an das Schicksal. Sie stürzten sich vom Felsen in das heilige Meer hinunter — und der Ueberlebende war geheilt, er hatte seine Liebe überwunden und wurde wieder ein freier Mensch fortan.

Und das hatte Thomsen bisher so unbegreiflich geklungen. Jetzt zum erstenmal empfand er, wie viel griechisches Lebenskünstlertum in diesem Gottesurteil lag. Und er bedauerte in dieser Stunde, daß kein leukadischer Fels an der Saale stand.

